

EINE WISSENSCHAFT IM UMBRUCH

Andreas Röschlaub (1768–1835) und
die deutsche Medizin um 1800

HERAUSGEGEBEN VON MARK HÄBERLEIN UND MARGRIT PRUSSAT

*Christophorus Lammlein Bamb.
Henricus Mann Brudstein.
Adamus Molitor. Damb.
Nicolaus Murmann Staffelt.
Souradus Porzelt Bamb.
Sebastianus Rauch Hallerndorff.
Ad. Fridericus L. D. de Leding a. Dieberegg.
Andreas Röschlaub Lichtenf.
Valentinus Schauer Bamb.
Georgius Schlör Vielbeck.
Joës Schwarz Würzburg.
Joës Steppert Lichtenf.
Petrus Stoeckinger Geisblüthenheim.
Franciscus Salsus Stöhr Geron.
Georgius Stöhr Geron.
Georgius Süß Damb.*



University
of Bamberg
Press

18 Bamberger Historische Studien

Bamberger Historische Studien

hg. vom Institut für Geschichte
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Band 18



Eine Wissenschaft im Umbruch

Andreas Röschlaub (1768–1835) und
die deutsche Medizin um 1800

Herausgegeben von Mark Häberlein und Margrit Prussat



Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Informationen sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar.

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über den Hochschulschriften-Server OPUS (<http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg/>) der Universitätsbibliothek Bamberg erreichbar. Kopien und Ausdrücke dürfen nur zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch angefertigt werden.

Herstellung und Druck: Digital Print Group, Nürnberg
Umschlaggestaltung: University of Bamberg Press, Larissa Günther
Umschlagbild: Eintrag Andreas Röschlaubs im Matrikelbuch der älteren Universität Bamberg, Archiv der Universität Bamberg, Signatur I 7.

© University of Bamberg Press Bamberg, 2018
<http://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN: 1866-7554
ISBN: 978-3-86309-589-5
eISBN: 978-3-86309-590-1
URN: urn:nbn:de:bvb:473-opus4-521130
DOI: <http://dx.doi.org/10.20378/irbo-52113>

Inhalt

| | |
|---|-----|
| <i>Mark Häberlein</i> Einleitung..... | 9 |
| <i>Bernhard Spörlein</i> Die Medizinische Fakultät der älteren Universität Bamberg und Röschlaubs Bamberger Laufbahn | 23 |
| <i>Christian Chandon</i> Andreas Röschlaub in Landshut (1802–1826)..... | 65 |
| <i>Irmtraut Sahmland</i> Foren konzeptioneller medizinischer Reform: Röschlaubs Zeitschriften-Initiativen | 103 |
| <i>Mark Häberlein</i> Der streitbare Professor: Satiren, Schmähchriften und Kontroversen um Andreas Röschlaub..... | 135 |
| <i>Michaela Schmölz-Häberlein</i> Andreas Röschlaub und Adalbert Friedrich Marcus: Wie aus Verbündeten Gegner wurden | 163 |
| <i>Werner E. Gerabek</i> Röschlaub und Schelling: Das Ende einer Freundschaft und die Medizin der Romantik | 185 |
| <i>Andreas Schenker</i> Das Ende einer Fehde. Eine Edition der Briefe Andreas Röschlaubs an Christoph Wilhelm Hufeland 1809–1812..... | 215 |
| <i>Margrit Prussat</i> Vernetzte Biographien. Die Medizinische Fakultät im Bamberger Professorinnen- und Professorenkatalog | 237 |

Abkürzungsverzeichnis.....259

Personenregister.....261



Porträt Andreas Röschlaub (Staatsbibliothek Bamberg V A 331m)

Einleitung

Im Oktober 2018 jährt sich zum 250. Mal der Geburtstag des zunächst in Bamberg und anschließend in Landshut wirkenden Mediziners Andreas Röschlaub (1768–1835). Für Historikerinnen und Historiker sind runde Geburtstage und Jubiläen natürlich stets ein willkommener Anlass, an mehr oder minder bedeutende Persönlichkeiten und Ereignisse zu erinnern – aber gilt dies auch für einen deutschen Mediziner an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, der bereits unter seinen Zeitgenossen hoch umstritten war, der bald danach in Vergessenheit geriet und dem die neuere medizin-historische Forschung nur sporadisch Beachtung geschenkt hat? Selbst aus Sicht der Universität Bamberg, an der der vorliegende Sammelband entstanden ist, erscheint eine Würdigung seiner Persönlichkeit und seines Werks keineswegs selbstverständlich. Zwar studierte Andreas Röschlaub hier seit 1784 Philosophie und Medizin, wurde 1795 in Bamberg promoviert und bekleidete von 1798 bis 1802 eine ordentliche Professur für Medizin,¹ doch die Tradition universitärer medizinischer Forschung und Lehre brach in der fränkischen Bischofsstadt schon kurz nach seinem Weggang nach Landshut ab: 1803 wurde die Universität Bamberg im Zuge der Eingliederung des Fürstbistums Bamberg in das Kurfürstentum (ab 1806 Königreich) Bayern aufgelöst, und nach der Wiedergründung der Universität Ende der 1970er Jahre wurde dort keine Medizinische Fakultät mehr errichtet. In intellektueller wie in institutioneller Hinsicht, so lässt sich zugespitzt formulieren, blieb Andreas Röschlaubs Wirken in Bamberg langfristig weitgehend folgenlos.

Für deutsche Mediziner, Literaten und Philosophen um 1800 indessen war Andreas Röschlaub eine Person, an der man sich zwar reiben konnte, die man jedoch ernst nehmen musste. Dies bezeugt kein Geringerer als Johann Wolfgang von Goethe, der am 30. Dezember 1800 den befreundeten Arzt Nikolaus Meyer, welcher auf seiner Reise von Weimar nach Wien aufgrund der Wirren des Zweiten Koalitionskriegs eine längere Zwischenstation in Bamberg einlegte, um nähere Informationen zu den beiden führenden Medizinern vor Ort bat:

1 Vgl. Bernhard SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (1648–1803). Studien zur Institutionen- und Sozialgeschichte, 2 Bde. (Spektrum Kulturwissenschaften 7), Berlin 2004, Bd. 2, S. 1292–1297 sowie den Beitrag von Bernhard Spörlein in diesem Band.

Wollten Sie mir gelegentlich eine Schilderung derer Herren Markus und Röschlaub, vorzüglich als Lehrer, sowohl auf dem Catheder, als am Krankenbette, so wie sie Ihnen, theils an sich, theils etwa in Vergleichung mit unseren bekannten academischen Lehrern in Jena vorkommen, gefällig aufsetzen und mir schicken; so würden Sie mir einen angenehmen Dienst erweisen.²

Tatsächlich hatte Goethe vor dieser Anfrage schon mehrfach von den Bamberger Medizinern Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816) und Andreas Röschlaub gehört. Anfang August 1800 hatte ihm der Philosoph Friedrich Wilhelm Joseph Schelling aus Bamberg geschrieben:

Das neue System der Medicin wird hier theoretisch sowohl als practisch mit einer Consequenz und Genauigkeit ausgeführt, die bis jezt wohl sonst nirgends beobachtet wird. Der schwierige Punct der Ausübung, im einzelnen Fall den Grad der gegenwärtigen Schwäche oder Stärke, und den ihm proportionalen Reiz auszumitteln, ist gerade der Punct, worauf man hier am meisten aufmerksam gemacht wird, und schon jetzt existirt darüber ein aus Theorie und Erfahrung abstrahirtes Ganzes von Kunstregeln, was sehr interessant ist.³

Und Anfang Oktober 1800 notierte Goethe in seinem Tagebuch, dass Christoph Wilhelm Hufeland (1762–1836) – der langjährige Hausarzt des Dichters und mittlerweile einer der einflussreichsten deutschen Mediziner – bei ihm zu Gast gewesen sei und *von seiner Bamberg[ischen] Reise* erzählt habe.⁴ Wie zahllose andere Ärzte nahm Hufeland das 1789 eingeweihte Bamberger Krankenhaus, eine der modernsten medizinischen Einrichtungen der Zeit, persönlich in Augenschein und machte sich sein eigenes Bild von den Reformen, die Marcus und Röschlaub dort durchführten.⁵ Auch Nikolaus Meyer tat Goethe den Gefallen einer ausführlichen Charakterisierung der beiden Bamberger Mediziner. Während er Adalbert Friedrich Marcus als weltge-

2 Hans KASTEN (Hrsg.), *Goethes Bremer Freund Dr. Nikolaus Meyer. Briefwechsel mit Goethe und dem Weimarer Kreis*, Bremen 1926, S. 9.

3 Friedrich Wilhelm Joseph SCHELLING, *Briefe*. Bd. 2: *Briefwechsel 1799–1802*. Teilband 1, Stuttgart-Bad Cannstatt 2010, S. 215f.; auch zitiert in Werner E. GERABEK, *Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und die Medizin der Romantik. Studien zur Schellings Würzburger Periode*, Frankfurt a. M. 1995, S. 22.

4 Goethe – *Begegnungen und Gespräche*. Bd. V: *1800–1805*, hrsg. v. Renate GUMBACH, Berlin/New York 1985, S. 55.

5 Vgl. Bernhard SCHEMMELE (Hrsg.), *Das Allgemeine Krankenhaus Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal in Bamberg von 1789. Ausstellung der Staatsbibliothek Bamberg*, 2. Aufl. Bamberg 1989; Mark HÄBERLEIN/Michaela SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, *Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816). Ein Bamberger Arzt zwischen aufgeklärten Reformen und romantischer Medizin (Stadt und Region in der Vormoderne 5)*, Würzburg 2016, S. 201f.

wandt, vielseitig interessiert, aber auch etwas eitel und oberflächlich beschrieb, sei Röschlaub *in manchen Stücken ganz das Gegentheil von ihm*. Als Arzt sei dieser

äußerst consequent, und er verläßt sich nur auf die genaueste Untersuchung und Bestimmung, nicht auf seinen Blick, der ihm gewiß nicht fehlt. Daher hat er den Vorzug vor ihm [Marcus] als Lehrer am Krankenbette, seine Resultate sind immer rein, und deshalb wird es dem jungen Artzte, der ihn einmahl versteht, nicht schwer ihm zu folgen. Als Schriftsteller hat R. außerordentliche Verdienste um die Medizin, und ich wünschte ihm Hufelands ruhigen Vortrag, obgleich R. seinen unruhigen Geist wohl nicht mit dessen ruhigen vertauschen würde. Er hält zu leicht eine Neben Idee, die bloß als Erklärung dient, fest, und verfolgt sie ohne Vortheil für das ganze zu weit, so daß mancher sie für die Hauptsache hält, und nun muß er selbst mit einem Sprunge zu dieser zurückkommen, wodurch sein Vortrag für viele sehr schwer wird: dies ist aber bloß bey seinem mündlichen, nicht bey seinem schriftlichem Vortrag der Fall, dem man Gedrungenheit, Energie und Konsequenz nicht absprechen kann.⁶

In seiner Charakterisierung des Privatmanns Röschlaub kontrastierte Meyer den aus einfachen Verhältnissen stammenden und im gesellschaftlichen Umgang wenig gewandten Arzt mit seinem großbürgerlich auftretenden, weltläufigen und geselligen älteren Kollegen Marcus:

Er lebt einfach für sich, ohne viel Geräusch, arbeitet viel und fast zu viel für seinen schwächlichen Körper, unterhält sich mit etwas Musik und Lesen der besten deutschen Schriftsteller, für die er ein sehr feines Gefühl hat, und geht jeden Abend zu seiner Erholung [...] [in] ein nicht sehr brillantes Kaffehaus, wo er mit Leib und Seele, aber sehr schlecht, Billard spielt, und bey jedem Fehlstoß die Absicht, und die Ursache desselben erklärt. Sein gänzlicher Mangel an Sprachkenntniß hat ihn verschiedene Male in drollige Verlegenheiten am Krankenbette der Franzosen gesetzt, wo einige seiner Zuhörer die Dolmetscher machen müssen. Sein Character ist der beste, aber er ist äußerst heftig, und sein Mangel an feiner Erziehung, sein sich hinwegsetzen über alle Conventionen, zieht ihm manchen für seine Freunde unangenehmen Streit und Wortwechsel zu, den er nicht immer auf die delikateste Art erledigt. Sonst ist er gewiß in aller Rücksicht ein ganz vortrefflicher Mann, für den ich alle mögliche Achtung und Liebe habe.⁷

Diese insgesamt sehr positive Einschätzung von Röschlaubs Persönlichkeit und Wirken wurde allerdings längst nicht von allen Zeitgenossen geteilt; vielmehr finden sich zahllose Klagen über dessen rüde Umgangsformen und den konfrontativen Stil, den er in seinen Publikationen pflegte. So erinnerte sich der bereits erwähnte Christoph

6 KASTEN (Hrsg.), Goethes Bremer Freund (wie Anm. 2), S. 11f.

7 Ebd., S. 12f. Vgl. auch Mark HÄBERLEIN, Johann Wolfgang von Goethe, Adalbert Friedrich Marcus und die Bamberger Medizin, in: Jahrbuch Literatur und Medizin 9 (2017), S. 13–44.

Wilhelm Hufeland in seiner Autobiographie an die *Kränkung*, die ihm dadurch zugefügt worden sei, *dass ich von Röschlaub öffentlich mit Allem, was ich schrieb und geschrieben hatte, auf das Pöbelhafteste behandelt und herabgewürdigt wurde.*⁸

Aus Bamberger Sicht erscheint bemerkenswert, dass Adalbert Friedrich Marcus in der lokalen Erinnerungskultur ungleich stärker verankert ist als sein zeitweiliger Stellvertreter und engster Mitarbeiter. Heutige Einwohner und Besucher Bambergs gelangen von der Unteren Sandstraße – der zentralen Flanier- und Partymeile der Altstadt – in nordöstlicher Richtung über Markusbrücke und Markusstraße zum Markusplatz, wo sie nach Süden in die Karolinenstraße einbiegen können, die sie zurück in die Altstadt führt. Lehrenden und Studierenden der Universität Bamberg ist das Markushaus ein Begriff – eine ehemalige Entbindungsklinik, die Teile der Fakultät für Humanwissenschaften beherbergt. Patienten und Besucher des modernen Klinikums im Südwesten Bambergs schließlich treffen im Foyer des Gebäudes auf eine überlebensgroße Reliefbüste von Marcus, die anlässlich seines 200. Todestages im Jahre 2016 in Auftrag gegeben wurde. An Andreas Röschlaub hingegen erinnert weder ein Straßename noch eine Gedenkbüste.

Auch in der medizinhistorischen Fachliteratur fand Röschlaub nach dem Erscheinen von Bernhard Hirschels *Geschichte des Brown'schen Systems und der Erregungstheorie* von 1846⁹ lange Zeit nur noch wenig Beachtung. Es ist das große Verdienst der aus Zypern stammenden Nelly Tsouyopoulos, in ihrer 1982 erschienenen Habilitationsschrift *Werk und Wirkung dieses süddeutschen Arztes im Zusammenhang dargestellt und in die zeitgenössischen Kontexte eingeordnet zu haben*. Ausgehend von der weitgehend negativen Beurteilung des Einflusses der Philosophie auf die „romantische Medizin“ in der medizingeschichtlichen Literatur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts setzte sich Tsouyopoulos kritisch mit dieser historiographischen Tradition auseinander. Sodann unterzog sie Röschlaubs publizistisches Werk, dem sie eine bemerkenswerte Einheit und Geschlossenheit attestierte, einer eingehenden Analyse. Schließlich untersuchte sie die Rezeption dieser Schriften durch zeitgenössische Mediziner sowie das Verhältnis von Medizin und Philosophie im Werk Röschlaubs.

8 Christoph Wilhelm HUFELAND, *Eine Selbstbiographie*, Berlin 1863, S. 32. Vgl. Klaus PFEIFER, *Medizin der Goethezeit. Christoph Wilhelm Hufeland und die Heilkunst des 18. Jahrhunderts*, Köln 2000, S. 172f.

9 Bernhard HIRSCHSEL, *Geschichte der medicinischen Schulen und Systeme des neunzehnten Jahrhunderts*. Bd. 1: *Geschichte des Brown'schen Systems und der Erregungstheorie*, Dresden/Leipzig 1846.

Dabei betonte Tsouyopoulos, dass der Schwerpunkt seiner Arbeit nicht in theoretischer Spekulation bestanden habe, sondern auf eine Reform der praktischen Medizin ausgerichtet gewesen sei: „Was Röschlaub und andere progressive Ärzte seiner Zeit anstrebten, war: eine Reform der traditionellen Klinik, eine Umorientierung in der Ausbildung der Ärzte, eine neue Gestaltung des klinischen Unterrichts und eine radikale Änderung der Struktur des Medizinalwesens.“¹⁰ Die Radikalität dieser Reformforderungen, so Tsouyopoulos, werde erst vor dem Hintergrund der „tiefen Grundlagenkrise der Medizin“ um 1800 verständlich.¹¹ Problematisch an dieser Studie erscheint aus heutiger Sicht indessen, dass das kurze biographische Kapitel ohne Archivquellen auskommt und zu einer positiven Stilisierung Röschlaubs tendiert – etwa wenn Tsouyopoulos schreibt, dieser sei „trotz seines leidenschaftlichen Engagements von einem sehr ruhigen, beherrschten Charakter und von einer distanzierten Güte“ gewesen.¹² An diese Pionierarbeit anknüpfend arbeitete Urban Wiesing in seiner Studie über die Frage, ob die Medizin in Deutschland an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert als Kunst oder als Wissenschaft galt, die zentrale Position Röschlaubs in dieser Debatte heraus.¹³

Tsouyopoulos und Wiesing machten deutlich, dass sich Röschlaubs medizinische Tätigkeit in zwei Phasen einteilen lässt. In einer ersten, sich von Mitte 1795 bis 1799/1800 erstreckenden Phase ging es ihm vor allem um die Popularisierung und Weiterentwicklung des Brownianismus, eines auf den schottischen Arzt John Brown (1735–1788) zurückgehenden medizinischen Systems, das die traditionelle Humoralpathologie endgültig überwinden sollte.¹⁴ In seinem 1780 publizierten Werk *Elementa Medicinae* hatte Brown „Erregbarkeit“ als Grundprinzip aller lebenden Materie postuliert. Für Brown war Leben das Resultat fortwährender Interaktionen zwischen äußeren Reizen und inneren Impulsen. Vor diesem Hintergrund, so der Medizinhistoriker Guenter B. Risse, war Gesundheit nichts anderes als „das Gleichgewicht zwischen einem adäquaten Maß von Reizung und einem normalen Grad von Erregbarkeit.“

10 Nelly TSOUYOPOULOS, Andreas Röschlaub und die Romantische Medizin. Die philosophischen Grundlagen der modernen Medizin (Medizin in Geschichte und Kultur 14), Stuttgart 1982, S. 217.

11 Ebd., S. 220.

12 Ebd., S. 58.

13 Urban WIESING, Kunst oder Wissenschaft? Konzeptionen der Medizin in der Zeit der deutschen Romantik (Medizin und Philosophie 1), Stuttgart-Bad Cannstatt 1995.

14 TSOUYOPOULOS, Röschlaub (wie Anm. 10), S. 105–116; WIESING, Kunst oder Wissenschaft? (wie Anm. 13), S. 159–163.

Ferner unterschied Brown zwischen den pathologischen Zuständen der Asthenie, einem Zuwenig an Reizen, und der Sthenie, einem Übermaß an Erregung. Die Aufgabe des Arztes sah er darin, aus der Krankheitsgeschichte und dem Krankheitsbild des Patienten auf den Erregungsgrad zu schließen und dementsprechend stärkende oder schwächende Therapien zu verordnen.¹⁵ Andreas Röschlaub, der sich bereits in seiner Studienzeit intensiv mit den *Elementa Medicinae* beschäftigte und seine 1795 in Bamberg verteidigte Dissertation *De feбри fragmentum* daran ausrichtete, übernahm einerseits Browns Einsichten in das Prinzip der Erregbarkeit und die „Vereinigung von Physiologie und Pathologie“; andererseits nahm er diverse Korrekturen am System des schottischen Arztes vor: „Er hebt Browns strikte Trennung zwischen allgemeinen und örtlichen Krankheiten auf, erläutert und vertieft die Gesetze der Erregung und den Begriff der Erregbarkeit. [...] Erregung ist keinesfalls nur gleichmäßig über den Körper verteilt, wie Brown behauptet, sondern in örtlich unterschiedlicher Stärke.“¹⁶

Ungeachtet der Skepsis namhafter Ärzte machte die von Andreas Röschlaub auf der Basis des Brownschen Systems entwickelte Erregungstheorie in der medizinischen Fachwelt Furore. Der amerikanische Medizinhistoriker Thomas Broman bezeichnete den Brownianismus als „the single most important medical movement of the 1790s,“ weil er die Kluft zwischen Theorie und Praxis durch die Konstruktion eines einheitlichen medizinischen Systems zu überwinden versucht habe. Röschlaubs theoretische Ausarbeitung des Brownschen Systems und Adalbert Friedrich Marcus' Erprobung desselben in der klinischen Praxis, so Broman, „made Bamberg the center of the German medical world for a short time between 1798 and 1803. Their elaboration of Brown's principles into a complete system of medical *Wissenschaft* put Brunonianism among the leading cultural forces of the day and linked it with other powerful intellectual currents such as *Naturphilosophie*.“¹⁷ Für Broman

15 Guenter B. RISSE, John Brown (1735–1788), in: *Klassiker der Medizin*. Bd. 2: Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker, hrsg. v. Dietrich von ENGELHARDT/Fritz HARTMANN, München 1991, S. 24–36, hier S. 29f.; vgl. auch Thomas HENKELMANN, Zur Geschichte des pathophysiologischen Denkens. John Brown (1735–1788) und sein System der Medizin, Berlin/Heidelberg/New York 1981; Thomas H. BROMAN, The Transformation of German Academic Medicine, 1750–1820, Cambridge u.a. 1996, S. 143f.; Wolfgang Uwe ECKART, Brownianismus, in: *Enzyklopädie der Neuzeit Online*, hrsg. v. Friedrich JAEGER, DOI: http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_a0545000 [03.04.2018].

16 WIESING, Kunst oder Wissenschaft? (wie Anm. 13), S. 159f.; vgl. Tsouvoropoulos, Röschlaub (wie Anm. 10), S. 120–128; dies., Asklepios und die Philosophen. Paradigmawechsel in der Medizin im 19. Jahrhundert (Medizin und Philosophie 2), Stuttgart 2008, S. 95f., 127; BROMAN, Transformation (wie Anm. 15), S. 150f.

17 BROMAN, Transformation (wie Anm. 15), S. 128, 149.

markiert die Arbeit von Marcus und Röschlaub den Höhepunkt des Brownianismus in Deutschland: „In their hands [Brunonianism] came as close as it ever would to being the complete and seamless union of theory and practice. By joining theory to practice, Marcus and Röschlaub opened the door to a radically new form of medical practice.“ Aus seiner Sicht scheiterte diese weitreichende Neukonzeption der Medizin nicht nur an der erbitterten Gegnerschaft konservativer Mediziner, sondern auch an den Unzulänglichkeiten ihrer Protagonisten. „Röschlaub,“ schreibt er, „added to his own difficulties by tinkering incessantly with the theory to such an extent that no one could ever be entirely sure just what it claimed. His most frequent reply to critics was that they misunderstood what he had said, proceeding then to clarify his meaning while modifying his stance.“¹⁸

In einer zweiten Phase bemühte sich Röschlaub seit 1799/1800 um eine grundlegend neue Konzeption der Medizin als Wissenschaft. Unter dem Einfluss von Schellings Naturphilosophie nahm er, wie Urban Wiesing erläutert, „eine vollständig neue Einteilung der einzelnen Disziplinen in der Medizin“ vor: „Physiologie, Pathologie und Nosologie“ waren nunmehr lediglich noch „Propädeutik für die Heilkunde.“ Außerdem sah Röschlaub „nicht mehr in der Diagnose, sondern in der Prognose den entscheidenden Ort, um zu Handlungsanweisungen zu gelangen.“ Als neue Disziplinen propagierte er „eine Lehre des Heilungsprozesses (Jatreusiologie), eine Lehre der Heilmittelwirkungen (Jamatologie), eine Lehre für die Heiltätigkeit des Arztes (Jaterie) und eine Lehre der Handlungsregeln des Arztes (Jatrotechnik).“¹⁹ In diesem Bemühen um eine umfassende Neukonzeption der Medizin als Heilkunst sieht Wiesing Röschlaubs hauptsächliche Leistung: „Gerade die Nachvollziehbarkeit, die klare Struktur und die theoretische Untermauerung aller Teile ärztlichen Handelns zeichnen Röschlaubs ‚Heilkunst‘ aus.“²⁰ Die Resonanz auf seine ‚Heilkunst‘ fiel jedoch deutlich schwächer aus als diejenige auf die Erregungstheorie: Röschlaubs neue Systematik und Begrifflichkeit konnten sich nicht durchsetzen, an Schellings Naturphilosophie orientierte Ärzte setzten sich – zu Röschlaubs großer Enttäuschung – kaum mit ihr auseinander, und sein Einfluss schwand nach 1810 rapide: „Es folgt eine Phase der Resignation und intellektuellen Isolation, Röschlaub verwirft erneut

18 Ebd., S. 155, 157.

19 WIESING, Kunst oder Wissenschaft? (wie Anm. 13), S. 162f.; vgl. TSOUYOPOULOS, Röschlaub (wie Anm. 10), S. 70–73, 117–120, 134–148.

20 WIESING, Kunst oder Wissenschaft? (wie Anm. 13), S. 173.

zuvor vertretene Thesen und wird nur noch wenig publizieren, hauptsächlich zur klinischen Methode.“²¹

Dass trotz der breiten Rezeption von Brownianismus und Erregungstheorie ein genuiner Paradigmawechsel in der Medizin ausblieb, erklärt Tsouyopoulos mit der fehlenden „Legitimation des Neuen gegenüber dem Alten.“ Die Mehrzahl der medizinischen Lehrstühle war nach wie vor mit konservativen Ärzten besetzt, die den wissenschaftlichen Diskurs in den Fachzeitschriften bestimmten, traditionelle Lehrbücher weiterverwendeten und tatsächliche oder vermeintliche Widersprüche in den Schriften progressiver Ärzte sowie Kontroversen zwischen Brownianern und naturphilosophischen Ärzten zum Anlass nahmen, um vor allzu schnellen und weitreichenden Neuerungen zu warnen.²²

Auch wenn Andreas Röschlaub mit seinem ambitionierten Vorhaben, die medizinische Wissenschaft auf ein neues Fundament zu stellen, gescheitert ist und Bamberg seine Rolle als ein medizinisches Zentrum Mitteleuropas nur wenige Jahre behaupten konnte, so ist doch festzuhalten, dass die neuere Medizingeschichte Röschlaub als originellen Theoretiker und eigenständige Stimme innerhalb des vielstimmigen Chors der deutschen Mediziner um 1800 rehabilitiert hat – Grund genug, zu seinem 250. Geburtstag Rückschau zu halten auf die wichtigsten Stationen seiner Karriere in Bamberg und Landshut, auf sein Wirken als Hochschullehrer, Autor und Zeitschriftenherausgeber und auf sein Verhältnis zu intellektuellen Weggefährten und Widersachern.

Bernhard Spörlein, der beste Kenner der Geschichte der älteren Bamberger Universität, stellt Röschlaubs Karriere bis 1802 in den Kontext der Entwicklung der im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts institutionalisierten Medizinischen Fakultät sowie der Reform der medizinischen Ausbildung unter der Ägide des an der Aufklärung orientierten Bamberger Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal. Wie Spörlein erläutert, bedeuteten diese Reformen für Röschlaub nicht zuletzt eine deutliche Verlängerung seiner Studienzzeit. Mit sechs ordentlichen und zwei außerordentlichen Professuren im Jahre 1802 war die Fakultät personell durchaus gut, räumlich hingegen war sie nur unzureichend ausgestattet. Einen wesentlichen Impuls für die praktische Medizinerausbildung bedeutete die Eröffnung des Allgemeinen Krankenhauses im Jahre 1789, das personell mit der Universität verschränkt war und seit 1793 verpflichtenden

21 Ebd., S. 180–185, Zitat S. 185.

22 Tsouyopoulos, Asklepios (wie Anm. 16), S. 163f.; vgl. auch BROMAN, Transformation (wie Anm. 15), S. 156f.

klinischen Unterricht für Bamberger Studenten anbot. Der Vergleich mit anderen Professoren der älteren Bamberger Universität lässt eine Reihe von Gemeinsamkeiten erkennen: Wie die meisten seiner Kollegen war Röschlaub ein katholisches Landeskind, stammte aus einer Mittelschichtfamilie, praktizierte vor seiner Berufung zeitweilig als Armenarzt und bezog ein vergleichsweise geringes Festgehalt, das er jedoch durch diverse universitäre und außeruniversitäre Tätigkeiten substantiell aufbesserte. Ein wesentliches Motiv für seinen Wechsel nach Landshut war zweifellos die ungleich höhere Besoldung der dortigen Professur. Unter den Bamberger Medizinstudenten schließlich ist ein bemerkenswert hoher Anteil auswärtiger Studierender in den letzten Jahren vor der Aufhebung der Universität feststellbar, der sich aus der hohen Reputation des Allgemeinen Krankenhauses und seiner leitenden Ärzte Adalbert Friedrich Marcus und Andreas Röschlaub erklärt.

Angesichts der Tatsache, dass Andreas Röschlaubs Karriere in Bamberg in der Literatur bislang weitaus mehr Beachtung gefunden hat als sein Wirken in Landshut, bietet der Beitrag von *Christian Chandon* zu seiner Landshuter Zeit von 1802 bis 1826 ein wichtiges Korrektiv. Das Gesamtbild dieser Periode fällt ambivalent aus: Auf der einen Seite verstrickte sich der Mediziner vor allem in seinen ersten Jahren in Niederbayern in eine Reihe persönlicher und fachlicher Kontroversen mit Kollegen und dem Landshuter Magistrat; sein Einfluss in der Fachwelt sowie seine Publikationstätigkeit gingen seit etwa 1810 deutlich zurück, und in der Lehre machten sich die Landshuter Professoren oft gegenseitig Konkurrenz. Auf der anderen Seite gelang es Röschlaub offensichtlich im Laufe der Jahre, sich bei Kollegen und Studenten gleichermaßen Respekt zu verschaffen, wie seine dreimalige Wahl zum Rektor in den Jahren 1820 bis 1822 und Solidaritätsbekundungen von Studenten, für deren Belange sich Röschlaub nach den Karlsbader Beschlüssen von 1819 wiederholt einsetzte, zeigen. Das bayerische Innenministerium, dem der selbstbewusste Rektor offenbar ein Dorn im Auge war, nahm eine Auseinandersetzung mit dessen Medizinerkollegen Franz Reisinger im Jahre 1824 zum Anlass, Röschlaub in den Ruhestand zu versetzen, doch im Kontext des Umzugs der Universität nach München wurde er 1825/26 nochmals reaktiviert. Wenig bekannt ist bislang Röschlaubs Hinwendung zur Psychologie, da er in dieser Disziplin kaum etwas publizierte; hier stellt die Auswertung der zahlreichen

Vortrags- und Aufsatzmanuskripte, die als Teilnachlass in der Universitätsbibliothek Zürich überliefert sind, ein markantes Forschungsdesiderat dar.²³

Die starke Beachtung, die Andreas Röschlaubs medizinische Konzeption an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert erfuhr, basierte neben seinen monographischen Abhandlungen und Lehrwerken maßgeblich auf seinen Zeitschriften, insbesondere dem zwischen 1799 und 1809 publizierten *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und practischen Heilkunde*. Die Medizinhistorikerin *Irmtraut Sahmland* unterzieht Programmatik und Inhalt dieser Zeitschrift einer eingehenden Untersuchung und zeigt, „dass Röschlaub sein *Magazin* offensichtlich sehr gut durchdacht, taktisch äußerst überlegt und zugleich mit einem hohen Selbstbewusstsein einführte.“ Den „Anspruch eines offenen Diskussionsforums“, den der Herausgeber Röschlaub in der Vorrede zum ersten Band formulierte, löste er jedoch nicht ein; vielmehr diente die Zeitschrift vorrangig der Propagierung seiner eigenen Ansichten und der Entkräftung von Einwänden und Kritik, die gegen Brownianismus und Erregungstheorie vorgebracht wurden. Der Auseinandersetzung mit kritischen Rezensionen widmete Röschlaub eine eigene Rubrik seines Magazins, in der er – ungeachtet seiner Bekundungen, dass fachliche Auseinandersetzungen von persönlichem Respekt der Kontrahenten geprägt sein sollten – oft mit polemischer Schärfe geradezu vernichtende Urteile fällte. Röschlaubs Entscheidung, sein *Magazin* ab 1802 als Alleinautor weiterzuführen, seine Lancierung weiterer Zeitschriftenprojekte und seine Ankündigung, weiterhin an einem fundamental neuen allgemeinen System der Medizin zu arbeiten, interpretiert Sahmland als mögliche „Protest- und Widerstandshaltung gegen eine faktisch zunehmende Isolation“.

Dem bereits angesprochenen Aspekt der Polemik in Röschlaubs Werk widmet sich der Beitrag von *Mark Häberlein*. Er argumentiert, dass die Reputation des Mediziners im frühen 19. Jahrhundert durch Satiren und Schmähchriften massiv geschädigt wurde. Während Röschlaub selbst in seinen Publikationen vermeintliche Mängel und Fehler in den Arbeiten anderer häufig scharf anprangerte, um seine wissenschaftlichen Erkenntnisse und Standpunkte zu verteidigen, warfen ihm Kritiker vor, gerade durch die Vehemenz seiner Kritik und seinen rüden Umgangston zeitweilig eine Deutungshoheit im medizinischen Diskurs behauptet zu haben. Der in Hameln und Verden tätige Arzt Carl Christian Matthäi, der sich durch eine Rezension

23 Universitätsbibliothek Zürich, Ms. O 590–599 (überliefert als Teil des Nachlasses von Auguste Antoine Clément).

Röschlaubs zu Unrecht herabgewürdigt sah, griff dessen medizinisches Wirken und Charakter in einer umfangreichen Schrift frontal an und forderte seine Medizinerkollegen sogar auf, ihn zu ächten. Im zeitlichen Umfeld seines Wechsels von Bamberg nach Landshut geriet Röschlaub aber auch von anderer Seite her unter Beschuss: Während ihn die anonym publizierte Parodie einer akademischen Rede lächerlich zu machen versuchte, wurde Röschlaub kurz nach seiner Übersiedlung nach Landshut auch in einen Ehrenhandel mit dem dortigen Bürgermeister verwickelt, der ihm eine gerichtliche Rüge eintrug. Diese gleichzeitigen Angriffe auf seine Reputation auf unterschiedlichen Feldern drängten ihn in die Defensive und erschwerten ihm den Start in Landshut.

Um 1800 wurden Adalbert Friedrich Marcus und Andreas Röschlaub als leitende Ärzte am Bamberger Allgemeinen Krankenhaus und führende Propagandisten medizinischer Reform von vielen Zeitgenossen in einem Atemzug genannt; als Marcus 1816 starb, hatten sie sich jedoch längst zerstritten. *Michaela Schmölz-Häberlein* rekapituliert die wesentlichen Etappen dieser ambivalenten Beziehung, die als Lehrer-Schüler-Verhältnis zwischen dem Klinikdirektor Marcus und dem Medizinstudenten Röschlaub in den frühen 1790er Jahren begann, zwischen 1799 und 1802 in einer fruchtbaren und vielbeachteten Kooperation kulminierte und später in einer scharfen Abrechnung endete. Ein wesentlicher Grund dieses Zerwürfnisses lag offenbar im Verhältnis der beiden Mediziner zu Schellings Naturphilosophie: Während Röschlaub diese produktiv mit der von ihm vertretenen Erregungstheorie zu verbinden suchte, sah Marcus die Erregungstheorie im Lichte der Naturphilosophie bald als überholt an und lehnte die weitere Beschäftigung mit ihr ab. In einer Kontroverse um die Diagnose von Typhus überzogen sich die beiden einstigen Weggefährten 1814 gegenseitig mit Häme und Spott, und auch nach Marcus' Tod war Röschlaub nicht bereit, dessen Neffen die Deutungshoheit über Marcus' und sein eigenes Vermächtnis zu überlassen.

Das bereits angesprochene Verhältnis von Röschlaub und Schelling ist das Thema des Beitrags von *Werner E. Gerabek*. Er zeigt, dass der Philosoph sich seit 1799 stark für medizinische Fragen interessierte und zeitweilig sogar ein Medizinstudium in Bamberg erwog. Ihren Höhepunkt erreichte die Beschäftigung Schellings mit Medizin und Naturwissenschaft in seiner Würzburger Zeit von 1803 bis 1806, in der er einen Kreis jüngerer Ärzte und Naturforscher um sich scharte. In Landshut setzte sich Röschlaub unterdessen zunächst für Schellings Ideen ein, die damals von Professoren verschiedener Fachrichtungen intensiv rezipiert wurden. Innerhalb der

ausgesprochen vielschichtigen, in diverse Strömungen und Schulen zerfallenden „romantischen Medizin“ zeigten Röschlaub und Schelling zwar großes Interesse an den wissenschaftlichen Konzepten des jeweils anderen, doch verfolgte Röschlaub letztlich einen eigenen, von Medizinhistorikern als „theoretisch-pragmatisch“ beschriebenen Weg und entzweite sich mit Schelling über die Frage der Grundlagen der Medizin. Nachdem sich Schelling 1805 in den von ihm und Adalbert Friedrich Marcus herausgegebenen *Jahrbüchern der Medicin als Wissenschaft* demonstrativ von Röschlaubs Erregungstheorie distanziert hatte, verwarf Letzterer seinerseits die Naturphilosophie.

Andreas Schenker legt eine Edition von sieben Briefen Andreas Röschlaubs an einen der führenden konservativen Vertreter der „romantischen Medizin“, Christoph Wilhelm Hufeland, vor. Die zwischen 1809 und 1812 entstandenen, im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar überlieferten Schreiben beleuchten Röschlaubs Wiederannäherung an die sog. „empirisch-eklektische“ Richtung der Medizin, die Tradition und Erfahrung mehr Gewicht beimaß als abstrakten Theorien. Der Landshuter Medizinprofessor, der die Empiriker vorher oft als geistlos und theoriefern gescholten hatte, versuchte durch die Kontaktaufnahme mit seinem hoch angesehenen Kollegen offenbar auch, seine zunehmende intellektuelle Isolation zu überwinden und seine Position im fachlichen Diskurs zu verbessern.

Margrit Prussat stellt abschließend die Recherchemöglichkeiten vor, die das Bamberger Universitätsarchiv zu Persönlichkeiten bereitstellt, welche an der von 1648 bis 1803 bestehenden älteren Universität Bamberg und deren Nachfolgeinstitutionen lehrten. Im Zuge des Aufbaus digitaler Informationsangebote entsteht derzeit der Bamberger Professorinnen- und Professorenkatalog, welcher das gesamte Lehrpersonal seit der Universitätsgründung dokumentiert. Prussat beschreibt die Maßnahmen, die zur Sicherung der Nachhaltigkeit dieses digitalen Informationsangebots ergriffen wurden, die inhaltlichen Festlegungen hinsichtlich der aufzunehmenden Personen, der Auswahl und Strukturierung biographischer Daten sowie der Quellenbasis und die Zugriffsmöglichkeiten. Von den 319 Professoren der älteren Bamberger Universität gehörten 15 der Medizinischen Fakultät an. Prussats Beitrag erläutert, wie die biographischen Daten zu Andreas Röschlaub und seinen 14 Bamberger Medizinerkollegen in diesem Katalog präsentiert werden, und betont die Bedeutung von Daten zu Familienbeziehungen und sozialen Netzwerken. Ein wichtiges Ziel der künftigen Arbeit wird in der Vernetzung mit anderen Professorenkatalogen und biographischen Verzeichnissen bestehen. Speziell im Hinblick auf die Beschäftigung mit Andreas

Röschlaub sind dabei die einschlägigen Aktivitäten im Archiv der LMU München von besonderem Interesse.

Am Ende dieser Einleitung sei einerseits der Hoffnung Ausdruck gegeben, dass der vorliegende Band zu weiteren Forschungen anregt – hier ist insbesondere an die zahlreichen ungedruckten Manuskripte im bereits erwähnten Röschlaub-Teilnachlass in der Universitätsbibliothek Zürich, aber auch an das umfangreiche periodische Schrifttum der Zeit zu denken, in dem über Andreas Röschlaubs Wirken und Ansichten kontrovers diskutiert wurde. Zum anderen gilt der Dank der Herausgeber der Kommission für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs (FNK) der Universität Bamberg sowie der Lyzeumstiftung Bamberg für die finanzielle Unterstützung dieses Bandes. Jennifer Schmid hat die Satzvorlage und das Personenregister erstellt.

BERNHARD SPÖRLEIN

Die Medizinische Fakultät der älteren Universität Bamberg und Röschlaubs Bamberger Laufbahn

1. Die institutionelle Entwicklung

Dass es an der 1803 aufgehobenen älteren Universität Bamberg auch eine Medizinische Fakultät gab, ist in der breiten Öffentlichkeit meist nur wenig bekannt. Dies verwundert nicht, denn als die *Alma mater Bambergensis* im Herbst 1648 ihren Lehrbetrieb aufnahm, verfügte sie nicht über eine Juristische und eine Medizinische Fakultät. Die von Fürstbischof Melchior Otto Voit von Salzburg (reg. 1642–1653) gegründete und von Kaiser und Papst privilegierte Bildungsstätte bestand damals aus einer Philosophischen und einer Theologischen Fakultät und wurde vom Jesuitenorden geleitet; sie entsprach damit strukturell dem charakteristischen Hochschultypus des katholischen Reformzeitalters. Zwar umfasste das kaiserliche Universitätsprivileg vom 20. April 1648 die Lehrbefugnis und das Graduierungsrecht für alle Wissenschaften,¹ aber bis auf Weiteres machte man davon in Bamberg keinen Gebrauch. Es dauerte bis weit in das 18. Jahrhundert und bedurfte mehrerer Anläufe, bis die Medizinische Fakultät gegründet war.

Nicht nur die weltlichen, sondern auch die geistlichen absolutistischen Landesherren forcierten im Zeitalter der Aufklärung den Ausbau ihres Staatswesens.² Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn (reg. 1729–1746), der 1734 eine grundlegende

1 Bernhard SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (1648–1803). Studien zur Institutionen- und Sozialgeschichte, 2 Bde. (Spektrum Kulturwissenschaften 7) (Diss.), Berlin 2004, Bd. 1, S. 123f., 151f. Zur Medizinischen Fakultät siehe ebd., S. 773–851.

2 Heinrich LANG, Das Fürstbistum Bamberg zwischen Katholischer Aufklärung und aufgeklärten Reformen, in: Bamberg im Zeitalter der Aufklärung und der Koalitionskriege, hrsg. v. Mark HÄBERLEIN (Bamberger Historische Studien 12 / Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bamberg 19), Bamberg 2014, S. 11–70, hier S. 16f., 24f.

Studienordnung für die Universität im benachbarten Würzburg erlassen hatte,³ selbst ein erfahrener Jurist und von der Bedeutung des *Ius publicum Romano-Germanicum* („Staatsrecht des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation“) überzeugt, rief im Jahr 1735 die Juristische Fakultät ins Leben. Ihre Gründung sollte die von ihm initiierten Reformmaßnahmen im Finanz- und Rechtswesen des Hochstifts Bamberg flankieren. Damals gab es auch Pläne zur Einrichtung der Medizinischen Fakultät. Man hatte bereits Kandidaten gefunden, die für das Professorenamt geeignet waren; sie hatten sich schon Teile ihres akademischen Ornats angeschafft. Eine Eröffnung des medizinischen Studiums im November 1735 schien im Bereich des Möglichen.⁴ Doch erfolgte sie weder zu diesem Zeitpunkt noch in den folgenden Jahren. Dass das Vorhaben nicht realisiert wurde, lag vermutlich an den fehlenden Finanzmitteln.⁵

Parallel dazu gab es Bemühungen, die Ausbildung des sogenannten niederen Medizinalpersonals zu reglementieren und zu verbessern. Der aus Würzburg stammende Dr. med. Otto Philipp Virdung von Hartung (1696–1758?)⁶ unterrichtete Bader und Barbieri in Chirurgie und Anatomie sowie Hebammen in Geburtshilfe. Zu Ausbildungszwecken führte er anatomische Sektionen durch.⁷ Dies alles geschah jedoch nicht unter dem Dach der Hochschule. Virdung von Hartung ist nicht – wie hin und wieder behauptet⁸ – als Professor der Medizin an der Universität bezeugt, sondern lediglich als unbesoldeter Landphysikus in Zentfällen.⁹ Mit seinem anatomischen Elementarunterricht stieß er trotz fürstbischöflicher Unterstützung auf mancher-

3 Friedrich Karl von SCHÖNBORN, Fürstbischof von Würzburg und Bamberg. Studienordnung für die Universität Würzburg. Mit einem Nachwort von Otto MEYER. Nachdruck der 1. Auflage aus dem Jahr 1743, Würzburg 1980.

4 Schreiben des Weihbischofs von Hahn an den Fürstbischof, 1735 April 13. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1744, fol. 57v–58r.

5 Schreiben des Weihbischofs von Hahn an den Fürstbischof, 1738 Januar 14. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1662, fol. 102r–103v, hier fol. 102v–103r; Heinrich WEBER, Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg von 1007–1803, in: BHVB 42 (1880), S. I–X, 1–312; BHVB 43 (1881), S. 313–582; BHVB 44 (1882), S. 583–782, hier S. 281.

6 Carlos LEHMANN-STRUVE, Über die Medizin an der Academia Ottoniana und Universitas Ottoniano-Fridericiana Bambergensis 1735–1803 (Diss.), Erlangen/Nürnberg 1967, S. 45f.

7 Bittschrift Virdungs an den Fürstbischof, 1741 August 5. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1321, Prod. 37.

8 So beispielsweise WEBER, Geschichte der gelehrten Schulen (wie Anm. 5), S. 280, 701; LEHMANN-STRUVE, Über die Medizin (wie Anm. 6), S. 12.

9 Reskript des Fürstbischofs an Dr. Virdung, 1737 September 15, Würzburg. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1086, fol. 127r–128r.

lei Vorbehalte und Widerstände. 1745 verließ Virdung von Hartung schließlich das Hochstift Bamberg, um in Eichstätt als Stadtphysikus und Hofarzt zu arbeiten.¹⁰

Der nächste Anlauf zur Errichtung der Medizinischen Fakultät erfolgte Mitte des 18. Jahrhunderts. Am 20. Dezember 1749 berief Schönborns Nachfolger, Fürstbischof Johann Philipp Anton von Franckenstein (reg. 1746–1753), Dr. med. Christian Wilhelm Schwarz (1713–1768)¹¹ zum ersten nachweisbaren, besoldeten Professor der Medizin und gleichzeitig auch zum Landphysikus.¹² Weitere Hochschullehrer für Medizin wurden damals allerdings nicht ernannt. In einem Bericht der Universität aus dem Jahr 1758 heißt es, die

*Facultas Medica [...] bestehet dermahlen noch nur aus einem einzigen Professore dem Doctore Schwarz, ist dermahlen aus abgang derer hierzu erforderlichen nothwendigkeiten noch ausser gang, und übung, und siehet Euer Hochfürstlichen Gnaden gnädigsten befehl, und weiteren fürst-mildesten Anordnung in unterthänigkeit entgegen.*¹³

Noch im *Fürstlichen Hochstifts Bamberg Hof-, Stands- und Staatskalender* der Jahre 1764 bis 1769 ist Schwarz unter der Rubrik „Medizinische Fakultät“ als einziger Vertreter des medizinischen Fachs genannt.¹⁴ Auch wenn die Überschrift im Staatshandbuch etwas anderes suggeriert, lässt sich nicht behaupten, zu dieser Zeit habe eine Medizinische Fakultät im rechtlichen Sinne (*tres faciunt collegium*) existiert. Auch über das Wirken Schwarz' als Hochschullehrer ist bislang nichts bekannt. Es kann nicht einmal mit Gewissheit gesagt werden, dass er medizinische Vorlesungen gehalten hat.

Als Schwarz Ende 1768 starb, wurde kurze Zeit später seine vakante Stelle mit dem aus Würzburg stammenden und dort ausgebildeten Dr. med. Johann Ignaz Joseph Döllinger (1721–1800) besetzt.¹⁵ Allein bei dieser Personalie blieb es nicht, sondern man ging nun gezielt *die Etablis- und Stabilierung einer weesentlichen Facul-*

10 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 774f.

11 Ebd., S. 1301–1303.

12 StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1797, Prod. 58; WEBER, Geschichte der gelehrten Schulen (wie Anm. 5), S. 125, 281f.

13 Bericht der Universität an den Fürstbischof, 1758 September 22. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1663, Prod. 2 1/3.

14 Fürstlichen Hochstifts Bamberg Hof-, Stands- und Staats-Calender [...] 1764, S. 68; Fürstlichen Hochstifts Bamberg Hof-, Stands- und Staats-Calender [...] 1769, S. 102.

15 Dekret für Dr. med. Johann Ignaz Joseph Döllinger als Professor der Medizin, 1769 Februar 4. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1802, Prod. 562; SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1256–1258.

tas Medicae an.¹⁶ Dass damals die beiden mainfränkischen Fürstbistümer Bamberg (1757–1779) und Würzburg (1755–1779) von Adam Friedrich von Seinsheim in Personalunion regiert wurden, scheint dem Vorhaben dienlich gewesen zu sein. Denn im benachbarten Würzburg stand eben zu dieser Zeit die Reform des Medizinstudiums auf der Agenda.¹⁷

Der Anstoß zur Einrichtung der Medizinischen Fakultät dürfte vermutlich vom geistlichen Landesherrn ausgegangen sein. Unterstützung erhielt der Plan durch zwei Gutachten,¹⁸ das erste unbekannter Herkunft, das zweite aus der Feder Döllingers. Beide Dokumente betonten den Nutzen der Medizinischen Fakultät für das Gemeinwohl. An ihr ließe sich medizinisches Personal ausbilden, um die medizinische Versorgung der Bevölkerung zu verbessern. In realistischer Einschätzung des Machbaren empfahl man, zunächst einmal die wesentlichen Grundlagen für ein Medizinstudium in Bamberg zu schaffen. An Lehrpersonal waren ein weiterer Professor der Medizin und ein *Demonstrator anatomiae* vorgesehen; beide sollten kein Gehalt beziehen. Nach wie vor gab es keinen eigenen Fonds für die Medizinische Fakultät, weshalb die Kosten für ihre Einrichtung so gering wie möglich gehalten werden sollten. So wurden auch keine eigenen neuen Bauten für die Medizinische Fakultät vorgeschlagen. Die Anatomie sollte in einem ungenutzten Gewölbe des Zucht- und Arbeitshauses im Sandgebiet untergebracht werden. Die klinische Praxis sollte nicht in einem eigenen Lehrkrankenhaus unterrichtet werden, sondern in verschiedenen Spitälern und Versorgungsanstalten sowie im Zucht- und Arbeitshaus. In beiden Gutachten scheint zudem das Konzept der Medikalisation auf.¹⁹ Der Staat und die akademisch ausgebildeten Ärzte wollten die Einrichtung der Medizinischen Fakultät auch dafür nutzen, ihren Einfluss im Gesundheitswesen auszuweiten. Chirurgen sollten im Hochstift Bamberg künftig nur dann angestellt werden, wenn sie den erfolgreichen Besuch einschlägiger Lehrveranstaltungen nachweisen konnten – eine

16 StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1664, Prod. ad 31, hier § III.

17 Franz Xaver von WEGELE, Geschichte der Universität Würzburg, 1. Geschichte, Würzburg 1882, S. 449; Hans KÖRNER, Die Würzburger Siebold. Eine Gelehrtenfamilie des 18. und 19. Jahrhunderts (Quellen und Beiträge zur Geschichte der Universität Würzburg 3), Neustadt a. d. Aisch 1967, S. 30.

18 StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1664, Prod. ad 31. Das erste, anonyme Gutachten lässt sich in den Zeitraum zwischen 1. März und 9. Oktober 1769 datieren. Das Gutachten Döllingers ist nach dessen Ernennung zum Hofrat und Leibarzt (9. Oktober 1769) entstanden. SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 776f.

19 Zur so genannten Medikalisation siehe Wolfgang Uwe ECKART/Robert JÜTTE, Medizingeschichte. Eine Einführung, Köln/Weimar/Wien 2007, S. 312–318.

Bestimmung, deren Durchsetzung bis zum Ende des Hochstifts Bamberg allerdings nie so richtig gelang.

Der Fürstbischof folgte den gutachterlichen Empfehlungen zur personellen Ausstattung. Am 4. April 1770 ernannte er Anton Jakob Xaver Herrmann (1743–1771) zum Professor der Medizin²⁰ und den bereits als Leibchirurgen tätigen Adalbert Philipp Gotthard (1739–1816) zum *Demonstrator anatomiae*.²¹ Zugleich verbot der geistliche Landesherr allen anderen Ärzten und Chirurgen, medizinische und chirurgische Lehrveranstaltungen abzuhalten. Dadurch sollten die Dozenten der Medizinischen Fakultät vor außeruniversitärer Konkurrenz geschützt werden. Außerdem brachte Adam Friedrich von Seinsheim seine Entschlossenheit zum Ausdruck, *unsere dahiesige facultatem medicam in eine bessere und vollständige ordnung bringen zu lassen*.²²

Zunächst jedoch galten die Bemühungen der Sicherung des bisher Erreichten. Als Professor Herrmann nicht einmal ein Jahr nach seiner Ernennung im Alter von nur 27 Jahren verstarb, wurde der freie Lehrstuhl für frühneuzeitliche Verhältnisse ungewöhnlich rasch mit dem zuletzt wohl in Würzburg wirkenden Johann Baptist Dominikus Fink (1730–1799) besetzt.²³

Dass der Status einer vollständigen, den damaligen Rechtsnormen entsprechenden Fakultät noch nicht erreicht war, lässt sich exemplarisch anhand ihrer Stellung in der Hochschulverfassung zeigen. Als nach Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 die Wahl des Rector Magnificus neu geregelt wurde, erhielt die Medizinische Fakultät als einzige der drei höheren Fakultäten kein eigenes Stimmrecht. Sie musste ihr Votum nach dem Beispiel anderer Universitäten zusammen mit der Philosophischen Fakultät abgeben.²⁴

20 Dekret für Dr. med. Anton Herrmann als Professor der Medizin, 1770 April 4. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1803, Prod. 25; SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1276f.

21 Dekret für den zweiten Leibchirurgen Adalbert Philipp Gotthard als *Demonstrator anatomiae*, 1770 April 4. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1803, Prod. 26; SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1267–1272.

22 Reskript des Fürstbischofs an Hofrat, Leibarzt und Prof. med. Johann Ignaz Joseph Döllinger, 1770 April 4. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1663, Prod. 53.

23 Dekret für Dr. med. Johann Baptist Dominikus Fink als Professor der Medizin, 1771 April 7. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1803, Prod. 132; SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1263–1267.

24 Landesherrliche Verordnung über die Aufstellung des Kanzlers, Rektors und Prokanzlers der Universität, 1773 Oktober 25. StABa, Hochstift Bamberg, Universität Bamberg, Akten und Bände, Nr. 4, fol. 3r–6r, hier fol. 5r. Diese Regelung blieb auch dann noch in Kraft, als die Fakultät

Der weitere Aufbau der Medizinischen Fakultät wurde durch eine 1773 neu geschaffene fürstbischöfliche Aufsichtsbehörde befördert. Die Schulkommission, in deren Zuständigkeitsbereich anfangs auch die gesamte Universität fiel,²⁵ setzte sich unermüdlich für die Errichtung und Besetzung einer dritten medizinischen Professur ein und machte sich damit eine wesentliche Forderung der beiden amtierenden Medizinprofessoren zu eigen.²⁶ Diese gemeinsamen Anstrengungen waren schließlich von Erfolg gekrönt. Am 8. Dezember 1774 berief der Fürstbischof den aus dem elsässischen Sélestat (Schlettstadt) stammenden Joseph Rénatus Maria Joachim (1723–1793) zum dritten Professor der Medizin.²⁷

Damit waren die Voraussetzungen geschaffen, den einzelnen Universitätslehrern bestimmte Lehrfächer zuzuweisen. Professor Döllinger war für medizinische Praxis, Chemie und *materia medica* (Arzneimittellehre) zuständig, Professor Fink sollte das Fach Pathologie vertreten und Professor Joachim die *Institutiones medicae* vortragen.²⁸ Doch diese Einteilung wurde, wie aus den Vorlesungsverzeichnissen ersichtlich ist, bereits nach wenigen Jahren kaum noch beachtet.²⁹ Mitunter konnte es auch zu Streitigkeiten zwischen den Professoren kommen, wenn einer von ihnen die Zuständigkeit für ein Fachgebiet beanspruchte, das niemandem ausdrücklich zugeteilt worden war.³⁰

aus drei Professoren bestand und somit die numerische Vorgabe des „Corpus Iuris Civilis“ für ein eigenständiges Kollegium erfüllte. Im Jahr 1780 wählten die Medizinische und die Philosophische Fakultät gemeinsam den neuen Rektor. Bericht der Medizinischen und der Philosophischen Fakultät an den Fürstbischof, 1780 Januar 13. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1664, Prod. 88.

25 Zur Schulkommission siehe SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 260–281, bes. S. 266f.

26 Siehe den einschlägigen Schriftwechsel zwischen Schulkommission und Fürstbischof vom 27. November 1773 bis 13. November 1774. StABa, Hochstift Bamberg, Schulkommission (B 57/VI), Nr. 5, fol. 138v–139r, 153r–155v, 186r–186v, 253r–253v, 255r–255v, 270v, 287r–287v.

27 Dekret für Dr. med. Joachim als Professor der Medizin, 1774 Dezember 8. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1803, Prod. 461; SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1277–1281.

28 Reskript des Fürstbischofs an die Schulkommission, 1775 Januar 9. StABa, Hochstift Bamberg, Schulkommission (B 57/VI), Nr. 5, fol. 306r–307r.

29 Haus der Weisheit. Von der Academia Ottoniana zur Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Katalog der Ausstellungen aus Anlaß der 350-Jahrfeier, hrsg. v. Franz MACHILEK, Bamberg 1998, Kat.-Nr. 70, S. 182f.

30 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 782.

Die Gründungsphase der Medizinischen Fakultät fand ihren Abschluss mit dem Erlass der Promotionsordnung im Jahr 1776.³¹ Am meisten Beachtung verdient hierbei die Bestimmung, dass nicht nur Katholiken, sondern Angehörige aller drei reichsrechtlich anerkannten Konfessionen den Grad eines *Doctor medicinae* erwerben durften. Dies lässt sich als ein erster, noch vorsichtiger Schritt zur Entkonfessionalisierung der Universität interpretieren, die Mitte des 17. Jahrhunderts als explizit katholische Bildungsstätte gegründet worden war. Ähnlich großzügige Regelungen wurden im ausgehenden 18. Jahrhundert auch an anderen katholischen Universitäten eingeführt.³²

Mit der schließlich geglückten Einrichtung der Medizinischen Fakultät war Bamberg die einzige jesuitische Zweifakultätenuniversität innerhalb des Alten Reiches, deren Erweiterung zu einer Volluniversität mit den üblichen vier klassischen Fakultäten Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie vollständig gelang.³³ Diese Aufbauleistung ist auch insofern als beachtlich zu bewerten, als sie in die Zeit der großen europäischen Subsistenzkrise der Jahre 1770 bis 1772 fiel. Sie führte auch im Hochstift Bamberg zu einer erheblichen Getreideteuerung und hatte gravierende Auswirkungen auf alle Lebensbereiche.³⁴

Erst Ende der 1780er Jahre setzte unter Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, der die beiden geistlichen Fürstentümer Bamberg und Würzburg von 1779 bis 1795 in Personalunion regierte, ein weiterer personeller Ausbau der Medizinischen Fakultät ein. Ihm standen die drei bereits etablierten Ordinarien abwartend bis ablehnend gegenüber, offensichtlich weil sie Einkommenseinbußen befürchteten.³⁵ Als treibende Kraft der Erweiterung fungierte der geistliche Landesherr.

31 Haus der Weisheit (wie Anm. 29), Kat.-Nr. 71, S. 183f.

32 Helmut MATHY, Um die Promotion von Protestanten und Juden an der alten Mainzer Universität. Ein Beitrag zur Geschichte der Toleranzidee am Mittelrhein, in: Jahrbuch der Vereinigung Freunde der Universität Mainz 11 (1962), S. 51–69, hier S. 65; Notker HAMMERSTEIN, [Art.] Universitäten, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 2: 18. Jahrhundert: Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800, hrsg. v. Notker HAMMERSTEIN/Ulrich HERRMANN, München 2005, S. 369–400, hier S. 373.

33 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 783f.

34 Zur Teuerungskrise im Hochstift Bamberg: Britta SCHNEIDER, *Wo der getreidt-Mangel Tag für Tag grösser, und bedenklicher werden will*. Die Teuerung der Jahre 1770 bis 1772 im Hochstift Bamberg, in: Bamberg in der Frühen Neuzeit. Neue Beiträge der Geschichte von Stadt und Hochstift, hrsg. v. Mark HÄBERLEIN/Kerstin KECH/Johannes STAUDENMAIER (Bamberger Historische Studien 1), Bamberg 2008, S. 261–291.

35 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 785f.

Dieser Ausbau der Fakultät muss in einem größeren Zusammenhang gesehen werden, erfolgte er doch parallel zu weiteren Reformbestrebungen im bambergischen Gesundheits- und Medizinalwesen, wie etwa der Errichtung des Allgemeinen Krankenhauses.³⁶ Wie in Würzburg förderte Erthal auch in Bamberg die Medizinische Fakultät von allen Fakultäten am meisten.

Seine ersten Reformschritte zielten auf angehende Chirurgen, Bader- und Barbiergesellen. Angestrebt war eine Umstrukturierung der wundärztlichen Ausbildung, in der Bamberg einen deutlichen Rückstand gegenüber dem benachbarten Würzburg aufzuweisen hatte. Die ausgebildeten Wundärzte sollten vor allem auf dem Land tätig werden.³⁷

Zu diesem Zweck wurde Georg Anton Dorn (1760–1830)³⁸ im Jahr 1789 zum Professor für Chirurgie berufen. Mit Rücksicht auf seine Zuhörerschaft musste er seine Vorlesungen nicht in der damals noch weithin gebräuchlichen Wissenschaftssprache Latein, sondern in deutscher Sprache halten.³⁹ Dorn sollte den theoretischen Teil und der *Demonstrator anatomiae* Gotthard den praktischen Teil der Ausbildung angehender Wundärzte übernehmen. Wer künftig im Hochstift Bamberg als Chirurg approbiert werden wollte, hatte den Besuch ihrer Lehrveranstaltungen nachzuweisen. Auf dem Lehrplan standen Physiologie, allgemeine Pathologie, Therapie, chirurgische Arzneimittellehre, gerichtliche Wundarznei, Osteologie und die übrigen Teile der Anatomie, Bandagenlehre, chirurgische Operationen und Geburtshilfe.⁴⁰ Weitergehende Reformideen – wie etwa die Einführung des Berufs eines *Medicinalchirurgen*, der im Notfall auch innere Krankheiten hätte behandeln dürfen – gelangten während der fürstbischöflichen Epoche Bambergs nicht zur Umsetzung.⁴¹

Bereits ein Jahr später, 1790, folgte die Reformierung des ärztlichen Studiengangs. Im Mittelpunkt stand die Aufstellung eines Lehrplans für Landeskinder, nachdem es dem Medizinstudium bisher an Systematik gemangelt hatte, wie Klagen von Stu-

36 Adalbert Friedrich MARCUS, Von den Vortheilen der Krankenhäuser für den Staat, Bamberg/Würzburg 1790, S. 71–79.

37 Reskript des Fürstbischofs an die Regierung, 1789 Mai 27. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1198, Prod. 311.

38 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1258–1263.

39 Dekret für Dr. med. Dorn als Professor der Medizin, 1789 Mai 15. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1805, Prod. 422.

40 Regierungsdekret, 1789 Juli 14. Veröffentlicht in: Hochfürstlich-Bambergisches Intelligenzblatt, Jg. 36, Nr. 55, 17. Juli 1789. Wiederholt in ebd., Nr. 56, 21. Juli 1789, und Nr. 57, 24. Juli 1789.

41 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 786f.

denten und selbst einzelner Universitätslehrer zeigten. Die Dauer des theoretischen Studiums, die vorzutragenden Fächer und ihre Aufteilung unter den Professoren waren durch den Fürstbischof vorgegeben, sodass die Medizinische Fakultät nur noch geringen Gestaltungsspielraum besaß.

Tabellarisch lässt sich der 1790 in Kraft gesetzte Lehrplan folgendermaßen darstellen:

| Kursjahr | Lehrfächer |
|----------|---|
| 1 | medizinische Literärgeschichte (<i>Historia litteraria medicinae</i>), allgemeine Krankheitslehre (<i>Pathologia generalis</i>), Physiologie, Botanik (Sommersemester), Diätetik (Wintersemester) |
| 2 | Fortsetzung des botanischen Unterrichts, Arzneimittellehre (<i>Materia medica</i>), allgemeine Heilbehandlung (<i>Therapia generalis</i>), besondere Krankheitslehre und Therapie (<i>Pathologia et therapia specialis</i>) |
| 3 | Fortsetzung des Unterrichts für spezielle Heilbehandlung (<i>Therapia specialis</i>), Arzneiformellehre, gerichtliche Heilkunde (<i>Medicina legalis</i>), Kasuistik (<i>Collegium consultatorio casuale</i>), <i>Collegium examinatorio disputatorium</i> über alle Bereiche der Medizin |
| 4 | praktische Ausbildung im Allgemeinen Krankenhaus |

Tabelle 1: Lehrplan der Medizinischen Fakultät 1790

Dieser Studienplan bedeutete gegenüber der Regelung des Jahres 1775 eine Ausweitung des nominellen Fächerangebots und einen deutlichen Praxisbezug. Vergleicht man ihn mit den Lehrplänen anderer Medizinischer Fakultäten,⁴² so fehlten in Bamberg die Fächer Anatomie, Tierheilkunde und Chemie.

Welch hohe Bedeutung Erthal dem neuen Studienplan zumaß, zeigt sich daran, dass alle damaligen Medizinstudenten, die aus dem Hochstift Bamberg stammten, ihr Studium auf landesherrlichen Befehl hin von Neuem beginnen mussten. Für die

42 Zu den Lehrplänen anderer Medizinischer Fakultäten siehe Ernst Theodor NAUCK, Zur Geschichte des medizinischen Lehrplans und Unterrichts der Universität Freiburg i. Br. (Beiträge zur Geschichte der Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 2), Freiburg i. Br. 1952, S. 42–45; Rainer A. MÜLLER, Studium und Studenten an der Medizinischen Fakultät der Universität Ingolstadt im 18. Jahrhundert, in: Sammelblatt des Historischen Vereins Ingolstadt 83 (1974), S. 187–240, hier S. 195; Richard MEISTER, Entwicklung und Reformen des österreichischen Studienwesens, 1. Abhandlungen, Wien 1963, S. 30, 33.

Betroffenen, zu denen auch Andreas Röschlaub gehörte,⁴³ verlängerte sich die Studienzeit dadurch unerwartet um einige Jahre.

Dass das Verhältnis zwischen Medizinischer Fakultät und dem Fürstbischof keineswegs spannungsfrei war, zeigte sich bei der Auswahl der Lehrbücher, die den im Lehrplan genannten Vorlesungen zugrunde gelegt werden sollten. Der im Medizinalfach federführende Kabinettsreferendar Dr. Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816)⁴⁴ und der Fürstbischof wünschten eine Berücksichtigung neuester Werke, während die Fakultät ältere, ihrer Meinung nach bewährte Kompendien favorisierte. Darüber kam es zu einer sehr heftigen Auseinandersetzung, bei der sich der geistliche Landesherr unmissverständlich auf die Seite von Marcus stellte und die Professoren mit scharfen Worten in ihre Schranken verwies.⁴⁵

Dennoch wurde der Lehrplan nur wenige Jahre genau eingehalten. Auch zu der von Erthal angeordneten Veröffentlichung im Bamberger Intelligenzblatt scheint es nicht gekommen zu sein.⁴⁶

43 Bittschrift Röschlaubs an den Fürstbischof, 1795 Mai 21. StAba, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1666, fol. 400r–401v. Röschlaub selbst schreibt dazu in seinem Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde, Bd. 2 (1799), S. 289: *Ein nicht zu beneidendes Schicksal (welches hier nahmhaft zu machen, mir Delikatesse verbietet,) wollte, daß ich gerade acht Jahre Medizin studieren mußte, ehe ich für den Doktorat examinirt wurde.* Später wurde Röschlaub deutlicher und machte Dr. Adalbert Friedrich Marcus, den unter Franz Ludwig von Erthal im Medizinalfach federführenden Kabinettsreferendar, dafür verantwortlich, was dieser bestritt. Vgl. Dr. Andreas RÖSCHLAUB [...] an Dr. Adalbert Friederich Marcus [...] über den Typhus, Landshut 1814, S. 12; Dr. Adalb[ert] Fr[iedrich] MARCUS an Dr. Andreas Roeschlaub über den Typhus, Bamberg 1814, S. 4.

44 Zu ihm siehe Wolfgang GRÜNBECK, *Der Bamberger Arzt Dr. Adalbert Friedrich Markus* (Diss.), Erlangen/Nürnberg 1971. Neuerdings Mark HÄBERLEIN/Michaela SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, *Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816). Ein Bamberger Arzt zwischen aufgeklärten Reformen und romantischer Medizin* (Stadt und Region in der Vormoderne 5), Würzburg 2016, und Gerhard AUMÜLLER, *Adalbert Friedrich Marcus. Der waldeckische Reformator des fränkischen Medizinalwesens und seine Familie* (Waldeckische Historische Hefte 11), Bad Arolsen 2016. Vgl. außerdem Michaela SCHMÖLZ-HÄBERLEIN/Mark HÄBERLEIN, *Die medizinische Bibliothek des Adalbert Friedrich Marcus. Privater Buchbesitz und ärztliches Wissen in Bamberg um 1800* (Bamberger Historische Studien 15), Bamberg 2016.

45 Reskript des Fürstbischofs an die Medizinische Fakultät, 1791 Januar 14. StAba, Hochstift Bamberg, Universität Bamberg, Akten und Bände, Nr. 429; Wolfgang LOCHER, *Die Medizingeschichte als akademisches Lehrfach an der Universität Bamberg*, in: Sudhoffs Archiv 84 (2000), S. 50–62, besonders S. 51–57, 59f.; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, *Adalbert Friedrich Marcus* (wie Anm. 44), S. 156.

46 LOCHER, *Medizingeschichte* (wie Anm. 45), S. 57f. mit Anm. 37.

Trotz des weiterhin angespannten Verhältnisses zur Medizinischen Fakultät setzte der Fürstbischof ihren Ausbau fort. Für die im Lehrplan nicht vertretenen Fächer Anatomie, Tierheilkunde und Chemie wollte er eigene Hochschullehrer anstellen. Nachdem die dafür vorgesehenen Kandidaten ihre Ausbildung an auswärtigen Universitäten und Bildungsstätten abgeschlossen hatten, ernannte er Ende 1791 Joseph Friedrich Gotthard (1757–1834)⁴⁷, den Stiefbruder des *Demonstrator anatomiae* Adalbert Philipp Gotthard, zum Professor für Anatomie und Tierarzney,⁴⁸ obwohl sich die Medizinische Fakultät erneut wenig kooperativ zeigte. Das offizielle Lehrangebot reichte damit in Bamberg erstmals über die Humanmedizin hinaus. Joseph Friedrich Gotthard eröffnete im Sommersemester 1795 außerdem eine Tierarzneyschule, die jedoch mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und der auch deshalb nur wenig Erfolg beschieden war.⁴⁹

Kurz vor seinem Halbbruder war Adalbert Philipp Gotthard offiziell zum Professor der praktischen Chirurgie befördert worden.⁵⁰ Die von ihm bisher besetzte Stelle eines *Demonstrator anatomiae* fiel damit weg. Der neue Ordinarius las über Chirurgie und zugleich über Geburtshilfe, eine Kombination, die zumindest in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht ungewöhnlich war.

1794 schließlich berief der Fürstbischof Bernhard Sippel (1760–1826) zum Professor für Chemie.⁵¹ Dieses Fach diente als Hilfswissenschaft für die Arzneimittellehre und zählte im 18. Jahrhundert noch zum Fächerkanon der Medizinischen Fakultät. Die Bestallung Sippels bildete den vorläufigen Abschluss des personellen Ausbaus der Fakultät. Die Zahl der medizinischen Lehrstühle hatte sich damit während der Regierungszeit Erthals verdoppelt.

Unter Erthals Nachfolger Christoph Franz von Buseck (reg. 1795–1802) stagnierte die institutionelle Entwicklung der Medizinischen Fakultät, zum Teil waren sogar Rückschritte zu verzeichnen. Neue Lehrstühle im eigentlichen Sinn wurden nicht

47 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1272–1276.

48 Dekret für Joseph Friedrich Gotthard als Professor der Anatomie und Tierarzney, 1791 Dezember 19. StABA, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1805, Prod. 623.

49 Zur Tierarzneyschule siehe Johannes M. TRUM, Ein Beitrag zur Geschichte der ehemaligen Tierarzneyschule Bamberg (Diss.), München 1957; SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 790–792.

50 Dekret für Adalbert Philipp Gotthard als Professor der praktischen Wundarzney, 1791 Dezember 18. StABA, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1805, Prod. 610.

51 Dekret für Bernhard Sippel als Lehrer der Chemie, 1794 Februar 15. StABA, Geheime Kanzlei, Nr. 1806, Prod. 103; SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1303–1307.

errichtet, auch wenn einige neue Hochschullehrer berufen wurden. Dazu zählt auch Andreas Röschlaub.

2. Röschlaubs Bamberger Laufbahn

Andreas Röschlaub wurde in der bambergischen Landstadt Lichtenfels als Sohn eines Schreiners geboren und dort am 21. Oktober 1768 getauft. Röschlaub hatte von 1780/81 bis 1783/84 in Bamberg das Gymnasium besucht.⁵² Danach absolvierte er bis 1786 an der Universität Bamberg den zweijährigen Philosophiekurs, an dessen Ende er den philosophischen Doktorgrad erwarb. Anschließend studierte er eine Zeit lang Theologie, bevor er nach eigenen Angaben im Frühjahr 1787 sein Medizinstudium begann.⁵³ Aufgrund der fürstbischöflichen Anordnung aus dem Jahr 1790, der zufolge alle einheimischen Kandidaten das Studium von Neuem beginnen mussten, dauerte es mit acht Jahren für damalige Verhältnisse außergewöhnlich lang. Schon damals zeigte sich Röschlaubs großes Selbstbewusstsein und seine Streitbarkeit. 1791 mussten er und zwei weitere Medizinstudenten Professor Joachim öffentlich Abbitte leisten, nachdem sie sich während seiner Vorlesung schlecht betragen, ihm mehrmals widersprochen und ihn aufgefordert hatten, in deutscher Sprache zu lehren.⁵⁴ Drei Jahre später fiel Röschlaub nochmals auf, als er im Allgemeinen Krankenhaus zwei Mönche schmähte, die einer Patientin eine Kreuzreliquie auflegten; seiner Meinung nach handelte es sich hierbei um einen überholten und unwirksamen religiösen Brauch, der in einer nach wissenschaftlichen Grundsätzen arbeitenden Krankenanstalt nichts mehr verloren habe.⁵⁵ Das Medizinstudium finanzierte Röschlaub – wie viele andere minderbemittelte Bamberger Studenten auch – durch eine Tätigkeit

52 Kurzbiographie Röschlaubs bei SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1292–1297.

53 Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde 2 (1799), S. 289; Dr. Andreas RÖSCHLAUB [...] an Dr. Adalbert Friederich Marcus [...] über den Typhus (wie Anm. 43), S. 11; Nelly ΤΣΟΥΥΡΟΥΠΟΥΛΟΣ, Andreas Röschlaub und die Romantische Medizin. Die philosophischen Grundlagen der modernen Medizin (Medizin in Geschichte und Kultur 14), Stuttgart 1982, S. 54–56; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 199.

54 Bittschrift Prof. Joachims an den Fürstbischof, 1791 Februar 16; Entschließung des Fürstbischofs an Adalbert Friedrich Marcus, 1791 März 6; Bericht Marcus' an den Fürstbischof, 1791 März 11. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1665, fol. 815r–822v.

55 HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 133–135.

als Hauslehrer; zeitweise unterstützte ihn auch Fürstbischof Erthal aus seiner herrschaftlichen Privatkasse.⁵⁶ 1793 erkrankte Röschlaub lebensbedrohlich an Faulfieber, das er sich bei der Seuchenbekämpfung in der bambergischen Festungsstadt Forchheim zugezogen hatte, und wurde sechs Wochen lang im Bamberger Krankenhaus behandelt.⁵⁷ 1794/95 besuchte er die Universität Würzburg, um seine medizinischen Kenntnisse zu vervollständigen. Nach seiner Rückkehr nach Bamberg promovierte er am 15. Juli 1795 zum Doktor der Medizin; seine Dissertation widmete er dem regierenden Fürstbischof Christoph Franz von Buseck.⁵⁸

Anschließend nahm Röschlaub seine ärztliche Privatpraxis in der Residenzstadt Bamberg auf und war hier zugleich als Armenarzt tätig.⁵⁹ Am 5. Januar 1797 berief ihn der Fürstbischof als unbesoldeten außerordentlichen Professor der Medizin an die Universität Bamberg.⁶⁰ Schon ein Jahr später, am 26. Januar 1798, stieg er zum Ordinarius und Fakultätsbeisitzer auf.⁶¹ Allerdings erhielt er anfangs kein Gehalt; erst

56 Entschließung des Fürstbischofs an Marcus, 1793 September 27; Bericht Marcus' an den Fürstbischof, 1793 Oktober 1. StABA, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1666, fol. 113r, 115r–116v; Entschließung des Fürstbischofs an Schatullverwalter Wunder, 1793 Oktober 2. StABA, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1933, Prod. 438. Vgl. auch die Bittschrift Röschlaubs an den Fürstbischof, undatiert [vor 1793 Januar 27]. StABA, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1655, Prod. ad 60 ½.

57 Bericht Marcus' an den Fürstbischof, 1793 Oktober 1. StABA, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1666, fol. 115r–116v, hier fol. 116r; SBB, Msc. Misc. 78, fol. 8; Dr. Andreas RÖSCHLAUB [...] an Dr. Adalbert Friederich Marcus [...] über den Typhus (wie Anm. 43), S. [III], 11f., 165; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 369.

58 Bittschrift Röschlaubs an den Fürstbischof, 1795 Mai 21; Entschließung des Fürstbischofs an Röschlaub, 1795 Mai 25. StABA, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1666, fol. 400r–402r; De febri fragmentum, ... cum subiunctis positionibus, Praeses: Ignatius DÖLLINGER – Respondent: I[oa]nnes Andreas RÖSCHLAUB, Bamberg 1795, SBB, RB. Diss. med. o. 49. Rezensionen der Dissertation: Würzburger gelehrte Anzeigen 10 (1795), 3. Quartal, St. 5, S. 63f.; Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Natur- und Arzneiwissenschaft 5 (1796), St. 19, S. 9–19; Medicinisch-chirurgische Zeitung 1796, Bd. 2, S. 286–288. Siehe auch HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 199f.

59 Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde 2 (1799), S. 290f.

60 Dekret für Andreas Röschlaub als außerordentlicher Professor der Medizin, 1797 Januar 5. StABA, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1806, Prod. 603.

61 Dekret für Andreas Röschlaub als ordentlicher Professor der Medizin, 1798 Januar 26. StABA, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1807, Prod. 21.

nachdem durch den Tod seines Kollegen Fink im Jahr 1799 eine Besoldung frei geworden war, bezog er jährlich 80 fränkische Gulden.⁶²

Über Röschlaubs Wirken an der Medizinischen Fakultät geben die Quellen aus dieser Zeit nur wenig Auskunft. Am ergiebigsten sind noch die Vorlesungsverzeichnisse der Universität Bamberg. Für das Studienjahr 1797/98 kündigte Röschlaub Vorlesungen über Medizintheorie nach John Brown (1735–1788) an.⁶³ Damit erschien der schottische Arzt und Autor erstmals im Bamberger Lektionsverzeichnis. Die Ordinarien Fink und Dorn wollten sich damals in ihren Vorlesungen ebenfalls direkt oder indirekt an seinem Lehrsystem orientieren, jedoch nicht unkritisch und nicht ohne Berücksichtigung der bisherigen, als gesichert geltenden Erkenntnisse der Medizin. Also waren nicht alle Bamberger Medizinprofessoren überzeugte Anhänger der Ideen Browns.⁶⁴ Für das akademische Jahr 1798/99 zeigte Röschlaub nur Privatvorlesungen an; er wollte über theoretische und praktische Medizin gemäß der von ihm entwickelten Erregungstheorie lesen.⁶⁵ 1799 erhielt er die Anweisung, die Lehrveranstaltungen seines verstorbenen Kollegen Fink zu übernehmen und fortzusetzen.⁶⁶ Für die Studienjahre 1799/1800 und 1800/01 kündigte Röschlaub an, im Wintersemester *Historia literaria medica* und *Encyclopaedia medica*, im Sommersemester *Pathologia generalis* vorzutragen. In seinen Privatvorlesungen wollte er *Pathologia* &

62 Dekret für Andreas Röschlaub, 1799 Mai 19. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1807, Prod. 150.

63 *Catalogus praelectionum, quae in universitate Bambergensi a XXVI. Octobr. MDCCXCVII usque ad XXXI. Martii MDCCXCVIII et XXV. Apr. usque ad XXX. Sept. instituuntur*, S. 7; LEHMANN-STRUVE, *Über die Medizin* (wie Anm. 6), S. 133; Von der Academia Ottoniana zur Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Eine Ausstellung des Staatsarchivs Bamberg anlässlich des 37. Deutschen Historikertages (Ausstellungskataloge der Staatlichen Archive Bayerns 25), Bamberg 1986, Nr. 42, S. 68f. Zum Brownianismus siehe HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 181–183.

64 SPÖRLEIN, *Die ältere Universität Bamberg* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 793f.

65 *Catalogus praelectionum, quae in universitate Bambergensi a XXVI. Octobr. MDCCXCVIII usque ad XX. Martii MDCCXCIX et XXV. Apr. usque ad XXX. Sept. instituuntur*, S. 6; LEHMANN-STRUVE, *Über die Medizin* (wie Anm. 6), S. 135. Zur Erregungstheorie siehe TSOUVOPOULOS, Andreas Röschlaub (wie Anm. 53), S. 120–133; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 199–201.

66 Dekret für Andreas Röschlaub, 1799 Mai 19. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1807, Prod. 150.

Therapia specialis behandeln.⁶⁷ 1802 bezeichnete sich Röschlaub selbst als Professor der Pathologie und klinischen Medizin.⁶⁸

Seine Zuhörer kamen nicht nur aus den Reihen der Medizinstudenten. 1801 hielt er ein Kolleg über die Erregungstheorie, das nicht nur Studierende, sondern jedermann gegen Gebühr besuchen konnte.⁶⁹ Seine Lehrveranstaltungen dürften sehr attraktiv gewesen sein. Zeitgenossen schrieben es – neben dem hohen Ansehen des Krankenhauses – dem Ruf Röschlaubs zu, dass viele auswärtige Medizinstudenten nach Bamberg kamen.⁷⁰

Röschlaub wirkte nicht nur an der Universität, sondern auch am Bamberger Krankenhaus. Im Frühjahr 1799 bewarb er sich als einziger Kandidat um die offene Stelle des Zweiten Arztes. Die zuständige Krankenhauskommission befürwortete Röschlaubs Anstellung, da von ihm zu erwarten sei, dass er zum Wohle der Patienten verträglich mit dem leitenden Arzt Adalbert Friedrich Marcus zusammenarbeiten werde, und auch Marcus war mit dem Bewerber einverstanden.⁷¹ Am 1. Juni 1799 wurde Röschlaub zum Zweiten Arzt ernannt. Er erhielt ein Jahresgehalt von 80 fränkischen Gulden, das die Krankenhauskommission eigentlich Marcus hatte zuweisen wollen, das sich dieser aber verbeten hatte.⁷² Röschlaub setzte sich für den weiteren Ausbau

67 *Catalogus praelectionum, quae in universitate Bambergensi a XXVI. Octobr. MDCCXCIX usque ad XXI. Martii MDCCC et XXV. Apr. usque ad XXX. Sept. instituuntur*, S. 5f. *Catalogus praelectionum, quae in universitate Bambergensi a XXVI. Octobr. usque ad XXI. Martii MDCCCI et a XXV Apr. usque ad XXX. Sept. instituuntur*, S. 5; LEHMANN-STRUVE, *Über die Medizin* (wie Anm. 6), S. 137, 139.

68 *Bitschrift Röschlaubs an den Fürstbischof*, 1802 Januar 13. StadtABa, C 26, Nr. 544.

69 *Bericht des Vizedomamts an den Fürstbischof*, 1801 Juli 26. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1841, Prod. 40.

70 Georg Michael WEBER, *Betrachtungen über die katholischen Universitäten in Franken*, 1803 Januar 10. BayHStA, MInn, Nr. 23921, hier § 4; *Protokoll der kurfürstlich subdelegierten Zivilkommission*, 1803 Februar 13. StABa, Generallandeskommissariat in Franken, subdelegierte Kommission Bamberg, 1. Sitzungsprotokolle, Nr. 3, § 1280. Siehe auch HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, *Adalbert Friedrich Marcus* (wie Anm. 44), S. 201f.

71 *Protokoll der Krankenhauskommission*, 1799 Mai 24, 1799 Mai 29, 1799 Juni 14. StadtABa, C 26, Nr. 21; Dr. Adalb[ert] Fr[iedrich] MARCUS an Dr. Andreas Roeschlaub über den Typhus (wie Anm. 43), S. 5.

72 *Dekret für Andreas Röschlaub als Zweiter Arzt im Krankenspital*, 1799 Juni 1. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1807, Prod. 156; *Rechnungen des Krankenhauses, 1799–1802*. StadtABa, C 26, Nr. 728; *Protokoll der Krankenhauskommission*. 1799 Mai 29. StadtABa, C 26, Nr. 21; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, *Adalbert Friedrich Marcus* (wie Anm. 44), S. 198.

der Krankenanstalt ein. Mit seinem Gutachten trug er dazu bei, dass für das Krankenhaus ein eigener besoldeter Apotheker angestellt wurde.⁷³

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts änderten sich Röschlaubs private Verhältnisse grundlegend. Ende 1801 heiratete er Caroline Haas (1778–1827), die Witwe des preußischen Regimentskassenverwalters Johann Haas; Dr. Marcus charakterisierte sie als *eine artige, hübsche und wie es scheint seichte junge Frau*. Sie brachte drei Kinder mit in die Ehe und war hoch verschuldet.⁷⁴

Ebenfalls 1801 mehrten sich die Hinweise auf einen baldigen Weggang Röschlaubs aus Bamberg. Dabei standen verschiedene Handlungsoptionen im Raum, was darauf hindeutet, dass es ihm ernst mit seinem Abschied war. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854) wünschte sich im Frühjahr Röschlaub als Nachfolger Christoph Wilhelm Hufelands (1762–1836) in Jena. Im Sommer stellte sich das Gerücht, Röschlaub habe einen Ruf als Physikus nach Frankfurt am Main erhalten, als falsch heraus. Außerdem war von einer Berufung an die Universität Landshut die Rede.⁷⁵ Dieser Plan wurde – wenn auch mit einiger Verzögerung – schließlich Realität. Am 15. April 1802 erteilte der Fürstbischof Röschlaub die von ihm erbetene Erlaubnis, die Professur und die Stelle als Zweiter Arzt am Krankenhaus noch vor Beginn des Sommersemesters niederlegen und dem Ruf an die Universität Landshut folgen zu dürfen.⁷⁶ Anfang Mai 1802 erhielt er die kurfürstliche Ernennungsurkunde.⁷⁷

73 Gutachten Röschlaubs an die Krankenhauskommission, 1800 Februar 5. StadtABa, C 26, Nr. 130; Protokoll der Krankenhauskommission, 1800 Februar 7. StadtABa, C 26, Nr. 21.

74 Bittschrift Röschlaubs an den Fürstbischof, 1801 Dezember 5; Entschließung des Fürstbischofs an Röschlaub, 1801 Dezember 8. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1667, Prod. 58, ad 58; Allgemeine Zeitung, 6. Februar 1848 (Nr. 37), Beilage, S. 590; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 231.

75 Die Protokolle des Bayerischen Staatsrates 1799 bis 1817, hrsg. v. der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften durch Eberhard WEIS u. von der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns durch Hermann RUMSCHÖTTTEL, Bd. 1: 1799–1801, bearb. v. Reinhard STAUBER, München 2006, S. 447f., Nr. 124; Protokoll des Geheimen Staatsrats vom 21. Oktober 1801; SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1295.

76 Bittschrift Röschlaubs an den Fürstbischof, 1802 April 15; Entschließung des Fürstbischofs an Röschlaub, 1802 April 15. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1667, Prod. 73, ad 73. Siehe auch das Schreiben des bayerischen Kurfürsten Max IV. Joseph an den Bamberger Fürstbischof, 1802 Mai 2. StABa, Historischer Katalog J 2, Nr. 304.

77 Christa HABRICH, [Art.] Röschlaub, Andreas, in: Biographisches Lexikon der Ludwig-Maximilians-Universität München, Teil 1: Ingolstadt-Landshut 1472–1826, hrsg. v. Laetitia BOEHM u. a. (Ludovico Maximiliana, Forschungen 18), Berlin 1998, S. 345–347, hier S. 345. Zu Andreas Röschlaub an der Universität Landshut siehe den Beitrag von Christian Chandon in diesem Band.

Es waren mehrere Gründe, die Röschlaub dazu bewogen hatten, aus Bamberg wegzugehen. Zum einen konnte er sein Gehalt deutlich aufbessern. Zum anderen dürften aber auch die Abkühlung seines freundschaftlichen Verhältnisses zu Marcus und der heftige Streit mit der Bamberger Krankenhauskommission wegen seiner klinischen Vorlesungen im Krankenhaus eine Rolle gespielt haben. Nicht zuletzt mag ihn auch die mangelnde Unterstützung der Medizinalanstalten durch den Fürstbischof in seinem Entschluss bestärkt haben.⁷⁸

Kurz vor dem sich immer mehr abzeichnenden Ende des Hochstifts Bamberg lassen sich an der Bamberger Medizinischen Fakultät erste krisenhafte Symptome erkennen. Im Frühjahr 1802 wurden nach dem Weggang Röschlaubs nach Landshut erstmals in der Geschichte der Fakultät mit fürstbischöflicher Billigung zwei besoldete Professorenstellen zusammengelegt. Im Sommer 1802 wurde der Lehrstuhl für Chemie eingezogen, nachdem der bisherige Inhaber sein Amt niedergelegt hatte. Trotzdem war die Medizinische Fakultät kurz vor Auflösung der älteren Universität die personalstärkste der gesamten Alma mater. Sie zählte im Dezember 1802 sechs ordentliche und zwei außerordentliche Professoren und wies somit eine ähnliche Stärke auf wie andere etwa gleichzeitig errichtete Medizinische Fakultäten.⁷⁹

Auch nach Schließung der Universität im Jahr 1803 durch den neuen kurbayerischen Staat wurde die Mediziner Ausbildung in Bamberg zunächst fortgeführt. Trotz Opposition der Würzburger Medizinischen Fakultät gelang die Einrichtung einer medizinisch-chirurgischen Schule, die unter ihrem Initiator und ersten Direktor Dr. Adalbert Friedrich Marcus am 1. Dezember 1803 eröffnet wurde. Hier lehrten fünf der zuletzt acht Mitglieder der einstigen Medizinischen Fakultät.⁸⁰ Ab 1809 führte die Unterrichtsanstalt den Namen landärztliche Schule,⁸¹ von 1823 an hieß sie chirurgische Schule und zuletzt nach 1836 Baderschule. Diese Namensänderungen gingen einher mit einem schrittweisen Abbau des medizinischen Ausbildungsangebots. 1843 hob der bayerische König Ludwig I. (reg. 1825–1848) die Bamberger und die Landshuter Baderschule auf, weil

78 Hanns H[ubert] HOFMANN, [...] sollen bayerisch werden. Die politische Erkundung des Majors von Ribaupierre durch Franken und Schwaben im Frühjahr 1802, Kallmünz 1954, S. 7f.; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 234–236; SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1295.

79 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 794f.

80 HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 261–266.

81 Zur Landarztschule siehe ebd., S. 327–332.

*die Ausübung der Arzneikunde mit Inbegriff der gesammten Chirurgie und der operativen Geburtshilfe [...] fortan ausschließlich nur wissenschaftlich gebildeten und förmlich promovirten Ärzten [...] zugestanden und von dem Badergewerbe gänzlich getrennt werden sollte.*⁸²

Die medizinische Ausbildung in Bamberg fiel also einem allgemeinen Verdrängungsprozess in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Opfer, an dessen Ende die wissenschaftlich ausgebildeten Universitätsärzte die medizinische Versorgung der Bevölkerung fast vollständig an sich ziehen konnten.⁸³

3. Die bauliche Entwicklung der Fakultät

Die Funktionsfähigkeit und Wirkung einer Medizinischen Fakultät hing nicht nur von ihren Professoren und Studierenden ab, sondern auch von ihrer baulichen Ausstattung. In Bamberg blieb sie, so viel lässt sich jetzt schon vorwegnehmen, – von einer einzigen Ausnahme abgesehen – unzureichend.

Lange Zeit fehlte es der Medizinischen Fakultät an einem eigenen Hörsaal. Zwar sollte das neue Universitätsgebäude, dessen Errichtung der Fürstbischof 1767 beschlossen hatte, laut den ersten Plänen aus dem Sommer 1771 auch ein *Auditorium medicum* beherbergen. Auch die endgültigen Baupläne, die im Dezember 1771 vorlagen, sahen im Obergeschoss des Querflügels einen Hörsaal für die Medizin vor. Nachdem jedoch aus Kostengründen nur der Südflügel der dreigeschossigen Dreiflügelanlage vollendet wurde, erhielt die Medizinische Fakultät keinen eigenen Vorlesungsraum.⁸⁴ Die Professoren hielten ihre Vorlesungen in ihren Privatwohnungen ab und bezogen dafür einen staatlichen Heizkostenzuschuss in Form von Brennholz. Dieser Zustand dürfte längere Zeit angehalten haben. Erst um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, als die Zahl der Medizinstudenten zunahm, sind medizinische

⁸² § 1 der neuen Baderordnung für das Königreich Bayern vom 10. Juli 1843. Zit. nach Paul BÖHMER, Die medizinischen Schulen Bambergs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Diss.), Erlangen/Nürnberg, S. 80.

⁸³ Robert JÜTTE, Ärzte, Heiler und Patienten. Medizinischer Alltag in der frühen Neuzeit, München/Zürich 1991, S. 30–32.

⁸⁴ Thomas KORTH, Die Kollegienhäuser und Auditorien der Hochschule von 1586 bis 1808, in: Von der Academia Ottoniana zur Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Katalog der Ausstellungen aus Anlaß der 350-Jahrfeier, hrsg. v. Franz MACHILEK, Bamberg 1998, S. 383–392, hier S. 390f.; Haus der Weisheit (wie Anm. 29), Kat.-Nr. 171f., S. 396–398.

Lehrveranstaltungen auch im neuen Universitätsgebäude und im gegenüberliegenden Universitätshaus, dem ehemaligen Jesuitenkolleg, bezeugt.⁸⁵

Die Anatomie hatte der Fürstbischof schon 1770 entsprechend dem Vorschlag des Professors Johann Ignaz Joseph Döllinger auf Kosten der Obereinnahme – eine der beiden obersten Finanzbehörden des Hochstifts – in zwei bisher nicht genutzten Gewölben des Arbeitshauses an der Regnitz einrichten lassen. Trotz der für anatomische Arbeiten erwünschten Nähe zum Wasser erwies sich dieser Standort als wenig geeignet, weil es durch den Fluss jederzeit zu Überschwemmungen kommen konnte. Die hohe Luftfeuchtigkeit in den Räumen führte dazu, dass anatomische Präparate und Instrumente Schaden nahmen, und gefährdete die Gesundheit des dort tätigen Anatomen. Außerdem war der Unterricht nicht vor Störungen von der Straßenseite her gefeit.⁸⁶

Mehrmals versuchte man, für die Anatomie einen zweckdienlicheren Ort zu finden. Die ersten im Juli 1771 fertiggestellten Pläne für das neue Universitätsgebäude sahen ein eigenes anatomisches Theater vor, das in einem ebenerdigen rückwärtigen Anbau untergebracht werden sollte. Bei den Ausführungsplänen jedoch wurde dann auf die Anatomie verzichtet.⁸⁷ 1779 beantragte *Demonstrator anatomiae* Gotthard vergeblich, das leerstehende Bäckereigebäude im rückwärtigen Flügel des ehemaligen Jesuitenkollegs für seine Zwecke nutzen zu dürfen. Als Gotthard 1789 darum bat, ihm für seine Lehrveranstaltungen ein Zimmer im neu errichteten Krankenhaus zu überlassen, reagierte der Fürstbischof zurückhaltend und ließ innerhalb des Zucht- und Arbeitshauses nach einem besser geeigneten Platz suchen – letztlich aber ohne konkretes Ergebnis.⁸⁸ Erst nachdem der Plan, zu Anfang der 90er Jahre in unmittelbarer Nachbarschaft des Allgemeinen Krankenhauses ein Anatomiegebäude zu errichten, nicht realisiert worden war,⁸⁹ konnte die Anatomie 1798 in das obere, hochwassersichere Stockwerk des Arbeitshauses umziehen.⁹⁰

Auch die Beschaffung von Leichen für den anatomischen Unterricht gestaltete sich schwierig. Bis 1794 gab es keine schriftliche obrigkeitliche Anweisung, Verstor-

85 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 778, 796f.

86 Ebd., S. 776–778, 797.

87 KORTH, Kollegienhäuser und Auditorien (wie Anm. 84), S. 390; Haus der Weisheit (wie Anm. 29), Kat.-Nr. 171, S. 396f.

88 KORTH, Kollegienhäuser und Auditorien (wie Anm. 84), S. 391f.; SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 797f.

89 HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 139–143.

90 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 798f.

bene an die Anatomie abzugeben. Erst in diesem Jahr erschien eine landesherrliche Verordnung, nach der Personen, die aus der öffentlichen Armenkasse unterstützt wurden, nach ihrem Ableben der Anatomie zu überlassen waren, falls sie keine Verwandten besaßen oder diese die Kosten für die Bestattung nicht aufbringen konnten. Wie andernorts sollten also auch in Bamberg vor allem Personen aus Unterschichten und gesellschaftlichen Randgruppen (Arme, uneheliche Kinder, hingerichtete Verbrecher) nach ihrem Tod zur Sektion freigegeben werden, um den oft beklagten Leichenmangel zu beseitigen. Die Regelung wurde allerdings schon wenig später wieder abgeschwächt, nachdem die Pfründner und Pfründnerinnen der „Vereinigten Spitäler“⁹¹ dagegen Einspruch erhoben hatten, unter anderem weil sie aufgrund traditioneller Vorstellungen von der Unversehrtheit des menschlichen Körpers nicht obduziert werden wollten. Fortan mussten nur lehrreiche Fälle und Leichname mit auffallenden Abnormitäten aus den „Vereinigten Spitälern“ an die Anatomie abgeliefert werden. Die Versorgung mit Leichen blieb also weiterhin prekär.⁹²

Zudem war die Personalausstattung der Anatomie lückenhaft. Es gab zwar immerhin zeitweise einen Anatomieknecht, aber für die Anstellung eines Prosektors – eine Stelle, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Grundausrüstung einer Anatomie gehörte⁹³ – fehlte das Geld.

Die Einführung des klinischen Erfahrungsunterrichts war das zentrale medizinische Reformanliegen des 18. Jahrhunderts.⁹⁴ Als die Bamberger Medizinische Fakultät errichtet wurde, gab es kein akademisches Lehrkrankenhaus. Notgedrungen sollten die Studierenden Professor Johann Ignaz Joseph Döllinger bei seinen Krankenbesuchen in verschiedenen Spitalern, Versorgungsanstalten und im Zucht- und Arbeitshaus begleiten, die er in seiner Funktion als Stadtphysikus unternahm, und dabei Einblicke in die klinische Praxis gewinnen. Diese unbefriedigende Situation verbesserte sich erst 1789 grundlegend, als das auf die Initiative von Adalbert Fried-

91 Dabei handelte es sich um die beiden Spitäler St. Katharina bei der Stadtpfarrkirche St. Martin und St. Elisabeth im Sand, die 1738 in einem zentralen Neubau am heutigen Maxplatz zusammengelegt worden waren.

92 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 799f. Vgl. auch HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 127f.

93 Hans-Heinz EULNER, Die Entwicklung der medizinischen Spezialfächer an den Universitäten des deutschen Sprachgebietes (Studien zur Medizingeschichte des neunzehnten Jahrhunderts 4), Stuttgart 1970, S. 37, 43, 45.

94 Anton SCHINDLING, Die protestantischen Universitäten im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation im Zeitalter der Aufklärung, in: Universitäten und Aufklärung, hrsg. v. Notker HAMMERSTEIN (Das achtzehnte Jahrhundert, Supplementa 3), Göttingen 1995, S. 9–19, hier S. 17.

rich Marcus zurückgehende Allgemeine Krankenhaus eröffnet wurde. Es sollte bewusst auch der praktischen Ausbildung angehender Ärzte und Wundärzte am Krankenbett dienen.⁹⁵ Die neue und in vielerlei Hinsicht vorbildhafte Anstalt, die schnell über die Grenzen Bamberg hinaus bekannt wurde, war – wie viele frühe klinische und poliklinische Lehrinstitute an deutschen Landesuniversitäten⁹⁶ – keine Einrichtung der Medizinischen Fakultät oder der Universität. Personell hingegen war sie mit der Medizinischen Fakultät verbunden. Die Fakultät stellte zwar nicht den leitenden Arzt – diese Stelle blieb erwartungsgemäß Marcus vorbehalten –, aber immerhin die Hälfte des ärztlichen und wundärztlichen Personals stammte aus den Reihen der Bamberger Medizinprofessoren.⁹⁷

In der Dienstanweisung für Adalbert Friedrich Marcus als leitenden Arzt des Krankenhauses aus dem Jahr 1789 war – durch einen eigenhändigen Zusatz des geistlichen Landesherrn – eigens festgeschrieben, dass dieser auf Verlangen von wenigstens zwei Kandidaten der Medizin ein *Collegium clinicum* zu lesen habe.⁹⁸ Ferner verpflichtete der Lehrplan der Medizinischen Fakultät aus dem Jahr 1790 alle Medizinstudenten dazu, nach einem dreijährigen theoretischen Studium ein Jahr lang am klinischen Unterricht im Krankenhaus teilzunehmen. Diese Vorschrift wurde allerdings kaum beachtet, sodass sich der Fürstbischof veranlasst sah, sie 1793 zu verschärfen. Fortan musste der erfolgreiche Besuch durch ein Zeugnis zumindest des leitenden Krankenhausarztes nachgewiesen werden; ansonsten sollte die Promotion zum Doktor der Medizin nicht möglich sein.⁹⁹ Noch im selben Jahr kündigte Marcus,

95 Zum Krankenhaus zuletzt HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 83–143, besonders S. 129–135 (Konzeption und Praxis des Lehrkrankenhauses).

96 Wolfram KAISER, Theorie und Praxis in der Boerhaave-Ära und in nachboerhaavianischen Ausbildungssystemen an deutschen Hochschulen des 18. Jahrhunderts, in: *Clinical Teaching. Past and Present*, hrsg. v. Harm BEUKERS u. a. (Clio Medica 21), Amsterdam u. a. 1989, S. 71–94, hier S. 88f.

97 Als Sekundärärzte des Krankenhauses arbeiteten die Professoren Dorn (1789–1799), Röschlaub (1799–1802) und Ignaz Christoph Döllinger (1802/03). Adalbert Philipp Gotthard fungierte dort von 1789 bis über das Jahr 1803 hinaus als Oberwundarzt.

98 Instruktion für den leitenden Arzt des Krankenhauses, 1789 November 8. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1805, Prod. 447; Michael RENNER, Zur wirtschaftlichen Grundlage und Leistung des Bamberger Allgemeinen Krankenhauses. Von seiner Gründung bis zum Beginn der bayerischen Herrschaft 1789–1803, in: *Bayerisches Ärzteblatt* 22 (1967), S. 46–70, hier S. 66f.; GRÜNBECK, Markus (wie Anm. 44), S. 152f.; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 111f.

99 Reskript des Fürstbischofs an die Medizinische Fakultät, 1793 Februar 22. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1666, fol. 47r–48r.

der nicht Professor an der Bamberger Universität war,¹⁰⁰ für den 11. November, exakt vier Jahre nach Eröffnung der Heilstätte, den Beginn seiner klinischen Vorlesungen im Krankenhaus an. In seiner gedruckten Antrittsrede führte er unter anderem aus, die angehenden Ärzte hätten die Krankengeschichten der neu aufgenommenen Patienten zu verfassen und fortzusetzen; ferner müssten sie unter Aufsicht des Zweiten Krankenhausarztes auch Verordnungen vornehmen.¹⁰¹

Dabei gab es über die Zweckbestimmung des Krankenhauses durchaus unterschiedliche Auffassungen, wie ein Beispiel aus dem Jahr 1802 zeigt. Damals versuchte der zweite Krankenhausarzt Professor Andreas Röschlaub mit Marcus' Billigung, ebenfalls klinische Vorlesungen im Krankenhaus zu halten. Die Krankenhauskommission, die für die administrative Leitung des Hauses zuständig war, sah die Behandlung und Pflege von Kranken als Hauptaufgabe der Anstalt und sprach sich gegen die verstärkte Nutzung als Lehrkrankenhaus aus, weil dadurch die Ruhe und Ordnung im Haus gestört und der Genesungsprozess der Patienten gefährdet werden könne.¹⁰²

In einem weiteren Saal des Krankenhauses war bereits 1789 die Hebammenschule in Form von alljährlichen, mehrmonatigen Lehrkursen eingerichtet worden. Zum Unterricht in der Geburtshilfe waren auch die Studenten der Medizin und der Chirurgie zugelassen. Die Geburtshilfe war also nicht mehr länger eine rein weibliche Domäne, sondern geriet immer mehr in den Einflussbereich akademisch ausgebildeter männlicher Ärzte. Dabei handelt es sich um eine allgemeine Entwicklung, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingesetzt hatte und der man nun auch in Bam-

100 Nur ein einziges Mal nahm Marcus vorübergehend die Aufgabe eines Fakultätsbeisitzers wahr. Fürstbischof Erthal beauftragte ihn 1793 mit der Prüfung des med. cand. Ignaz Christoph Döllinger, da Professor Johann Ignaz Joseph Döllinger, der Vater des Defendenten, den die Reihenfolge traf, nicht den Vorsitz übernehmen könne. Entschließung des Fürstbischofs an die Medizinische Fakultät, 1793 November 5. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 666, fol. 150r.

101 Bericht Marcus' an den Fürstbischof, 1793 Oktober 23; Entschließung des Fürstbischofs an die Krankenhauskommission, 1793 Oktober 31. StadtABa, C 26, Nr. 543; SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 802f.; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 129–135.

102 Schriftwechsel zwischen der Krankenhauskommission, ihren Mitgliedern, Dr. Marcus, Dr. Röschlaub, Unterchirurg Scheuring und Spitalverwalter Schwab, 1802 Januar 11–1802 Januar 21. StadtABa, C 26, Nr. 544; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 235f.

berg folgte.¹⁰³ Die Geburtshilfe lehrte der *Demonstrator anatomiae* und Oberwundarzt am Krankenhaus Adalbert Philipp Gotthard, der in Straßburg und Kassel eine entsprechende fachspezifische Ausbildung erhalten hatte. Um nicht nur theoretischen, sondern auch praktischen Unterricht erteilen zu können, beantragte Marcus im Jahr 1790, auch schwangere Frauen in das Krankenhaus aufzunehmen. Die zuständige Krankenhauskommission lehnte das Ansuchen allerdings ab, weil sie glaubte, der Ruf der übrigen Patientinnen und Patienten würde darunter leiden. Vielleicht ging sie davon aus, dass auch Frauen untergebracht werden sollten, die außerehelich geschwängert worden waren.¹⁰⁴

Der Medizinischen Fakultät mangelte es auch an einem pharmazeutisch-chemischen Laboratorium.¹⁰⁵ Arzneimittel und ihre Zubereitung sollten die Studierenden daher bei den Apothekern der Residenzstadt kennenlernen. Zu diesem Zweck wollte Professor Johann Ignaz Joseph Döllinger in seiner Eigenschaft als Stadtphysikus Zugang zu den Laboratorien der Apotheker erhalten und über den Empfang und die Zubereitung von Medikamenten informiert werden. Einerseits sollte so die pharmakologische Ausbildung der Studenten erfolgen; andererseits wären die Apotheker aber auch unter obrigkeitliche und ärztliche Kontrolle gestellt worden. Die von Döllinger gewünschte entsprechende landesherrliche Verordnung scheint jedoch (zumindest um das Jahr 1770) nicht erlassen worden zu sein. Nach Eröffnung des Allgemeinen Krankenhauses (1789) sollten Medizinstudenten in dessen Hausapotheke praktischen arzneikundlichen Unterricht erhalten. Ob der 1794 berufene Ordinarius für Chemie, Bernhard Sippel, der Vorgabe seines Ernennungsdekrets entsprach und ein Labor aufbaute, ist nicht bekannt. Der 1800 zum außerordentlichen Professor für Chemie und Pharmazie ernannte Ernst Friedrich Felix Rumpf (1764–1849)¹⁰⁶ richtete in seinem Wohnhaus ein Labor und einen Hörsaal ein.¹⁰⁷

103 Zur allgemeinen Entwicklung siehe Daniel SCHÄFER, [Art.] Geburtshilfe, in: Enzyklopädie Medizingeschichte, Bd. 1, hrsg. v. Werner E. GERABEK u. a., Berlin/New York 2007, S. 463f.

104 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 803f.; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 122f., 129, 139–143.

105 Über eine solche Einrichtung verfügte um 1790 ein Drittel der deutschen Universitäten. Peter MORAW, Kleine Geschichte der Universität Gießen von den Anfängen bis zur Gegenwart, 2. Aufl. Gießen 1990, S. 89.

106 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1297–1301.

107 Ebd., S. 777f., 805; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 80f., 133.

Bei der Gründung der Medizinischen Fakultät war man sich durchaus bewusst, dass zu ihrem Bauprogramm üblicherweise auch ein Botanischer Garten zählte. Zugleich wusste man, dass eine solche Einrichtung viel Geld kosten würde, das damals aber nicht zur Verfügung stand. Als Notbehelf wurde eine Kräuterfrau angestellt, die Pflanzen für die medizinischen Vorlesungen sammeln sollte.¹⁰⁸ Im Zusammenhang mit dem Bau des Allgemeinen Krankenhauses war geplant, auch einen Botanischen Garten einzurichten.¹⁰⁹ Dazu kam es jedoch bis zum Ende der älteren Universität nicht mehr.

Wie defizitär insgesamt gesehen die bauliche Ausstattung der Bamberger Medizinischen Fakultät war, wird bei einem Vergleich mit der Nachbaruniversität Würzburg deutlich. Dort hatte Fürstbischof Erthal das *Theatrum Anatomicum* ausbauen, den Spitalgarten zum Botanischen Garten umgestalten und ein eigenes Entbindungshaus einrichten lassen. Auch das Juliusspital ließ er zum Ausbildungs Krankenhaus umbauen.¹¹⁰ Trotzdem erreichte das Spital wohl nicht ganz den Stand des Bamberger Allgemeinen Krankenhauses, das nicht zuletzt aufgrund seiner Lage, seiner durchdachten Inneneinrichtung und seiner hygienischen Maßnahmen als vorbildhaft galt.¹¹¹

108 Haus der Weisheit (wie Anm. 29), Kat.-Nr. 70, S. 182f.; SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 778.

109 HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 92, 142 Abb. 13.

110 Thomas HEILER, Das Juliusspital in Würzburg und Franz Ludwigs Reformwerk im Bereich der Armenversorgung und Krankenpflege, in: Franz Ludwig von Erthal. Fürstbischof von Bamberg und Würzburg 1779–1795, hrsg. v. Renate BAUMGÄRTEL-FLEISCHMANN (Veröffentlichungen des Diözesanmuseums Bamberg 7), Bamberg 1995, S. 139–147, hier S. 143–145; Gabriele POLSTER, Schule und Universität im Hochstift Würzburg, in: ebd., S. 179–190, hier S. 186f.

111 Michael RENNER, Bamberg als medizinisches Zentrum Oberfrankens und Bayerns im frühen 19. Jahrhundert. Medizinisch-chirurgische Schule – Irrenhaus – Kranken- und Versorgungshäuser, in: Bayerisches Ärzteblatt 24/3 (1969), S. 250–267, hier S. 254; Werner E. GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und die Medizin der Romantik. Studien zu Schellings Würzburger Periode (Europäische Hochschulschriften VII B 7), Frankfurt a. M. 1995, S. 117; HEILER, Juliusspital (wie Anm. 110), S. 141; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 100f., 243–245, 261, 273.

4. Die Professoren

Um die Herkunft und den Werdegang der Professoren der Medizinischen Fakultät näher zu beleuchten, soll im Folgenden die kollektivbiographische Methode zum Einsatz kommen. Das heißt: Nicht einzelne Biographien sollen vorgestellt oder aneinandergereiht werden, sondern im Mittelpunkt soll die Gesamtheit aller Medizinprofessoren stehen, um durch eine vergleichende Analyse ihrer Lebensläufe Gemeinsamkeiten und Besonderheiten, allgemeine und abweichende Muster zu erkennen und zu beschreiben.¹¹²

Zuerst soll die geographische Herkunft der Bamberger Medizinprofessoren interessieren. Anfänglich berief der Fürstbischof solche Männer zu Professoren, die im benachbarten, mit Bamberg durch Personalunion verbundenen Fürstbistum Würzburg geboren waren. Wer nicht aus den beiden mainfränkischen Hochstiften stammte, war hier vor seiner Berufung zum Professor wenigstens schon beruflich tätig gewesen. Nach 1789, dem Beginn des weiteren personellen Ausbaus der Fakultät, stammten die meisten Universitätslehrer aus dem geistlichen Fürstentum Bamberg und hier überwiegend direkt aus der Residenz- und Universitätsstadt. Wer von auswärts kam, verfügte wenigstens über verwandtschaftliche Beziehungen in die Hauptstadt an der Regnitz.

Zieht man den Beruf des Vaters als wichtigstes Merkmal für die soziale Herkunft der künftigen Professoren heran,¹¹³ entstammte etwa ein Drittel der Medizinprofessoren der oberen Mittelschicht,¹¹⁴ wobei nur zwei von ihnen aus Arztfamilien stammten

112 Zur Methode siehe Lawrence STONE, Prosopographie – englische Erfahrungen, in: Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft. Probleme und Möglichkeiten, hrsg. v. Konrad H. JARAUSCH, Düsseldorf 1976, S. 64–97; ECKART/JÜTTE, Medizingeschichte (wie Anm. 19), S. 224–226; Wilhelm Heinz SCHRÖDER, Kollektivbiographie. Spurensuche, Gegenstand, Forschungsstrategie, in: Historical Social Research, Supplement 23 (2011), S. 74–152.

113 Viele Untersuchungen rekurrieren auf den Beruf des Vaters, um die soziale Herkunft von Universitätslehrern zu bestimmen. Für das 18. Jahrhundert vgl. Hermann NIEBUHR, Zur Sozialgeschichte der Marburger Professoren (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 44) (Diss.), Darmstadt/Marburg 1983, S. 44f.; Rainer A. MÜLLER, Die soziale Herkunft der Professoren der Universität Ingolstadt-Landshut-München 1773–1849, in: Universität und Bildung. Festschrift Laetitia Boehm zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Winfried MÜLLER/Wolfgang J. SMOLKA/Helmut ZEDELMAIER, München 1991, S. 315–321, hier S. 315; Olaf WILLETT, Sozialgeschichte Erlanger Professoren 1743–1933 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 146) (Diss.), Göttingen 2001, S. 92.

114 Verwendet wird das Schichtungsmodell von JARAUSCH, das in neueren sozialgeschichtlichen Darstellungen zur Universitätsgeschichte immer häufiger Anwendung findet. Konrad H. JARAUSCH,

und deshalb schon mit dem Milieu vertraut waren, in dem sie später tätig werden sollten. Ungefähr die Hälfte der Medizinprofessoren kam aus der unteren Mittelschicht; hier dominierte der Handwerkerstand. So war etwa der Vater von Andreas Röschlaub Schreiner. Nicht im Herkunftsspektrum der Universitätslehrer vertreten waren die adelige Oberschicht und die Unterschicht.

Wie für ein geistliches Fürstentum des 18. Jahrhunderts zu erwarten, war der Lehrkörper der Bamberger Medizinischen Fakultät in konfessioneller Hinsicht völlig homogen. Alle Professoren gehörten der katholischen Kirche an. Die vier Hochschullehrer, die ursprünglich jüdischer bzw. protestantischer Herkunft waren, waren spätestens vor der Übernahme der Professur zum katholischen Glauben übergetreten.¹¹⁵

Das Kriterium der Heimatnähe war für die Ausbildung der künftigen Medizinprofessoren prägend. Fast alle hatten das Gymnasium an ihrem Heimatort oder an einem nahegelegenen Ort besucht. Auch das anschließende propädeutische Philosophiestudium absolvierten sie in der Regel in ihrer Heimat. Daran schloss sich das medizinische Fachstudium an. Circa ein Fünftel der späteren Professoren hatte jedoch nicht nur Medizin studiert, sondern auch Jura oder Theologie. Wer aus dem Fürstbistum Bamberg stammte, ging nach dem Medizinstudium in der Residenzstadt oft noch an auswärtige Universitäten¹¹⁶ und wurde dabei durch den geistlichen Landesherrn teilweise sogar finanziell unterstützt. Damit folgte man einem Trend der Zeit. Viele ärztliche Schriften des 18. Jahrhunderts hatten dazu geraten, den Erfahrungs- und Wissenshorizont durch den Besuch auswärtiger Bildungsstätten zu erweitern. Im Falle Bambergs kam noch hinzu, dass sich so die institutionell-baulichen Defizite der eigenen Landesuniversität kompensieren ließen. An der Spitze der auswärtigen Studienorte stand die renommierte Medizinische Fakultät der Nachbaruniversität Würzburg mit fünf Belegen, dicht gefolgt von habsburgischen Hochschulen mit vier

Frequenz und Struktur. Zur Sozialgeschichte der Studenten im Kaiserreich, in: *Bildungspolitik in Preußen zur Zeit des Kaiserreichs*, hrsg. v. Peter BAUMGART (Preußen in der Geschichte 1), Stuttgart 1980, S. 119–149, hier S. 135; ders., *Die neuhumanistische Universität und die bürgerliche Gesellschaft 1800–1870. Eine quantitative Untersuchung zur Sozialstruktur der Studentenschaften deutscher Universitäten*, in: *Darstellungen und Quellen zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert* 11, hrsg. v. Christian PROBST, Heidelberg 1981, S. 11–58, hier S. 32–44, bes. S. 36.

115 SPÖRLEIN, *Die ältere Universität Bamberg* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 807–810.

116 Etwa ein Viertel der Medizinprofessoren hatte nur in Bamberg Medizin und Chirurgie studiert, ungefähr ein weiteres Viertel zusätzlich an einer weiteren Bildungsstätte, annähernd je ein Fünftel an zwei oder drei Anstalten. Die absolute Ausnahme bildete ein Studium an mehr als vier Hochschulen.

Nachweisen; hier war Wien der wichtigste Studienort. Mit Wien gleichauf lag die protestantische Universität Jena, darauf folgte an nächster Stelle Straßburg. Nach dem Tod Erthals und dem Ende der bisherigen Personalunion der beiden Mainbistümer wurde diese Praxis allerdings nicht mehr fortgeführt.¹¹⁷

Von vier Ausnahmen abgesehen, hatten die Universitätslehrer vor ihrer Berufung an die Medizinische Fakultät bereits in verschiedenen Bereichen des Gesundheitswesens gearbeitet. Sie hatten versucht, als Chirurg, Apotheker oder Arzt ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Meist hatten sie frei praktiziert, nur selten waren sie in fürstlichen oder staatlichen Funktionen (Landphysikus, fürstbischöflicher Leibchirurg oder Hofchirurg) tätig gewesen. Zwischen dem Eintritt in das Berufsleben und der Berufung an die ältere Universität Bamberg lagen in den meisten Fällen nur wenige Jahre. Auf eine längere voruniversitäre Berufserfahrung konnten nur wenige Professoren zurückblicken, vor allem jene, die in der Aufbauphase der Medizinischen Fakultät zwischen 1769 und 1774 ernannt worden waren. Außergewöhnlich war die Vorkarriere von Professor Joachim, der als einziger Medizinprofessor neun Jahre lang dem geistlichen Stand angehört hatte.¹¹⁸

Die Bamberger Medizinische Fakultät hatte – wie viele andere Medizinische Fakultäten im 18. Jahrhundert auch – kein Recht, Kandidaten für freie Professuren vorzuschlagen oder gar neue Universitätslehrer zu berufen. Die Schulkommission spielte – allerdings nur bis zur Mitte der 1770er Jahre – insofern eine Rolle im Besetzungsverfahren, als sie den geistlichen Landesherrn auf ihr geeignet erscheinende Anwärter hinwies. Die letzte Entscheidung lag auf jeden Fall beim Fürstbischof. 1789 erklärte Franz Ludwig von Erthal anlässlich der Ernennung Georg Anton Dorns zum Ordinarius unmissverständlich, dass [...] *Wir so viele professores medicinae, als Wir für gut finden, anstellen [...] können [...]*.¹¹⁹ Wer sich für ein akademisches Lehramt geeignet hielt, konnte auch mit einer direkten Bewerbung beim Landesherren auf sich aufmerksam machen und damit durchaus Erfolg haben. Wahrscheinlich waren auch das Urteil und die Empfehlungen des fürstbischöflichen Leibarztes und Kabinettsreferendars Dr. Adalbert Friedrich Marcus von Bedeutung.¹²⁰

117 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 810–813.

118 Ebd., S. 813f.

119 Reskript des Fürstbischofs an die Regierung, 1789 Mai 27. StAbA, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1198, Prod. 311.

120 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 814f.

Das durchschnittliche Berufungsalter lag bei 34 Jahren. Auffallend ist, dass die Professoren, die in der Anfangsphase der Fakultät zwischen 1769 und 1774 ernannt worden sind, deutlich älter waren. Vielleicht wollte der Fürstbischof bei der Gründung der Medizinischen Fakultät auf solche Gelehrte zurückgreifen, die über eine langjährige Lebens- und Berufserfahrung außerhalb der Universität verfügten.¹²¹

Zulassungsvoraussetzung für die Professur war in der Regel die Promotion. Nur vier Professoren der Medizinischen Fakultät besaßen keinen medizinischen Dokortitel, weil sie kein akademisches Medizinstudium an einer Universität absolviert hatten, ihnen also die nötige Voraussetzung zum Graderwerb fehlte. Nachdem der Aufbau der Medizinischen Fakultät 1776 mit dem Erlass der Promotionsordnung abgeschlossen war, erwarben die künftigen Hochschullehrer den Doktorgrad – wie es zu dieser Zeit auch an anderen Universitäten allgemein üblich war¹²² – an der eigenen Landesuniversität. Wer an einer auswärtigen Hochschule promovierte, verringerte seine Chancen auf eine spätere Anstellung in seinem heimatlichen Territorium. Ein Doktor, der den akademischen Titel nicht an der Medizinischen Fakultät der Universität Bamberg, sondern an einer anderen Hochschule erlangt hatte, musste vor seiner Berufung zum Medizinprofessor das *Punctum solviren*, also eine eigene Prüfung zum Zwecke der Qualitätskontrolle ablegen. Auch wer wirklicher Beisitzer der Medizinischen Fakultät werden wollte, musste den medizinischen Dokortitel besitzen. Die Kosten der Promotion waren nicht unerheblich. Sie summierten sich auf etwa 160 fränkische Gulden (zum Vergleich: Ein bambergischer Hofrat bezog ein jährliches Grundgehalt von 250 fränkischen Gulden). Vor allem in den Teuerungsjahren gegen Ende des 18. Jahrhunderts konnten einige spätere Medizinprofessoren die Promotionsgebühren nicht aus eigenen Mitteln aufbringen; sie erhielten eine Beihilfe aus der Kasse der Hofkammer.¹²³

Dass ein Medizinprofessor verheiratet war, war der Normalfall an der älteren Universität Bamberg. Wann man die Ehe einging, hing vor allem davon ab, ob die erreichte berufliche Position dafür ausreichend schien, einen eigenen Hausstand zu gründen. Bisweilen konnte dies schon vor der Berufung an die Universität der Fall sein. Bemerkenswert ist, dass die Universitätslehrer im Witwerstand blieben, wenn

121 Ebd., S. 815f.

122 Hilde de RIDDER-SYMOENS, Mobilität, in: Geschichte der Universität in Europa. Bd. 2: Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500–1800), hrsg. v. Walter RÜEGG, München 1996, S. 335–359, hier S. 350.

123 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 817–820.

die Ehegattin gestorben war – selbst wenn unmündige Kinder zu versorgen waren. Etwa zwei Drittel der Ehefrauen stammte aus dem Hochstift Bamberg, die übrigen aus anderen Territorien des Alten Reiches. Mehr als die Hälfte der Ehepartnerinnen kam aus der oberen Mittelschicht, wobei die Herkunft aus dem Milieu der akademisch gebildeten Beamtenschaft dominierte, die Professorenschaft aber vollständig fehlte.¹²⁴ Der unteren Mittelschicht lassen sich nur zwei Ehefrauen zurechnen. Die Ober- und die Unterschicht hingegen waren nicht vertreten. Die Heirat diente den Professoren also meist dazu, ihre eigene soziale Stellung zu sichern oder sogar noch zu verbessern. Dass sich die Universitätslehrer gerne an der Hofgesellschaft und der zumindest adelsnahen, höheren Beamtenschaft des geistlichen Fürstentums orientierten, zeigt sich auch bei der Wahl der Taufpaten und -patinnen für ihre Kinder.¹²⁵

Um die Personalkosten der Medizinischen Fakultät zu decken, gab es keinen eigenen Fonds. Die Gehälter der Medizinprofessoren kamen seit 1749 zunächst aus dem Universitätsrezeptorat; es verwaltete die Zinserträge des Kapitals, das die Familie von Schönborn 1742 zur Besoldung eines dritten weltlichen Juraprofessors gestiftet hatte.¹²⁶ Diese Geldquelle reichte jedoch nicht aus, um weitere Mediziner zu entlohnen. Einzelne der in der Gründungsphase der Fakultät berufenen Hochschullehrer mussten daher bis auf Weiteres auf ein Gehalt verzichten. Auch die zweite Universitätskasse, die Universitätshausverwaltung,¹²⁷ deren Abschlüsse häufig defizitär waren, konnte nur wenig zur Professorenbesoldung beitragen. Als Franz Ludwig von Erthal Ende der 1780er Jahre mit dem personellen Ausbau der Medizinischen Fakultät begann, griff er auf die beiden zentralen Finanzbehörden des Hochstifts Bamberg zurück, die Hofkammer und in deutlich geringerem Umfang auf die Obereinnahme. Doch schon Erthals Nachfolger Christoph Franz von Buseck beendete diese Praxis wieder. Für neue Personalausgaben mussten wieder allein die beiden Universitätskassen aufkommen, deren finanzieller Spielraum allerdings eng begrenzt war.

In den Anfangsjahren der Medizinischen Fakultät erhielten die Ordinarien ein jährliches Grundgehalt von nur 80 fränkischen Gulden. Damit waren sie die am schlechtesten bezahlten Hochschullehrer aller vier in Bamberg vertretenen Fakultäten. Selbst als Erthal ab 1789 die Medizinische Fakultät personell aufstockte, blieb

124 Die Schwiegerväter der Professoren waren Hofkammerräte oder Regierungsräte oder bekleideten ein wichtiges Amt in der Verwaltung der Residenzstadt Bamberg.

125 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 820–827.

126 Ebd., Bd. 1, S. 290, 295, 297f.

127 Ebd., S. 322–348.

die Besoldung – von zwei Ausnahmen abgesehen¹²⁸ – gering, auch wenn sie meist anstieg. Grundsätzlich änderte sich jedoch nur wenig. Der Bamberger Juraprofessor Georg Michael Weber konnte daher 1803 behaupten, die meisten Medizinprofessoren bezögen *lumpigte Domestickengehalte*.¹²⁹ Finanziell noch schlechter gestellt als die ordentlichen Professoren waren die Extraordinarien der Medizinischen Fakultät. Sie erhielten in der Regel überhaupt kein Gehalt.¹³⁰

An der Universität eröffneten sich den Medizinprofessoren allerdings noch weitere Einkommensquellen. So konnten sie aus Privatvorlesungen Einkünfte erzielen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verdienten die Ordinarien auf diese Weise zwischen 50 und 200 fränkische Gulden im Jahr. Je mehr Privathörer ein Universitätslehrer gewann, umso höher waren seine Einnahmen. Dies konnte jedoch zur Folge haben, dass Professoren Nachsicht gegenüber studentischem Fehlverhalten zeigten. Andreas Röschlaub etwa hielt seine Zuhörer nicht zur vorgeschriebenen Immatrikulation an, sodass von anderen Universitäten relegierte Studierende in Bamberg Unterschlupf finden konnten.¹³¹ Darüber hinaus durften die Ordinarien auch Prüfungsgebühren erheben; aufgrund der geringen Anzahl von Promotionen werden sie aber kaum besonders ertragreich gewesen sein.

Die Medizinprofessoren erschlossen sich auch Verdienstmöglichkeiten außerhalb der Universität. Sie waren als praktische Ärzte tätig und bekleideten weitere Positionen am fürstbischöflichen Hof, am Krankenhaus, an Spitälern und an anderen Versorgungs- und Verwahranstalten. Auch das Amt des Stadtphysikus und des Landphysikus befand sich von 1773 bis 1802 ausnahmslos in Professorenhand. Manche Universitätslehrer versuchten, ihre Einkünfte durch den Verkauf von Bier und Wein zu erhöhen, oder betätigten sich – wie etwa Andreas Röschlaub¹³² – als Kost- und

128 Der 1791 berufene Ordinarius für Anatomie und Tierarznei Joseph Friedrich Gotthard bezog ein Jahresgehalt von 500 fränkischen Gulden. Bernhard Sippel, der 1794 ernannte Professor für Chemie, erhielt jährlich 200 fränkische Gulden.

129 Georg Michael WEBER, Betrachtungen über die katholischen Universitäten in Franken, 1803 Januar 10. BayHStA, MIIn, Nr. 23921, hier § 45.

130 Nur Ignaz Franz Rösch, 1796 zum Extraordinarius berufen, bezog jährlich 40 fränkische Gulden aus der Kasse der Universitätshausverwaltung. Sein Gehalt lag also deutlich unter dem der Ordinarien.

131 Beschluss des engeren akademischen Senats, 1801 Februar 3. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1667, Prod. 41; Bericht des Rector Magnificus v. Walderdorf an den Fürstbischof, 1801 März 6. Ebd., Prod. 44; Beschluss der Juristischen Fakultät, 1801 Juli 26. Ebd., Prod. 45.

132 Siehe den Beschluss des engeren akademischen Senats, 1801 Februar 3. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1667, Prod. 41.

Quartiergeber. Dass man einer zusätzlichen Erwerbstätigkeit nachging, um sich ein standesgemäßes Einkommen zu sichern, ist keine Bamberger Besonderheit. Dieses Phänomen lässt sich auch an anderen, schlecht dotierten Universitäten der frühen Neuzeit beobachten und darüber hinaus auch bei Ärzten, die nicht als Professor angestellt waren. Die Nebentätigkeiten führten immer wieder zu Nachlässigkeiten bei der Abhaltung von Lehrveranstaltungen.

Einige Medizinprofessoren erlangten auch den Rang eines Hofrats, auch wenn sie hier weniger erfolgreich waren als ihre Kollegen aus der Juristischen Fakultät. Zudem erhielten die Mediziner kein Hofratsgehalt. Nicht zu vernachlässigen ist jedoch die hohe gesellschaftliche Wertschätzung, die man dem Träger eines solchen Titels damals entgegenbrachte.¹³³

Die Universitätslehrer, die zwischen 1749 und 1774 ernannt worden waren, blieben bis zu ihrem Tod im Amt. Für sie war die Professur eine Lebensstellung, da die Einkünfte aus der Lehrtätigkeit einen unverzichtbaren Bestandteil ihres Einkommens bildeten. Nur in einigen wenigen Fällen führte der Karriereweg von Medizinprofessoren über das Fürstbistum Bamberg hinaus. Ausschlaggebend für die Entscheidung, Bamberg zu verlassen, war die Aussicht auf bessere Verdienst- und Arbeitsmöglichkeiten. Dieses Phänomen lässt sich erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts beobachten, als das Ende des Hochstifts Bamberg bereits absehbar war. Andreas Röschlaub etwa wechselte 1802 an die Universität Landshut und besserte dadurch sein Gehalt um ein Vielfaches auf.

Auch nach 1803 waren die meisten Professoren der einstigen Medizinischen Fakultät weiterhin in der Lehre tätig. Fünf von ihnen wirkten an der Ende 1803 eröffneten medizinisch-chirurgischen Schule. Nur dem noch 1802 zuletzt berufenen Extraordinarius Christian Ignaz Pfeufer (1780–1852)¹³⁴ gelang es zunächst nicht, in der ehemaligen fürstbischöflichen Residenzstadt beruflich Fuß zu fassen.¹³⁵

133 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 827–832.

134 Ebd., S. 1282–1286.

135 Ebd., S. 832–834.

5. Die Studenten

In Bamberg galten verschiedene Zulassungsvoraussetzungen für Landeskinder, die an der heimischen Universität ein Medizinstudium aufnehmen wollten. Auf Antrag der Medizinischen Fakultät verordnete der Fürstbischof im Jahr 1781, dass einheimische Kandidaten den zweijährigen Philosophiekurs vollständig absolviert haben mussten; dies hatten sie durch ein Zeugnis zu belegen.¹³⁶ Gründliche Kenntnisse in Physik, die damals zum Fächerspektrum der Philosophischen Fakultät zählte, galten als wichtige Voraussetzung für ein erfolgreiches Medizinstudium. 1790 führte der geistliche Landesherr außerdem noch eine leistungsorientierte Zulassungsbeschränkung ein. Nur talentierte Landeskinder, die am Ende des zweijährigen philosophischen Grundkurses in eine der beiden obersten Leistungsklassen eingestuft worden waren und – dies typisch für Franz Ludwig von Erthal – einen unbescholtenen moralischen Lebenswandel nachweisen konnten, sollten künftig Medizin studieren dürfen.¹³⁷ Zu Beginn des Studienjahres 1793/94 stellte sich allerdings heraus, dass diese Vorschrift nicht konsequent beachtet worden war. Franz Ludwig von Erthal rügte die Medizinische Fakultät deswegen, schwächte aber dennoch die Verordnung etwas ab. Künftig konnte man in begründeten Fällen, die jedoch immer erst dem Fürstbischof zur Entscheidung vorzulegen waren, von der Zulassungsbeschränkung ausgenommen werden.¹³⁸ Noch im Jahr 1790 war eine weitere Verordnung in Kraft getreten. Demnach war es keinem einheimischen Studenten erlaubt, vor Vollendung des medizinischen Studiengangs in Bamberg ohne ausdrückliche Erlaubnis des Fürstbischofs eine auswärtige Universität aufzusuchen, wenn man später in bischöfliche oder fürstliche Dienste treten wollte. Durch diese Regelung wollte der geistliche Landesherr die

136 Reskript des Fürstbischofs an die Universität, 1781 November 3. AUB, V E 183; StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1664, Prod. ad 102. Diese Bestimmung wurde wenig später auch an der Nachbaruniversität Würzburg eingeführt. Anton RULAND, Franz Ludwig's, Fürstbischofs zu Bamberg und Wirzburg, Verordnungen und Rescripte bezüglich des Studiums der Philosophie an der Universität Wirzburg, Würzburg 1852, S. 6f.

137 Reskript des Fürstbischofs an die Medizinische Fakultät, 1790 April 27. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1665, fol. 699r–699v. Zu dem in Würzburg geltenden Numerus clausus und seiner bisweilen mangelhaften Anwendung siehe RULAND, Verordnungen (wie Anm. 136), S. 8–20.

138 Entschließung des Fürstbischofs an die Medizinische Fakultät, 1793 November 5; Bericht der Medizinischen Fakultät an den Fürstbischof, 1793 Dezember 3; Entschließung des Fürstbischofs an die Medizinische Fakultät, 1794 Januar 7. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1666, fol. 148r–148v, 200r–201r, 203r–203v.

Zahl der Medizinstudenten erhöhen. Zugleich bot sich ihm die Möglichkeit, Einfluss auf die Ausbildungsinhalte zu nehmen für den Fall, dass er eine Studienreise genehmigen sollte.¹³⁹

Wie viele Studenten in Bamberg Medizin studierten, lässt sich nur annähernd feststellen. Eine eigene Fakultätsmatrikel gab es nicht und die allgemeine Universitätsmatrikel ist nur wenig aussagekräftig.¹⁴⁰ Wer ein Medizinstudium begann, ist hier nur dann auch als Medizinstudent eingetragen, wenn er sich zu diesem Zeitpunkt zum ersten Mal einschrieb und sich nicht schon am Ende seiner Gymnasialzeit oder während seines Philosophiestudiums immatrikuliert hatte. Außerdem inskribierten sich nicht alle, die in Bamberg Medizin studierten – wahrscheinlich vor allem jene nicht, die sich studienhalber nur für kurze Zeit in der Residenzstadt aufhielten.¹⁴¹ Entsprechend wenige Studierende der Heilkunde sind in der Matrikel zu finden, nämlich 28 Kandidaten der Medizin¹⁴² sowie 31 Kandidaten der Chirurgie,¹⁴³ die 1789 erstmals zur Immatrikulation angewiesen wurden. Wertet man weitere Quellen aus, lassen sich immerhin gewisse Trends erkennen. Die Zahl der Medizinstudenten dürfte gegen Ende des 18. Jahrhunderts angestiegen sein, vermutlich nur kurzzeitig unterbrochen durch die Koalitionskriege und die wiederholte Besetzung der Residenzstadt und des Hochstifts durch französische Truppen.¹⁴⁴ Dennoch blieben die

139 Diese landesherrliche Verordnung galt nicht nur für die einheimischen Studenten der Medizinischen Fakultät, sondern auch für jene der drei anderen Fakultäten. Reskript des Fürstbischofs an alle Fakultäten der Universität, 1790 Mai 6. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1665, fol. 702r–702v; Entschließung des Fürstbischofs an Dr. Marcus, 1791 April 11. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1933, Prod. 312 ½; Bittschrift des med. cand. Johann Baptist Krapp, [1793]. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1655, Prod. ad 60. Eine ähnliche Verordnung galt in Würzburg. Siehe Christian BÖNIGKE, Grundriß einer Geschichte von der Universität zu Würzburg, Bd. 2, Würzburg 1788, S. 369.

140 Die allgemeine Matrikel wurde erst vor Kurzem im Auftrag der Gesellschaft für Fränkische Geschichte neu ediert: Die Matrikel der Akademie und Universität Bamberg 1648–1803, Bd. 1: Text; Bd. 2: Personen- und Ortsregister, hrsg. v. Bernhard SPÖRLEIN (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte IV, 12), Würzburg 2014.

141 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 36.

142 Matrikel der Akademie und Universität Bamberg (wie Anm. 140), Bd. 1, Matr.-Nr. 11042 (Studienjahr 1780/81), 11786 (1793/94), 12188–12205 (1800/01), 12207 (1801/02), 12209 (1801/02), 12258–12259 (1801/02), 12261–12263 (1801/02), 12264 (1802/03).

143 Matrikel der Akademie und Universität Bamberg (wie Anm. 140), Bd. 1, Matr.-Nr. 11629–11639 (Studienjahr 1789/90), 11713–11717 (1790/91), 11723–11727 (1791/92), 11773–11780 (1792/93), 11818 (1794/95), 12334 (1802/03).

144 Vgl. hierzu Matthias WINKLER, *Noth, Thränen und Excesse aller Art. Bamberg in der Epoche der Koalitionskriege 1792–1815*, in: Bamberg im Zeitalter der Aufklärung und der Koalitionskriege,

Studentenzahlen bis zuletzt deutlich hinter denen der beiden anderen höheren Fakultäten (Theologie, Jurisprudenz) zurück; Anfang des 19. Jahrhunderts lag der Anteil der Medizinstudenten bei etwa 12 Prozent. An die Besucherzahlen der renommierten Würzburger Medizinischen Fakultät reichte Bamberg nicht heran.¹⁴⁵ Auffällig ist, dass die Bamberger Medizinische Fakultät eine große Attraktivität für Studierende aus anderen deutschen Territorien und sogar aus dem europäischen Ausland besaß. Kurz vor Aufhebung der Universität kamen ca. 70 Prozent der Medizinstudenten nicht aus dem Hochstift Bamberg. Diesen hohen Prozentsatz an Auswärtigen führten Zeitgenossen auf den hervorragenden Ruf des Bamberger Allgemeinen Krankenhauses zurück.¹⁴⁶

Nach Absolvierung des medizinischen Studiengangs konnte man den akademischen Grad eines *Doctor medicinae* erlangen. Um zur Promotion zugelassen zu werden, hatte man seine eheliche Geburt sowie ein vollständiges Studium der *Humaniora*, der Philosophie und der Medizin an einer allgemein anerkannten Universität nachzuweisen.¹⁴⁷ Falls der Promovend aus dem Hochstift Bamberg stammte, musste er seit 1790 außerdem alle im neuen Studienplan genannten Lehrveranstaltungen regelmäßig und mit Erfolg besucht haben.¹⁴⁸ Seit 1794 zählten ausdrücklich auch die öffentlichen Vorlesungen über Chemie dazu; dieser Anordnung musste sich auch Andreas Röschlaub fügen.¹⁴⁹ Ein Jahr zuvor war für einheimische Doktoranden außerdem die einjährige praktische Ausbildung im neuen Krankenhaus verpflichtend geworden.¹⁵⁰

hrsg. v. Mark HÄBERLEIN (Bamberger Historische Studien 12 / Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bamberg 19), Bamberg 2014, S. 271–347.

145 Anton SCHINDLING, Die Julius-Universität im Zeichen der Aufklärung, in: Michael Ignaz Schmidt (1736–1794) in seiner Zeit. Der aufgeklärte Theologe, Bildungsreformer und „Historiker der Deutschen“ aus Franken in neuer Sicht, hrsg. v. Peter BAUMGART (Quellen und Beiträge zur Geschichte der Universität Würzburg 9), Neustadt a. d. Aisch 1994, S. 3–24, hier S. 14.

146 RENNER, Bamberg als medizinisches Zentrum (wie Anm. 111), S. 253.

147 Entwurf der Promotionsordnung der Medizinischen Fakultät, [vor 1775 November 27]. StABa, Hochstift Bamberg, Schulkommission (B 57/V1), Nr. 5, fol. 345r–346r, hier fol. 345 (Absatz 3).

148 Entschließung des Fürstbischofs an die Medizinische Fakultät, 1790 November 27. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1665, fol. 773r–775v.

149 Reskript des Fürstbischofs an die Medizinische Fakultät, 1794 Juli 14; Entschließung des Fürstbischofs an den Dekan der Medizinischen Fakultät, 1794 Juli 14. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1666, fol. 244r–245v.

150 Reskript des Fürstbischofs an die Medizinische Fakultät, 1793 Februar 22. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1666, fol. 47r–48r.

Vor der öffentlichen Disputation musste der Doktorand drei jeweils zweistündige, nichtöffentliche Examen ablegen,¹⁵¹ bei denen die Beisitzer der Medizinischen Fakultät die theoretischen und praktischen Kenntnisse des Kandidaten prüften. Die Dissertation konnte der Kandidat selbst verfassen – auf dem Titelblatt manchmal durch den Zusatz *Author* oder *Auctor* zu erkennen – oder aber einer der Medizinprofessoren – entweder der Vorsitzende oder ein anderer Ordinarius. Die Promotionsordnung sah nicht vor, dass der Dokortitel ohne Abfassung einer Dissertation erworben werden konnte. Erst in den 1780er Jahren war es mittellosen Kandidaten vereinzelt gestattet, anstelle einer ausführlichen Abhandlung Thesen vorzulegen und zu verteidigen.¹⁵² Um 1800 war es dann zur Regel geworden, nur noch medizinische Sätze in deutscher Sprache zu verfassen, obwohl es den Kandidaten nicht immer an Geld gemangelt haben dürfte. Diese Praxis wurde außerhalb Bambergs heftig kritisiert. So heißt es in der bekannten Jenaer *Allgemeinen Literatur-Zeitung* vom 3. April 1802:

*Zu Bamberg scheint man Doctoren der Medicin zu machen, ohne die Herausgabe von Inauguraldissertationen und das Vertheidigen derselben in lateinischer Sprache zu verlangen. Es ist, soviel wir wissen, dem Publicum nicht bekannt gemacht worden, was man an die Stelle dieser Prüfungen gesetzt hat, eine Rechenschaft, welche die dortige Facultät oder Regierung der Welt schuldig gewesen wäre, weil sie doch von dieser, und nicht allein vom Bamberger District ihre Doctoren wird anerkannt wissen wollen.*¹⁵³

151 Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts scheinen manchmal auch nur zwei Prüfungen genügt zu haben. Protokoll der kurfürstlich subdelegierten Zivilkommission zu Bamberg, 1803 Februar 13. StABA, Generallandeskommissariat in Franken, subdelegierte Kommission Bamberg, 1. Sitzungsprotokolle, Nr. 4, § 1280.

152 Schreiben des Fürstbischofs an Rector Magnificus v. Würzburg, 1783 Mai 11. StABA, Hochstift Bamberg, Universität Bamberg, Akten und Bände, Nr. 6, fol. 13r–13v; Von der Academia Ottoniana zur Otto-Friedrich-Universität Bamberg (wie Anm. 63), Kat.-Nr. 39, S. 67f.; Entschließung des Fürstbischofs an die Medizinische Fakultät, 1788 November 8. StABA, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1665, fol. 442r.

153 *Allgemeine Literatur-Zeitung* 1802, Nr. 101, Sp. 31f. (3. April 1802; Rubrik „Kleine Schriften“). Siehe dazu Schellings Replik in: *Neue Zeitschrift für spekulative Physik* 1/1 (1802), S. 161–188, und Röschlaubs Erwiderung in seinem *Magazin zur Vervollkommnung der Medizin* 7/1 (1802), S. 141–149. Ähnlich kritisch wie die Rezension in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* war auch die ausführliche Sammelbesprechung mehrerer Bamberger medizinischer Thesen im einflussreichen norddeutschen Rezensionsorgan des Berliner Verlegers Friedrich Nicolai, der *Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek* 78 (1803), St. 1, S. 10–47, besonders S. 12 u. 18.

Grundsätzlich sollte jede Doktorarbeit von den Beisitzern der Medizinischen Fakultät zensiert werden. Ab 1780 galt dabei nicht mehr das Mehrheitsprinzip, sondern es war Einstimmigkeit verlangt; andernfalls wollte der Fürstbischof selbst entscheiden.¹⁵⁴

Die öffentliche Verteidigung der Dissertation oder der Thesen durfte gewöhnlich nur unter dem Vorsitz eines Medizinprofessors – spätestens 1801 war dies der jeweilige Dekan der Medizinischen Fakultät – erfolgen. Als Opponenten fungierten die Professoren, die Doktoren oder Lizentiaten der Medizin sowie einer der Medizinstudenten. Die Disputation fand in der Regel am Vormittag statt und dauerte zwei Stunden; anschließend wurde im Erfolgsfall sofort der Dokortitel verliehen.¹⁵⁵

Keinesfalls zu unterschätzen sind die Kosten, die für den Erwerb der Doktorwürde anfielen. Sie setzten sich zusammen aus Prüfungsgebühren, Geldbeträgen für die Teilnehmer und Gäste des Promotionsaktes sowie für die festliche Ausgestaltung der Promotionsfeier. Die Examens- und Promotionskosten zusammen (ohne den Druck der Inauguralschrift) beliefen sich auf ungefähr 160 fränkische Gulden und lagen damit höher als die durchschnittlichen jährlichen Lebenshaltungskosten eines Studenten. Finanzschwache Doktoranden konnten zwar weniger feierlich promoviert werden; dadurch reduzierten sich ihre Ausgaben aber nur wenig.¹⁵⁶

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde in Bamberg erstmals der kombinierte Grad eines *Doctor medicinae et chirurgiae* verliehen. Ihn erwarben bis zur Auflösung der Universität etwa 40 Prozent der Promovierenden.¹⁵⁷

Obwohl nicht alle Bamberger medizinischen Promotionen überliefert sind,¹⁵⁸ lassen sich zumindest einige Grundzüge erkennen. Bis zum Ende der 1780er Jahre, als Erthal mit dem weiteren personellen Ausbau der Medizinischen Fakultät begann, dürfte die Zahl der Graduierungen sehr niedrig gewesen sein. Zudem kamen die Pro-

154 Entschließung des Fürstbischofs an die Medizinische Fakultät, 1780 Mai 2. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1664, Prod. 89; WEBER, Geschichte der gelehrten Schulen (wie Anm. 5), S. 300; Werner ZEISSNER, Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal und die Universität Bamberg, in: Franz Ludwig von Erthal. Fürstbischof von Bamberg und Würzburg 1779–1795, hrsg. v. Renate BAUMGÄRTEL-FLEISCHMANN (Veröffentlichungen des Diözesanmuseums Bamberg 7), Bamberg 1995, S. 218–230, hier S. 222.

155 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 842f.

156 Ebd., S. 843–845.

157 Ebd., S. 845f.

158 Die erste Promotion der Medizinischen Fakultät datiert vom 15. April 1776, die beiden letzten bekannten erfolgten am 1. Juli 1803. Derzeit lassen sich insgesamt 48 Promotionen zählen. Es ist davon auszugehen, dass einige Doktorarbeiten oder Thesen, die um 1800 angefertigt wurden, verloren gegangen sind. Ebd., S. 846.

movenden bis Mitte der 1790er Jahre fast immer aus dem Hochstift Bamberg. Erst dann dürfte sich der Einzugsbereich allmählich erweitert haben. Im Jahr 1801 liegen – neben Franken – deutliche geographische Schwerpunkte in Schwaben und Westfalen. Die meisten Doktoranden waren zwar katholischen Glaubens, aber immerhin sechs Promovenden dürften einer anderen Konfession angehört haben.¹⁵⁹

Der an der heimischen Landesuniversität erworbene Dokortitel berechtigte den Inhaber noch nicht, im geistlichen Fürstentum Bamberg als Arzt zu praktizieren, insbesondere in landesherrlichen Diensten. Dafür musste er ein „Staatsexamen“ vor einer eigenen Kommission bestehen; zu ihr zählten der Bamberger Stadtphysikus, der Landphysikus und Mitglieder der weltlichen Regierung, darunter gewöhnlich der Referent für medizinische Angelegenheiten. Im Gremium dominierte also der Einfluss der Medizinischen Fakultät, da zwischen 1773 und 1802 ausschließlich Medizinprofessoren den Stadtphysikus und den Landphysikus stellten.¹⁶⁰

Um wenigstens ungefähre Aussagen zum beruflichen Werdegang der Absolventen der Medizinischen Fakultät treffen zu können, soll im Folgenden das Sample der Doktoren der Medizin betrachtet werden, die aus dem Hochstift Bamberg stammten.¹⁶¹ Viele von ihnen waren erst einmal als Armenarzt in der Residenzstadt Bamberg tätig. Diese Arbeit barg zwar viele Gefahren und war nicht gerade lukrativ, aber man konnte – vor allem unter dem karitativ besonders engagierten Franz Ludwig von Erthal – durch besondere Leistungen auf sich aufmerksam machen und so den Grundstein für den erhofften Aufstieg legen.¹⁶² Auch Andreas Röschlaub wirkte unmittelbar nach seiner Promotion zunächst als Armenarzt in Bamberg.¹⁶³

Die Tätigkeitsfelder der promovierten einheimischen Absolventen waren vielfältig und lagen in der Regel innerhalb des Fürstbistums Bamberg: Man findet sie als Professor an der Medizinischen Fakultät Bamberg, als Physikus in bambergischen Land- und Garnisonstädten oder für bambergische Landämter, als fürstbischöflichen Leibarzt oder als Brunnenarzt in Kurorten des benachbarten Hochstifts Würzburg. Ihrem Beruf gingen sie bevorzugt in einer Stadt nach, da sie sich hier höhere Einnahmen

159 Haus der Weisheit (wie Anm. 29), Kat.-Nr. 71, S. 183f., hier S. 184.

160 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 847f.

161 Insgesamt sind 20 *Doctores medicinae* bekannt, die aus dem Hochstift Bamberg stammten und ihre Doktorwürde an der Bamberger Medizinischen Fakultät erworben hatten. Berücksichtigt wird im Folgenden jeweils die von einem Graduierten erreichte höchste Stellung.

162 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 848.

163 Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde 2 (1799), S. 290f.

versprachen als auf dem flachen Land. Dass jemand mehrere Ämter im Gesundheitswesen bekleidete, war die Ausnahme. Von der eigenen privatärztlichen Praxis allein konnte offenbar keiner von ihnen seinen Lebensunterhalt bestreiten.¹⁶⁴

Die Zahl staatlicher Stellen für promovierte Ärzte blieb während der fürstbischöflichen Epoche gering. Neue Posten im Medizinalwesen, vor allem auf dem als unterversorgt geltenden Land, wurden kaum geschaffen, meist aus finanziellen Gründen. Dabei hatte Erthal 1790 ausdrücklich seine Absicht bekundet, *mehrere Physikate auf dem Lande zu errichten, welche Wir mit eigenen Landeskindern, die ihren Cursum medicum auf Unserer Bamberger Universität angefangen und geendiget haben, gnädigst [...] besetzen wollten*.¹⁶⁵ In einer Bestandsaufnahme aus dem Jahr 1803 heißt es, in den ländlichen Gebieten des Fürstentums fehlten drei bis vier akademisch ausgebildete Ärzte.¹⁶⁶ Ihre geringe Zahl auf dem Land sollte allerdings nicht zu dem Pauschalurteil verleiten, die medizinische Betreuung der dort lebenden Bevölkerung sei unzureichend gewesen. Eine nicht zu unterschätzende Rolle für die Versorgung dürfte neben der Selbsthilfe und dem Rückgriff auf so genannte „Pfuscher“ das niedere Medizinalpersonal (Bader, Barbieri, Hebammen) gespielt haben.¹⁶⁷ Zu Beginn des 19. Jahrhunderts schuf der bayerische Staat dann ein flächendeckendes Netz von akademisch gebildeten Ärzten außerhalb der größeren Städte, indem er Landphysikate einrichtete und für jedes Landgericht einen fest besoldeten Amtsarzt (Landgerichtsarzt) anstellte.¹⁶⁸ Diese neue Struktur bot auch den aus dem einstigen Fürstbistum Bamberg gebürtigen Doktoren Anstellungsmöglichkeiten. In der ersten Zeit nach 1803 wirkten drei von ihnen als *Landphysici* und acht als Landgerichtsärzte.¹⁶⁹

164 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 848.

165 Reskript des Fürstbischofs an die Medizinische Fakultät, 1790 Juli 27. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1665, fol. 718r–719v, hier fol. 718r.

166 RENNER, Bamberg als medizinisches Zentrum (wie Anm. 111), S. 253.

167 Michael STOLBERG, Heilkunde zwischen Staat und Bevölkerung. Angebot und Annahme medizinischer Versorgung in Oberfranken im frühen 19. Jahrhundert (Diss.), München 1986, S. 2f., 29, 84; Francisca LOETZ, Vom Kranken zum Patienten. „Medikalisierung“ und medizinische Vergesellschaftung am Beispiel Badens 1750–1850 (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 2) (Diss.), Stuttgart 1993, S. 98f., 111.

168 GRÜNBECK, Markus (wie Anm. 44), S. 182f.; STOLBERG, Heilkunde (wie Anm. 167), S. 13f., 167; Christian PROBST, Fahrende Heiler und Heilmittelhändler. Medizin von Marktplatz und Landstraße, Rosenheim 1992, S. 57. Vgl. auch HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 287.

169 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 851.

Der berufliche Werdegang der Wundärzte, die ebenfalls von den Bamberger Medizinprofessoren ausgebildet wurden, ist bisher noch nicht erforscht – eine Aufgabe, die auch hier nicht geleistet werden kann, sodass einige wenige Bemerkungen genügen müssen. Auch bei den Wundärzten galt die Regel, offene Stellen nur mit Landessöhnen zu besetzen.¹⁷⁰ Mit den 1789 eingeleiteten Reformmaßnahmen für die Ausbildung von Wundärzten verfolgte der Fürstbischof die Absicht, die medizinische Versorgung der Bevölkerung außerhalb der Landstädte und der Amtssitze zu verbessern.¹⁷¹ Dieses Ziel wurde offenbar nicht oder nur unvollständig erreicht. Noch in fürstbischöflicher Zeit konstatierte die weltliche Regierung, vielen Kandidaten der Chirurgie mangle es an den nötigen Kenntnissen für ihren Beruf, sodass man fürchte, nicht alle freie Wundarztstellen auf dem Land mit qualifizierten Kräften besetzen zu können.¹⁷² An dieser misslichen Situation änderte sich bis zum Ende des geistlichen Fürstentums nur wenig.¹⁷³

6. Zusammenfassung

Der eigentliche Aufbau der Medizinischen Fakultät erfolgte von 1769 bis 1776 unter schwierigen äußeren Rahmenbedingungen. Die damals geschaffene Grundausstattung bestand aus drei Professoren und einem *Demonstrator anatomiae*. Nach der Gründungsphase, die ihren Abschluss mit dem Erlass der Promotionsordnung fand, stagnierte die Entwicklung der Fakultät über mehr als zehn Jahre. Erst ab 1789 – parallel zur Errichtung des Bamberger Allgemeinen Krankenhauses – begann der weitere gezielte personelle Ausbau der Medizinischen Fakultät. Treibende Kraft hierbei war Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal selbst und weniger die Medizinische Fakultät, die seinen Initiativen abwartend bis ablehnend begegnete. Insgesamt berief Erthal vier neue Professoren. Diese Erfolgsgeschichte fand unter seinem Nachfolger Christoph Franz von Buseck keine Fortsetzung; dies lag zum einen an der Person des neu-

170 Beschluss der Regierung, 1798 Januar 19. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1231, Prod. 20.

171 Reskript des Fürstbischofs an die Regierung, 1789 Mai 27. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1198, Prod. 311.

172 Beschluss der Regierung, 1798 Januar 19. StABa, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1231, Prod. 20.

173 RENNER, Bamberg als medizinisches Zentrum (wie Anm. 111), S. 250, 253.

en Fürstbischofs, der bereits hochbetagt war und weniger Interesse an den Ideen der Aufklärung zeigte als sein Vorgänger,¹⁷⁴ zum anderen an den durch die Französische Revolution hervorgerufenen Umwälzungen in Europa, von denen auch das geistliche Fürstentum Bamberg 1796 und 1800/01 direkt betroffen war.¹⁷⁵ Mit der Wahl Busecks endete zugleich die langjährige Personalunion der beiden Fürstbistümer Bamberg und Würzburg, die für die bisherige Entwicklung der Bamberger Medizinischen Fakultät durchaus förderlich gewesen war.

Die bauliche Ausstattung der Medizinischen Fakultät war und blieb aufgrund fehlender Finanzmittel zum großen Teil mangel- und lückenhaft. Die Anatomie fristete lange Zeit ein Schattendasein; einen Botanischen Garten, ein chemisches Laboratorium oder eine Entbindungsanstalt gab es nicht. Nur das der Universität nicht unterstellte, aber als Lehrkrankenhaus dienende Allgemeine Krankenhaus war ein Vorzeigeobjekt, mit dem die Bamberger Medizin weit über die Grenzen des geistlichen Fürstentums hinaus glänzen konnte und von dessen Attraktivität auch die Medizinische Fakultät profitierte. Pläne, im oder um das neu errichtete Krankenhaus herum die fehlenden medizinischen Einrichtungen zu gruppieren und damit an einem einzigen Standort am Stadtrand zu konzentrieren, gelangten nicht über das Entwurfsstadium hinaus.

Viele Bamberger Medizinprofessoren entsprachen weitgehend dem Idealtypus des Professors der vorklassischen Universität.¹⁷⁶ Sie waren im Fürstbistum Bamberg oder sogar in der Universitätsstadt geboren, hatten gegebenenfalls an auswärtigen Hochschulen studiert, ihre akademischen Würden aber an der heimischen Landesuniversität erlangt. Hier wurden sie Ordinarius oder stiegen in diese Position auf und verblieben in dieser Stellung bis zu ihrem Tod. Nur die ansonsten typische Verwandtschaft oder Verschwägerung mit ortsansässigen Universitätslehrern findet sich bei den Bamberger Medizinprofessoren nicht.

Die Gründung der Medizinischen Fakultät verfolgte – ganz im Sinne der Aufklärung – das Ziel, die medizinische Versorgung der Bevölkerung vor allem auf dem flachen Land zu verbessern. Diese Hoffnung sollte sich allerdings nicht oder doch nur in Ansätzen erfüllen. Zudem gab es zu wenig Stellen im Medizinalwesen, sodass

174 LANG, Fürstbistum Bamberg (wie Anm. 2), S. 33, 50f.

175 Siehe WINKLER, *Noth, Thränen und Excesse* (wie Anm. 144), S. 284–290, 308–312.

176 Marita BAUMGARTEN, *Vom Gelehrten zum Wissenschaftler. Studien zum Lehrkörper einer kleinen Universität am Beispiel der Ludoviciana in Gießen (1815–1914)* (Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Gießen 42), Gießen 1988, S. 149.

die Zahl der einheimischen Medizinstudenten nicht besonders groß gewesen sein dürfte.

Hauptaufgabe der frühneuzeitlichen Universität war es, den Studierenden Wissen zu vermitteln, das sie zu einer nützlichen Tätigkeit im heimischen Territorium befähigte, und weniger, durch Forschung neue wissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen.¹⁷⁷ Diese Aussage trifft auch auf die Bamberger Medizinische Fakultät zu. Wenn um 1800 die Bamberger Medizin eine hohe Anziehungskraft besaß, was sich unter anderem an der hohen Zahl auswärtiger Studierender und junger Ärzte zeigte, war dies nicht auf die Medizinische Fakultät zurückzuführen. Diese Attraktivität verdankte sie vielmehr dem Ruf des Allgemeinen Krankenhauses und der beiden dort tätigen Ärzte Adalbert Friedrich Marcus und Andreas Röschlaub, die das als revolutionär empfundene und vor allem von jungen Medizinern begeistert aufgegriffene System des schottischen Arztes John Brown am Krankenbett überprüften, anwendeten und weiterentwickelten.¹⁷⁸

177 Lawrence BROCKLISS, Lehrpläne, in: *Geschichte der Universität in Europa*. Bd. 2: *Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500–1800)*, hrsg. v. Walter RÜEGG, München 1996, S. 451–494, hier S. 492f.; Theodor BILLROTH, *Über das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation nebst allgemeinen Bemerkungen über Universitäten*. Eine culturhistorische Studie, Wien 1876, S. 28.

178 HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 44), S. 184–208, bes. S. 184, 199–202, 205f., 388f.



AUSPICIIS GLORIOSISSIMIS
AUGUSTISSIMI AC POTENTISSIMI DOMINI DOMINI

LUDOVICI

BAVARIAE REGIS

IN UNIVERSITATE LITERARIA LUDOVICO-MAXIMILIANEA
RECTORE MAGNifico

PLURIMUM REVERENDO, EXCELLENTISSIMO ET ILLUSTRISSIMO VIRO

FLORIANO HEILINGER

PHILOSOPHIAE DOCTORE, ET PROFESSORE PUBLICO ORDINARIO,

ILLUSTRISSIMUS, DOCTISSIMUS ET SPECTATISSIMUS VIR

CAROLUS DE LOE,

MEDICINAE ET CHIRURGIAE DOCTOR, EQUUS ORD. COR. BAV., CONSILIARIUS IN RE MED. SUPREM. ACAD. REG. MONAC.
MEMBR. ORD. PROFESSOR PUBLICUS ORDINARIUS, FACULT. MEDIC. ASSESSOR P. T. DECANUS ET PROMOTOR
LEGITIME CONSTITUTUS

PRAENOBILI ET DOCTISSIMO VIRO

FRIDERICO ZEHLE R.
NORIMBERGENSI BAVARO

MEDICINAE ET CHIRURGIAE LICENTIATO

EXAMINIBUS RIGOROSIS CUM NOTA PERFECTUS PROBSUS INSIGNIS PUBLICE EXAMINATUS, NEC NON PRAEMISSA

P R A E S I D E

PERILLUSTRI DOCTISSIMO ATQUE EXPERIENTISSIMO VIRO

IGNATIO DOELLINGER,

PHILOSOPHIAE, MEDICINAE ET CHIRURGIAE DOCTORE, CONSIL. REG. AULIC. ACAD. REG. SCIENT. MONAC. MEMBR. ORDIN., PROFESSORE
PUBLICO ORDINARIO ET FACULTATIS MEDICAE ASSESSORE,

DISPUTATIONE PUBLICA, EXARATA PORRO AC TYPIS IMPRESSA DISSERTATIONE INAUGURALI:

DE CONNEXU INTER HEPAR ET ENCEPHALUM

DOCTORIS MEDICINAE, CHIRURGIAE ET ARTIS OBSTETRICIAE GRADUM

CUM OMNIBUS PRIVILEGIIS ATQUE IMMUNITATIBUS EIDEM ADNESSIS

DIE XXVII. MENSIS JULII ANNI MDCCCXXX.

EX UNANIMI ORDINIS MEDICORUM DECRETO RITE CONTELT.

QUOD QUI FACTUM SIT, HOC SOLEMNE DIPLOMA SIGILLIS MAIORIBUS REGIAE LITTERARUM UNIVERSITATIS ET ORDINIS MEDICI

NEC NON ORDINIS EIUDEM DECANI ADESSORUMQUE PORRO RECTORIS MAGNIFICI ET UNIVERSITATIS SECRETARI

AUTOGRAPHIS MUNITUM TESTATUR.



*Mailing
A. S. Röhrling*



*And. Müller
29. Juli 1829*

*J. A. Loe & C. Loe
Dr. F. Döllinger
Dr. C. Röschlaub
Dr. J. Nepomuk von Ringseis
Sgt.
München d. 28. 7.
J. A. Loe & C. Loe*

Promotionsurkunde der Universität München mit den Unterschriften der Professoren Ignaz Christoph Döllinger, Andreas Röschlaub und Johann Nepomuk von Ringseis, 28. Juli 1829. (Universitätsbibliothek München, Autogr. 228.)

Andreas Röschlaub in Landshut (1802–1826)

1. Einleitung

Person und Werk Andreas Röschlaubs wurden bislang vor allem durch die Medizingeschichte erforscht.¹ Dabei lag der Fokus hauptsächlich auf den Wandlungen, welche sein publizistisches medizinisches Werk durchlaufen hat. Die Darstellungen sind häufig entweder von einer positiven oder einer negativen Haltung zu Röschlaubs Ansichten geprägt – besonders, wenn diese im Rahmen der allgemeinen Entwicklung der Medizin im Deutschland des frühen 19. Jahrhunderts besprochen wurden. Zumeist flossen auch seine angeblichen Charakterschwächen in die Bewertungen ein. Die wenigen biographischen Beiträge zu ihm wissen darüber hinaus wenig zu berichten.² Dagegen bieten Arbeiten über die Geschichte der Universität Landshut eine Reihe von Nachrichten, die zusammen mit der Überlieferung der Universität Landshut und des Innenministeriums des Königreichs Bayern eine Materialfülle ergeben, die im Rahmen dieses Beitrags nicht vollumfänglich ausgewertet werden kann. Für eine umfassende Darstellung bleiben beispielsweise die Akten der Medizinischen Fakultät bzw. Sektion im Archiv der Ludwig-Maximilians-Universität München noch auszu-

1 Übersicht bei Nelly TSOYVOPOULOS, Andreas Röschlaub und die Romantische Medizin. Die philosophischen Grundlagen der modernen Medizin (Medizin in Geschichte und Kultur 14), Stuttgart 1982, S. 11–37.

2 Z.B. August HIRSCH, [Art.] Roeschlaub, Andreas, in: Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte aller Zeiten und Völker, Bd. 5, hrsg. v. August HIRSCH, Wien/Leipzig 1887, S. 58f; Julius Leopold PAGEL, [Art.] Röschlaub, Andreas, in: ADB 29 (1889), S. 166f. [Online-Version], URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118602004.html#adbcontent> [17.04.2018]; Alfons BECKENBAUER, Landshuter Universitätsprofessoren. Porträtstiche, Biographien und Würdigungen der wissenschaftlichen Arbeit der Professoren zusammen mit einem Verzeichnis der von ihnen veröffentlichten Werke, in: Beiträge zur Heimatkunde von Niederbayern 3 (1969), S. 397–498, hier S. 474–480; Christa HABRICH, [Art.] Röschlaub, Andreas, in: Biographisches Lexikon der Ludwig-Maximilians-Universität München, Teil 1: Ingolstadt-Landshut 1472–1826, hrsg. v. Laetitia BÖHM u. a. (Ludovico Maximiliana. Universität Ingolstadt-Landshut-München. Forschungen und Quellen 18), Berlin 1998, S. 345–347.

werten, ebenso die Zeitungen der Zeit (z.B. das Landshuter Wochenblatt) sowie die Geheimen Ratsprotokolle des Landshuter Stadtmagistrats im Stadtarchiv Landshut. Die allgemeine Lage in der Stadt Landshut und an der dortigen Universität sowie die geistigen Strömungen der Zeit beeinflussten auch die Situation der Professoren.³ Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts waren die Landshuter Professoren mehreren grundsätzlichen Diskussionen ausgesetzt. Zum Beispiel stellte sich die Frage, ob sich ihre Geisteshaltung an der Philosophie oder sogar konkret an der Naturphilosophie Schellings orientieren sollte. Alternativ wurde diskutiert, ob insbesondere in den Naturwissenschaften ein positivistischer Ansatz verfolgt werden sollte. Mit anderen Worten ging es um die Frage, ob man sich dem Lager der „Romantiker“ um den Theologen Johann Michael Sailer oder demjenigen der „Aufklärer“ um den Juristen Nikolaus Thaddäus Gönner zugehörig fühlte, wobei die Romantiker mit der Zeit immer zahlreicher wurden.⁴ Daneben kam es zu Auseinandersetzungen zwischen „Bayern“ und „Ausländern“, wovon vor allem die Nichtbayern betroffen waren: Diesen, insbesondere den „Norddeutschen“, warf man ein protestantisch geprägtes, nur am Verstand ausgerichtetes Denken sowie zuweilen eine antikerikale Haltung vor; man beschuldigte sie, Bayern als Nation nicht ernst zu nehmen und es entkatholisieren oder gar entchristlichen zu wollen. Im politischen Bereich wurde die Haltung gegenüber Napoleon heftig diskutiert. Vor allem im Hinblick auf den vermeintlichen Angriff auf den bayerischen Nationalstolz seitens Preußens sahen einige in Napoleon das geringere Übel. Wer in Opposition zu Napoleon trat, konnte deshalb schnell zu einem Gegner des bayerischen Königs und allem als bayerisch Geltendem abgestempelt werden. Die damit einhergehenden Befindlichkeiten brachen sich in zahlreichen Konflikten zwischen Professoren Bahn. In Polemiken, Pamphleten und Pasquillen wurden Kollegen bekämpft, beschimpft und beschuldigt – Streit unter Professoren war in Landshut zu Beginn des 19. Jahrhunderts eher die Normalität als die Ausnahme.⁵

Inmitten dieser komplexen Gemengelage von Interessen und Befindlichkeiten befand sich Andreas Röschlaub, der 1802 von Bamberg nach Landshut gewechselt war.

3 Vgl. Alfons BECKENBAUER, *Die Ludwig-Maximilians-Universität in ihrer Landshuter Epoche. 1800–1826*, München 1992, S. 133–146.

4 Vgl. Karl BOSL, *Aufklärung und Romantik an der Reformuniversität Landshut*, in: *Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte* 35 (1972), S. 875–892.

5 Vgl. BOSL, *Aufklärung* (wie Anm. 4), S. 878; BECKENBAUER, *Ludwig-Maximilians-Universität* (wie Anm. 3), S. 118–132.

Dieser Beitrag soll sein Wirken während seiner Tätigkeit als Professor der Medizin in Landshut in den Jahren 1802 bis 1826 beleuchten. Von besonderem Interesse sind zum einen das von Röschlaub angebotene Lehrprogramm sowie seine praktische Tätigkeit am Klinikum in Landshut, zum anderen sein Wirken als Rektor der Universität von 1820 bis 1823. Doch zunächst soll der Fokus auf Röschlaubs Situation in den ersten Jahren nach seiner Ankunft in Landshut liegen.

2. Die ersten Jahre

Andreas Röschlaub wurde Anfang Mai 1802 als Professor für Medizinische Klinik an die Universität Landshut berufen. Sein Einstiegsgehalt betrug 1600 Gulden. Zudem erhielt er 500 Gulden Reisegeld, das Indigenatsrecht und die Zusicherung eines Witwengehalts für seine Ehefrau.⁶ Damit lag sein Einkommen schon zu Beginn seiner Tätigkeit in Landshut im oberen Bereich der Professorengelöhne.⁷ In der Ernennungsurkunde des Kurfürsten wurde das großzügige Gehalt *in Rücksicht eurer Unserühmten vorzüglichen Thätigkeit und bewährten Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft* auf Vorschlag der geheimen Universitäts-Kuratel gewährt.⁸ Nikolaus Thaddäus Gönner war zu dieser Zeit Rektor der Universität – er war zuvor ebenso wie Röschlaub an der Universität Bamberg tätig gewesen und mag seinen Kollegen empfohlen haben. Röschlaub reiste jedenfalls unverzüglich aus Bamberg ab und wurde bereits am 14. Mai 1802 offiziell verpflichtet.⁹

Als Professor in Bamberg hatte sich Röschlaub die Lehren des Schotten John Brown¹⁰ angeeignet und zu seiner „Erregungstheorie“¹¹ erweitert, welche die bis dahin gültige Lehre der Humoralpathologie in Frage stellte. Damit verursachte er an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert großes Aufsehen in der deutschsprachigen me-

6 UAM, E II 274.

7 BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 60.

8 UAM, E I 9, Ernennung Röschlaubs zum Professor der medizinischen Klinik in Landshut, 2. Mai 1802 (Abschrift).

9 UAM, D III 72, fol. 92r.

10 Für eine konzise Zusammenfassung der Lehre Browns siehe Mark HÄBERLEIN/Michaela SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816). Ein Bamberger Arzt zwischen aufgeklärten Reformen und romantischer Medizin (Stadt und Region in der Vormoderne 5), Würzburg 2016, S. 181f.

11 Vgl. ΤSOΥΥΟΡΟΥΛΟΣ, Röschlaub (wie Anm. 1), S. 120–128.

dizinischen Fachwelt. Angeblich soll Röschlaub sogar einen Brief aus den Vereinigten Staaten erhalten haben, der *An Professor Röschlaub in Europa* adressiert gewesen sein soll.¹² Von seiner Berufung erhoffte sich die Universitäts-Kuratel folglich eine Aufwertung der Medizinischen Fakultät und eine Zunahme der Medizinstudenten,¹³ was in einem größeren Kontext zu sehen ist. Denn das Image der Medizinischen Fakultät sollte zu Beginn des 19. Jahrhunderts generell aufpoliert werden, indem vermeintlich ungeeignete Professoren entfernt und berühmte Lehrer nach Landshut geholt werden sollten. Noch 1802 wurde Johann Anton Schmidtmüller (1776–1809)¹⁴ als Prosector angestellt, während der Anatom Carl Niederhuber (1770–1834)¹⁵ von Universitätskurator Georg Friedrich Zentner für untauglich befunden und 1804 auf die Physikatsstelle nach Aichach versetzt wurde.¹⁶ Röschlaubs Berufung wurde daher teilweise euphorisch begrüßt – er galt trotz seines jungen Alters bereits als Berühmtheit.¹⁷ Vermutlich wurde er auch deshalb bereits 1803 zum Dekan der Medizinischen Fakultät gewählt, wobei er allerdings nur selten im Senat erschien.¹⁸

Kurz nach Röschlaub wurde der Anatom Friedrich Tiedemann (1781–1861)¹⁹ als Ordinarius für Anatomie und Zoologie berufen. Er beschäftigte sich mit pathologischer Anatomie, Embryologie und Physiologie. Dabei ging er mittels der vergleichenden naturhistorischen Methode vor; der Naturphilosophie Schellings stand er

12 BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 35 verweist auf: Erinnerungen des Dr. Johann Nepomuk v. Ringseis. Erster Band, hrsg. v. Emilie RINGSEIS, Regensburg, Amberg 1886, jedoch ohne Seitenangabe. Die dortige Schilderung Röschlaubs (S. 73–75) enthält diese Anekdote nicht.

13 Christa HABRICH, Von Ingolstadt nach Landshut. Akademische Medizin zwischen aufgeklärter Empirie und romantischer Naturphilosophie, in: Von der Donau an die Isar. Vorlesungen zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität 1800–1826 in Landshut, hrsg. v. Laetitia BOEHM/Gerhard TAUSCHE (Münchener Universitätschriften. Universitätsarchiv 20), Berlin 2003, S. 191–218, hier S. 206.

14 Christa HABRICH, [Art.] Schmidtmüller, Johann Anton, in: Biographisches Lexikon (wie Anm. 2), S. 377f.

15 Christa HABRICH, [Art.] Niederhuber, Carl Joseph Ignaz, in: ebd., S. 292f.

16 BayHStA, MInn 23675/1, Prod. 9. Neben Niederhuber hatte auch Peter Franz Theodor von Leveling *nach den bisherigen Erfahrungen der Erwartung nicht entsprochen*.

17 Vgl. BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 35.

18 BayHStA, MInn 23675/1, Prod. 5, Auszug aus dem Protokoll des Akademischen Senats der Universität Landshut vom 16. August 1804: *der Senat konstituierte sich aus den ernannten ständigen Mitgliedern, und nach dem gnädigst genehmigten Vorschlage für dieses Jahr aus den bisherigen 4 Dekanen: von welchen aber tit. Professor Röschlaub seither keiner Konsultation des Senats mehr beigewohnt hat*.

19 Michael SCHAICH, [Art.] Tiedemann, Friedrich, in: Biographisches Lexikon (wie Anm. 2), S. 435–437.

ablehnend gegenüber.²⁰ Beinahe gleichzeitig folgte der junge Chirurg Philipp Franz Walther (1782–1849) einem Ruf nach Landshut.²¹ Walther war zwar offen für Schellings Naturphilosophie, aber stets auf den Praxisbezug und streng naturwissenschaftliche Methoden bedacht. Den Brownianismus und die Erregungstheorie lehnte er ab.²² Zusammen mit dem Anatomen Tiedemann und dem Chirurgen Walther bildete der Kliniker und Physiologe Röschlaub ein „Dreigestirn“, das der Medizinischen Sektion weitreichendes Ansehen verschaffte.²³ Bemerkenswert ist, dass alle drei wenigstens kurze Zeit am Bamberger Krankenhaus bzw. an der Chirurgenschule gelernt und gelehrt hatten, bevor sie nach Landshut kamen.

Röschlaub bewohnte zusammen mit seiner Familie das Haus Nr. 475, welches sich in der Neustadt befand. Im Jahr 1596 waren dort zwei Vorgängerbauten abgerissen und der Dechant-Hof des Stifts St. Martin und Kastulus errichtet worden. Dieses wurde 1807 säkularisiert und der Hof später an die Familie Röschlaub verkauft.²⁴ Heute steht dort die Martinsschule. Durch die Vorgeschichte als Wohnsitz des Stiftsdechants erklärt sich die hervorragende Ausstattung des Anwesens: Insgesamt verfügte Röschlaub über elf beheizbare Zimmer auf zwei Stockwerken; in der Küche gab es fließendes Wasser. Ansonsten gab es zwei Kellerräume, eine Waschküche, eine Holzlege sowie einen Garten mit Obstbäumen, Spargelbeeten und Gewächshaus. Auch Platz für Pferdestallungen soll vorhanden gewesen sein.²⁵ Damit wohnte die Familie Röschlaub beinahe herrschaftlich. 1830 verkaufte Röschlaub das Haus für 4800 Gulden an die Stadt Landshut.²⁶

In Landshut angekommen, wurde Röschlaub Mitglied der Gesellschaft *Kränzchen*. Diese bestand im Wesentlichen aus den Anhängern des Professors Nikolaus Thaddäus Gönner, war also eine Zusammenkunft von an der Aufklärung orientierten Professoren.²⁷ Da Röschlaub als herausragender Vertreter der so genannten „Landshuter

20 Vgl. HABRICH, Von Ingolstadt nach Landshut (wie Anm. 13), S. 201–204.

21 Erhard GRUNWALD, [Art.] Walther, Philipp Franz (von), in: Biographisches Lexikon (wie Anm. 2), S. 465f.

22 Vgl. HABRICH, Von Ingolstadt nach Landshut (wie Anm. 13), S. 208f.

23 Vgl. BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 92.

24 Vgl. Theo HERZOG, Landshuter Häuserchronik (Bibliothek Familiengeschichtlicher Quellen 12), Neustadt a. d. Aisch 1957, S. 198.

25 Vgl. BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 286, nach einer Anzeige aus dem Landshuter Wochenblatt mit dem Angebot zum Verkauf des Hauses 1826.

26 Vgl. HERZOG, Häuserchronik (wie Anm. 24), S. 198.

27 BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 18: „Hier wurde gespielt, gegessen und getrunken, vor allem auch diskutiert und Pläne geschmiedet, wie der Sache

Romantik“ galt (und gilt), konnten sich manche Autoren die Teilnahme am aufklärerischen *Kränzchen* nicht erklären.²⁸ Folgt man Alfons Beckenbauer, habe Röschlaub zu Beginn der Schelling'schen Naturphilosophie ablehnend gegenübergestanden;²⁹ auch Landshut habe er wenig abgewinnen können: Hier läge noch alles *im Dunkel der mönchischen Fادheit*,³⁰ während Bamberg doch viel aufgeklärter gewesen sei. Damit habe er Gönners Wohlwollen erlangt.³¹ Der *Avis* ist jedoch eine mit scharfer Polemik gespickte Verteidigungsschrift Röschlaubs gegen den Landshuter Stadtmagistrat. Seine negative Darstellung Landshuts in Gegenüberstellung mit Bamberg ist folglich mit größter Vorsicht zu lesen. Daher war Röschlaub vielleicht weniger aus Gründen der weltanschaulichen Gesinnung am *Kränzchen* beteiligt. Stattdessen sollte die Nähe zu einem ehemaligen Kollegen aus Bamberger Zeiten, der zudem aktueller Rektor der Universität war, ihm eventuell den Start in Landshut erleichtern.

Kurz nach Röschlaubs Ankunft in Landshut wurde dort Anfang Juni 1802 ein vier-tägiges Dankfest veranstaltet, nachdem die Verlegung der Universität von Ingolstadt nach Landshut endgültig feststand.³² Im Rahmen dieser Feierlichkeiten verliehen alle Fakultäten (außer der Theologischen) Ehrendoktorwürden. Die Wahl der Medizinischen Fakultät fiel dabei auf den Philosophen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. Dass ausgerechnet er als Philosoph die Ehrendoktorwürde der Medizinischen Fakultät erhielt, erscheint Beckenbauer als Kuriosität, zumal der Ruf Schellings damals durch den Tod der Auguste Böhmer stark beschädigt war.³³ Ihr Fall erregte großes

der Aufklärung zum Sieg verholfen werden könne. Man verließ sich in erster Linie auf Intrigen und persönliche Verunglimpfungen.“

28 So z.B. Philipp FUNK, *Von der Aufklärung zur Romantik. Studien zur Vorgeschichte der Münchener Romantik*, München 1925, S. 109; Karl BOSL, *Aufklärung und Romantik an der Universität Landshut*. Festvortrag in Landshut am 30. Juni 1972, in: *Ingolstadt – Landshut – München. Der Weg einer Universität*, hrsg. v. Benno HUBENSTEINER, Regensburg 1973, S. 79–98, hier S. 89.

29 Zum komplexen Verhältnis zwischen Röschlaub und Schelling siehe den Beitrag von Werner E. Gerabek in diesem Band.

30 Dr's. Andreas Röschlaub *Avis* an das Bayern'sche Publikum, in welchem er eine, durch Landshut'sche Magistratspersonen offenbar veranlaßte, grobe Pasquillierung höchster Personen aufdeckt, Landshut 1803, S. 6.

31 Vgl. BECKENBAUER, *Ludwig-Maximilians-Universität* (wie Anm. 3), S. 36.

32 Beschreibungen der Feierlichkeiten u.a. bei BECKENBAUER, *Ludwig-Maximilians-Universität* (wie Anm. 3), S. 28–31; Theo HERZOG, *Landshut im 19. Jahrhundert*, Landshut 1969, S. 26–28.

33 Vgl. dazu HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, *Adalbert Friedrich Marcus* (wie Anm. 10), S. 213–218; *Romantische Liebe und romantischer Tod. Über den Bamberger Aufenthalt von Caroline Schlegel, Auguste Böhmer, August Wilhelm Schlegel und Friedrich Wilhelm Schelling im Jahre 1800*, hrsg. v. Wulf SEGBRECHT u. a. (Fußnoten zur Literatur 48), 3. Aufl. Bamberg 2008.

Aufsehen, da er zeigte, dass die auch von Röschlaub propagierte Behandlungsmethode nach dem Brownschen System eventuell nicht der Weisheit letzter Schluss war. Röschlaub hatte Schelling bereits 1800 in Bamberg für Browns Lehren begeistern können. Auguste Böhmer, Tochter der mit Schelling liierten Caroline Schlegel aus deren erster Ehe, war in Bocklet an der Ruhr erkrankt, doch die von Schelling verordnete Therapie mit reinem Opium war bei ihr wirkungslos geblieben. Schellings Scheitern war ein willkommener Anlass für die Gegner der Erregungstheorie, Röschlaub in der Jenaer Literaturzeitung als *Anführer einer unzumutbaren medizinischen Richtung* anzuzeigen. Als Argumente dienten Thesen aus vier Bamberger Dissertationen, um alle Welt davon zu überzeugen, welcher *sittliche und wissenschaftliche Unfug* in Bamberg gelehrt werde.³⁴

Die Bekanntschaft zwischen Röschlaub und Schelling soll bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Letzteren eine entscheidende Rolle gespielt haben.³⁵ Die Gelegenheit erscheint jedoch umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass die Universität Landshut nach dem Willen des Landesherrn eine an der Aufklärung orientierte staatliche Reformuniversität sein sollte: „Wissenschaft und Nation auf der Grundlage eines neuen bürgerlichen Humanismus als Leitbild für Erziehung und Bildung.“³⁶ Vor diesem Hintergrund geriet die Ehrenpromotion von Schelling, einem führenden Vertreter des philosophischen Idealismus, geradezu zu einem Symbol für die Gegensätzlichkeit der Geisteshaltungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die Nähe zu Schelling um 1800 führte dazu, dass Röschlaub in der Literatur bisweilen als „Apostel“³⁷, „Jünger“³⁸ oder gar „Statthalter“³⁹ Schellings in Landshut bezeichnet wird.

Röschlaubs Berufung nach Landshut weckte keinesfalls einhellige Begeisterung, denn seine medizinische Theorie hatte neben manchen Anhängern auch zahlreiche entschiedene Gegner. In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts wurden Polemiken und Pasquille veröffentlicht, die Röschlaub als Mediziner, akademischen Lehrer und

34 Vgl. Tsouyopoulos, Röschlaub (wie Anm. 1), S. 57.

35 Vgl. BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 41f. Im Gegenzug baute Röschlaub Elemente der Naturphilosophie Schellings in seinen medizinischen Ansatz ein.

36 BOSL, Aufklärung (wie Anm. 4), S. 879.

37 BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 36.

38 FUNK, Von der Aufklärung zur Romantik (wie Anm. 28), S. 16.

39 Alfons BECKENBAUER, Die Universität in Landshuts Mauern, in: Beiträge zur Heimatkunde von Niederbayern 1 (1967), S. 431–473, hier S. 454; BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 30.

Mensch vollständig diskreditieren sollten.⁴⁰ Die Angriffe fielen wohl deshalb so aggressiv aus, weil die etablierten Mediziner um ihre Position fürchteten.⁴¹ Röschlaubs schneller Erfolg, seine weitreichenden Reformkonzepte hinsichtlich der Beziehung von medizinischer Theorie und Praxis und seine harsche Kritik an der bis dahin gültigen Schulmedizin ließen ihn als Gefahr für die etablierten Ärzte erscheinen, die einschneidende Änderungen ihrer Position innerhalb der medizinischen Fachwelt erwarteten. Besonders heikel war zudem, dass er von außerhalb in die relativ homogene Gruppe der akademischen Mediziner eindrang und diese kritisierte. Als Angehöriger einer etablierten Ärztesfamilie wie der Döllinger, bei denen Röschlaub in Bamberg gewohnt hatte, hätte ihm womöglich die Entwicklung neuer Ideen zugestanden; als akademischer Neuling hingegen wurde er vor allem als Gefahr wahrgenommen. Auch aufgrund seines streitbaren Charakters ließen daher Konflikte mit Kollegen nicht lange auf sich warten.

3. Konflikte mit Kollegen

Noch vor Beginn seines ersten Semesters als Professor in Landshut wurde Röschlaub in einem Streitfall aktenkundig. Heinrich Maria von Leveling (1766–1828)⁴² klagte gegen die Professoren Carl Niederhuber und Andreas Röschlaub.⁴³ Letzterer hatte den jüngeren Bruder des Klägers, Theodor von Leveling (1767–1821),⁴⁴ beim Examen Rigorosum des Kandidaten der Medizin Franz Joseph Giel aus München vertreten. Die Professoren Winter,⁴⁵ Bertele,⁴⁶ Niederhuber und von Leveling sen. bewerteten den Kandidaten als so schlecht, dass sie ihm die Graduierung verweigern wollten.

40 Siehe den Beitrag von Mark Häberlein in diesem Band.

41 Tsouyopoulos, Röschlaub (wie Anm. 1), S. 60f; Nelly Tsouyopoulos, Asklepios und die Philosophen. Paradigmawechsel in der Medizin im 19. Jahrhundert, hrsg. v. Claudia WIESEMANN (Medizin und Philosophie 2), Stuttgart-Bad Cannstatt 2008, S. 157.

42 Wolfgang LOCHER, [Art.] Leveling, Heinrich Maria von, in: Biographisches Lexikon (wie Anm. 2), S. 240f.

43 UAM, D XV 2, Heinrich Maria von Leveling an Kurfürst Maximilian IV. von Bayern, 1. Oktober 1802.

44 Wolfgang LOCHER, [Art.] Leveling, Peter Franz Theodor von, in: Biographisches Lexikon (wie Anm. 2), S. 242f.

45 Wolfgang LOCHER, [Art.] Winter, Aloys von, in: ebd., S. 485f.

46 Christa HABRICH, [Art.] Bertele (Pertele), Georg August (Augustin), in: ebd., S. 42f.

Dagegen befand ihn einzig Röschlaub für mittelmäßig und hätte ihn bestehen lassen. Die Fakultät beschloss, den Kandidaten das Examen im nächsten Semester wiederholen zu lassen, doch dieser bat darum, dieses schriftlich einreichen zu dürfen, da er *erschrocken oder verwirrt* gewesen sei. Die Fakultät musste darüber beraten, doch zum angesetzten Termin am 30. September 1802 waren nur die Professoren Bertele, Röschlaub und Niederhuber anwesend, denn von Leveling sen. sei der Termin nicht bekannt gemacht worden – seine Magd hatte ihn ihm nicht ausgerichtet. Am Tag darauf fand die Fakultätsversammlung statt, bei der von Leveling sen. sich das Protokoll über die Beratungen der schriftlichen Prüfung Giels geben ließ. Darin las er, dass den Teil der Anatomie nicht er, sondern sein Kollege Niederhuber examinieren sollte, wogegen von Leveling sen. protestierte, jedoch angeblich kaum zu Wort kam und von Röschlaub und Niederhuber bedrängt wurde: *man ließ mich nicht zur Sprache kommen, die Professoren tit. Roeschlaub und Niederhuber überschrieten alles, und schimpften und tobten unter den pöbelhaftesten Ausdrücken von Schufden, Schurken, Eseln u. dgl. gegen mich los [...].* Daher ersuchte von Leveling sen. den Kurfürsten, die Professoren Röschlaub und Niederhuber zurechtzuweisen (*ihr Benehmen gegen mich zu ahnden und so verweisen*). Die Juristische Fakultät wurde daraufhin tätig und führte eine außergerichtliche Einigung herbei: Alle drei Professoren versicherten schriftlich, *daß sie die ganze Sache für dermalen bewenden lassen, und für die Zukunft alle undelikateten Aeusserungen beseitigen wollen.*⁴⁷

Nur ein Jahr später klagte Röschlaub gegen Niederhuber beim Rektor wegen eines Vorfalls, der seinen Pflichten und seiner Ehre zuwiderlaufe.⁴⁸ Seit Niederhuber sein Amt als Dekan angetreten habe, habe er sich *allerlei Willkührlichkeiten* erlaubt, die ihm die Fakultät bereits mehrfach verwiesen habe: *Man hörte Gerüchte von Handlungen des mediz. Dekanes, durch welche die gesamte Fakultät an Ansehen verlieren musste, und zwar vorzüglich in Bezug auf Testimonien, Zulassung zu den rigorosen Prüfungen pro gradu doctoratus medici u.s.f.* Röschlaub versicherte, dass er *jedem dergleichen, meistens in Landshut erlogenen Gerede durchaus mistroute* und die Vorwürfe zu entkräften suchte. Allerdings habe es einen Vorfall gegeben, wegen dem er nun doch tätig werden musste: Xaver Gerhardinger hatte die Zulassung zur Promotion an der Medizinischen Fakultät beantragt. Röschlaub hielt ihn in fachlicher Hinsicht für *ziemlich*

47 UAM, D XV 2, Dekan der Juristischen Fakultät Georg Feßmaier an die geheime Universitäts-Kuratel, 12. November 1802.

48 Das Folgende nach UAM, D XV 3, Andreas Röschlaub an den Rektor der Universität Landshut, 12. September 1803.

vorteilhaft, doch habe er bisher keinerlei Zeugnisse über seine philosophische Ausbildung beibringen können. Letzteres war nach Röschlaubs Verständnis jedoch Voraussetzung für die Zulassung zum Examen. Dennoch habe der Dekan das Rigorosum ankündigen lassen. Als Röschlaub zum Examen erschien, waren von den Professoren nur Niederhuber und Bertele anwesend. Röschlaub habe den Dekan dann gefragt, *wie er mit den philosophischen Attesten stehe, – dann: wie er dazu komme, die Fakultät zu einem Examen rigorosum zu berufen, ohne daß der so nöthige Punkt berichtigt sey? Hr. Niederhuber aber fuhr sogleich hitzig mit der Rede hervor; das seyn Impertinenzen, Grobheiten; er könne nie recht thun, wie er es auch anfangs, u.s.f.*

Röschlaub entgegnete, *daß er als Dekan [...] immer recht thun würde, wenn er den Gesetzen und den Beschlüssen der Fakultät gemäß handelte [...]. Einige Schimpfworte waren seine Antwort, z.B. das sey abgeschmackt, grob, u.d.gl.* Röschlaub habe daraufhin seine Auffassung bekräftigt, dass der Dekan illegal handele und gegen die bestehenden Gesetze verstoße und angesichts der Tatsache, dass das Examen unter diesen Umständen nur ungültig sein könne, dem Kandidaten sein Geld raube, *welches eine schlechte Handlung sey, um so mehr, da dadurch die ganze Fakultät schlecht gemacht würde.* Darauf sei Niederhuber *in tobenden Grimm* geraten und habe gefragt, ob Röschlaub diese Aussagen wiederholen wolle, was dieser bejaht habe. Darüber sei Niederhuber noch mehr erzürnt und habe seinen Degen gezückt, doch habe Bertele ihn daran gehindert, damit auf Röschlaub loszugehen. Röschlaub habe anschließend gefordert, dass der Fall an höherer Stelle bekannt gemacht werden solle, damit *Ereignissen dieser Art, bei welcher das Leben und die Ehre öffentlich angestellter Staatsdiener gefährdet wird, durch die wirksamsten Mittel für immer vorgebeuet werde.* Tatsächlich wurde Niederhuber 1804 als Landgerichtsphysikus nach Aichach versetzt. Welchen Anteil Röschlaubs Bericht daran hatte, ist schwer zu beurteilen. Aber man kann aus dem Vorfall zum einen eine gewisse Pedanterie Röschlaubs herauslesen; zum anderen zeigt er, welchen Stellenwert die Philosophie als Grundlage der Arbeit des Mediziners für ihn besaß. Der Zeuge Bertele erklärte am 12. September 1803, dass die Darstellung Röschlaubs *in der Hauptsache richtig seye*, er jedoch die Details nicht mehr wiedergeben könne.

Im Jahr 1814 kam es zu einer Auseinandersetzung mit dem Anatomen Friedrich Tiedemann, die sogar dem König und dem Ministerium berichtet wurde und die Röschlaub eine Rüge eintrug.⁴⁹ Am 13. März dieses Jahres schrieb das Innenministerium an den Rektor der Universität:

49 BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 57f.

Seine königliche Majestät haben in Erfahrung gebracht, daß Professor Röschlaub, von excentrischen und fanatischen Ideen hingerissen, ungeziemende Ausfälle gegen die königl. Regierung und ihre Anordnungen sich öffentlich erlaube, daß derselbe darüber in unanständige Streitigkeiten mit Professor Tiedemann gerathen sey, die beinahe zu Thätlichkeiten gekommen wären :- daß überhaupt das Benehmen dieses Lehrers höchst leidenschaflich, händelsüchtig, und nicht so beschaffen sey, wie es von einem gebildeten Mann und öffentlichen Lehrer erwartet werden sollte. Dem Rektor wird hierdurch der Auftrag ertheilt, genannten Professor von diesen Beschuldigungen vertrauliche Eröffnung zu machen, und das Resultat dieser Unterredung mit Bericht zur Anzeige zu bringen, übrigens aber demselben überhaupt unverhalten zu lassen, daß nur ein gesetztes und gemäßigtes Benehmen den Umständen angemessen und dem Willen Sr. Majestät des Königs entsprechend sey.⁵⁰

Der Rektor beeilte sich, in dieser Angelegenheit zu beschwichtigen. Zunächst versicherte er, dass der Vorfall sich nicht an einem öffentlichen Ort ereignet habe, sondern in einem Nebenraum des Gasthauses „Zollhaus“ bei Achdorf (heute ein Stadtteil von Landshut), welches *eine geschlossene Gesellschaft von Honoratioren im Winter zu mieten pflegt, um in der ungünstigen Jahreszeit eine Veranlassung herbeizuführen, sich dem sitzenden Berufsleben auf einige kurze Zeit des Nachmittags zum Gewinn für die Gesundheit des Körpers und des Geistes zu entziehen.*⁵¹ Diese geschlossene Gesellschaft war die 1812 von Heinrich Maria von Leveling gegründete „Schachakademie“, die sich bei der Zollhauswirtin Zöttl in Achdorf traf.⁵² Dort werde *unbefangen, wohl auch etwas frei gesprochen, nicht selten in das Blaue hinein gekannegiesert*, jedoch ohne dass daraus praktische Konsequenzen entstünden.⁵³ Ein gewisser Dr. Geiger habe scherzhaft dort gegen den Pfarrer Ruswandl von Achdorf polemisiert, dass die Kapuziner ihm 1802 viel Bauernkundschaft zugetrieben hätten. Darauf habe Röschlaub entgegnet, dass die Bettelmönche wohl bald zurückkehren würden. Tiedemann war hingegen der Meinung, dass dies aus Sicht der Wissenschaft nicht zu wünschen sei. Zwar trafen hier ein Katholik (Röschlaub) und ein Protestant (Tiedemann) mit gegensätzlichen Meinungen aufeinander, doch insbesondere Röschlaub beteuerte hinterher, dass seine Äußerungen nur als Scherz gemeint gewesen seien.

Nach der Darstellung, die dem Ministerium zugetragen wurde, war Röschlaub in seinen religiösen Gefühlen verletzt worden und habe sich im Zorn beinahe zu Tätlichkeiten hinreißen lassen. Beckenbauer unterstellt dem Ministerium des Innern,

50 UAM, E II 274, S. 26f.

51 UAM, E II 274, S. 18.

52 Vgl. HABRICH, Von Ingolstadt nach Landshut (wie Anm. 13), S. 201.

53 UAM, E II 274, S. 19–20.

das auf einer Untersuchung des Falls bestand, von vornherein einen Schuldspruch Röschlaubs angestrebt zu haben, wie auch aus der Charakterisierung Röschlaubs im Schreiben des Ministeriums ersichtlich sei.⁵⁴

4. „Grob wie Röschlaub“?

Andreas Röschlaub brachte bereits einige noch aus seiner Bamberger Zeit herrührende Konflikte mit nach Landshut, und während seiner ersten Jahre dort kam es zu weiteren Auseinandersetzungen mit Kollegen und mit der Stadt Landshut. Vielleicht wurde schon in dieser Zeit die Landshuter Redensart „Grob wie Röschlaub“⁵⁵ geprägt. Jedoch ist es heute kaum noch möglich, objektive Aussagen über seinen Charakter zu treffen. Schon Funk erkannte, dass sich die Beschreibungen von Röschlaubs Charakter zwischen extremen Polen bewegen: Während sein Schüler Ringseis ihm *unbestechliche Rechtschaffenheit, Wahrheit und Treue*⁵⁶ attestierte, bescheinigte ihm Carl Christian Matthäi Eitelkeit, Börsartigkeit, Lästersucht und Unwahrhaftigkeit.⁵⁷ In einem um 1802 entstandenen satirischen Pamphlet eines Gegners der Aufklärung (*Wichtige Abendsitzung zur Ehrenrettung des hochweisen Kränzchens in Landshut*) wurde Röschlaub als Mitglied des *Kränzchens* von Gönner mit dem Beinamen *die lebendige Eigenliebe* genannt.⁵⁸ Für Funk ist evident, dass Röschlaubs Charakter „herbe und polemische Züge“ trug.⁵⁹ Auch der lange Zeit beste Kenner der Geschichte der Universität Landshut, Alfons Beckenbauer, bescheinigt ihm einen Hang zu Streitsucht und Polemik, ohne jedoch quellenkritisch dazu Stellung zu nehmen.⁶⁰

54 Vgl. BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 58

55 Es ist nicht überliefert, ab wann dieser Spruch aufkam. Mehrere moderne Darstellungen führen ihn als Beleg für die Streitsucht und Rücksichtslosigkeit Röschlaubs an, u.a. Anton MÖSSMER, *Ärzte, Bürger, Herzöge. Eine Dokumentation zur Medizinalgeschichte der Stadt Landshut*, Landshut 2004, S. 337; HABRICH, *Von Ingolstadt nach Landshut* (wie Anm. 13), S. 207; BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 35.

56 Erinnerungen des Dr. Johann Nepomuk v. Ringseis (wie Anm. 12), S. 75.

57 Carl Christian MATTHAEI, *Über Andreas Röschlaubs Werth als Schriftsteller, Arzt und Mensch nebst einigen die Erregungstheorie betreffenden Untersuchungen*, Frankfurt a. M. 1802.

58 BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 38f.

59 FUNK, *Von der Aufklärung zur Romantik* (wie Anm. 28), S. 17.

60 BECKENBAUER, *Universitätsprofessoren* (wie Anm. 2), S. 477.

Eine besonders negative Haltung gegenüber Röschlaub nimmt Klaus Pfeifer ein. Seine Biographie ist geradezu eine Lobeshymne auf Christoph Wilhelm Hufeland, welcher als Vertreter des Vitalismus ein vehementer Gegner des Brownschen Systems und der Erregungstheorie war. Pfeifer vermischt negative Charakterzüge Röschlaubs mit dessen vermeintlichen medizinischen Unzulänglichkeiten. Er wirft ihm eine „besonders drastische und oft verletzende Art“ vor, unterstellt, dass er Krankheitsgeschichten gefälscht habe, wenn es seinen Theorien dienlich war, und postuliert, dass er „sich wenig um die allgemeine Meinung und den ungeschriebenen Ehrenkodex der Wissenschaft“ geschert habe.⁶¹ Ferner empört er sich darüber, dass Hufeland „von Röschlaub öffentlich mit allem, was er schrieb und geschrieben hatte, auf das pöbelhafteste behandelt und herabgewürdigt wurde.“⁶² Besonders verwerflich sei, dass der „umstürzlerische Röschlaub“ durch seine „unlautere und demagogische Tätigkeit“ Studenten auf der Grundlage seiner Irrlehre ausgebildet habe, während Hufelands Ansatz der einzig richtig gewesen sei.⁶³ Die einseitige Darstellung des fachlichen Streits zwischen Hufeland und Röschlaub aus der Sicht des Ersteren führt zu einem regelrechten Zerrbild seines Konkurrenten.

Nelly Tsouyopoulos dagegen kam im Rahmen ihrer Neubewertung der Bedeutung Röschlaubs für die Entwicklung der Medizin in Deutschland zu einem völlig konträren Urteil über seinen Charakter:

Röschlaub war trotz seines leidenschaftlichen Engagements von einem sehr ruhigen beherrschten Charakter und von einer distanzierten Güte. Bei den vielen und sehr harten Auseinandersetzungen mit seinen Gegnern verlor er niemals die Sachlichkeit; seine kritischen Bemerkungen dienten immer der Lehre oder Meinung, niemals der Person des anderen. [...] Röschlaub war immer bereit, jede Art von Kritik oder auch Polemik gegen seine eigene Lehre ausführlich zu beantworten, aber er hatte niemals auch nicht mit einem Wort Schriften erwähnt, welche als Pamphlete, anonym oder mit Namen, seine Person und seine menschliche Würde angegriffen hatten.⁶⁴

61 Klaus PFEIFER, *Medizin in der Goethezeit. Christoph Wilhelm Hufeland und die Heilkunst des 18. Jahrhunderts*, Köln/Weimar/Wien 2000, S. 172. Beachtenswert ist, dass der Hauptsponsor des Werks Hufelands Namen trägt.

62 Ebd., S. 173. Pfeifer kann indessen keinen einzigen Beleg für seine Aussagen liefern; nicht einmal das aus einem Brief Hufelands stammende Zitat wird belegt.

63 Ebd.

64 TSOUYOPOULOS, Röschlaub (wie Anm. 1), S. 58.

Charakterzüge wie Güte und Selbstbeherrschung sind indessen weder aus Röschlaubs eigenen noch aus den gegen ihn gerichteten Schriften ohne weiteres herauszulesen. Dementsprechend bleibt Tsouyopoulos ebenso wie Pfeifer Belege für ihre Einschätzung schuldig. Besonders aus dem Streit mit der Stadt Landshut ist jedoch ersichtlich, dass Röschlaub auf herbe Kritik an seiner Person mindestens genauso scharf reagieren konnte.⁶⁵ Ebenso konnte er im Umgang mit Medizinern, die seine eigenen Ansichten kritisierten, durchaus harsch und polemisch verfahren, wie er selbst zugab. Aus einfachen Verhältnissen stammend, waren seine Umgangsformen offenbar nicht so geschliffen, wie es von einem Angehörigen der intellektuellen Elite erwartet wurde.⁶⁶ Dies wird auch wiederholt in den Beurteilungen Röschlaubs als akademischer Lehrer deutlich.

5. Lehre und Praxis

Andreas Röschlaub verband das medizinische System John Browns, mit dem er sich bereits in seiner Bamberger Zeit eingehend befasst hatte, und die Schellingsche Naturphilosophie mit der praktischen Heilkunde zur Heilkunst. In Landshut überarbeitete und erweiterte er seine bisherigen Schriften bis 1810 in einem neuen *Lehrbuch zur Nosologie, Jatreusiologie und Jaterie*, welches er auch zur Grundlage seiner universitären Lehre machte.⁶⁷ Dem Brownschen System zufolge bestand *bei einem gesunden Menschen ein Gleichgewicht zwischen dem von außen kommenden Reiz und der schon von Geburt an im Menschen angelegten Erregbarkeit*.⁶⁸ Dieses Gleichgewicht sei bei einem kranken Menschen gestört, sodass die Diagnose feststellen müsse, ob es ein Zuviel oder Zuwenig an Erregung gab; die Behandlung war darauf ausgelegt, die äußeren Reize entsprechend zu dämpfen oder anzuregen. Für Röschlaub stellten ebenso wie für Schelling Leib und Seele eine Einheit dar, die sich gegenseitig be-

65 Vgl. den Beitrag von Mark Häberlein in diesem Band.

66 Dies legt ein Brief des Arztes Nikolaus Meyer an Johann Wolfgang Goethe nahe. Goethe bat Meyer um eine Einschätzung Röschlaubs, welche dieser um Weihnachten 1800 lieferte. Vgl. Goethes Bremer Freund Dr. Nikolaus Meyer. Briefwechsel mit Goethe und dem Weimarer Kreise, hrsg. v. Hans KASTEN, Bremen 1926, S. 12f. Vgl. dazu auch Mark HÄBERLEIN, Johann Wolfgang von Goethe, Adalbert Friedrich Marcus und die Bamberger Medizin, in: Jahrbuch Literatur und Medizin 9 (2017), S. 13–44.

67 Andreas RÖSCHLAUB, Lehrbuch der besonderen Nosologie, Jatreusiologie und Jaterie. 3 Bände, Frankfurt a. M. 1807–1810.

68 Ebd., S. 129f.

einflussen können.⁶⁹ Körper und Geist bildeten eigenständige Entitäten, die jedoch aufeinander einwirkten. Der Geist habe dabei die Herrschaft über den Körper. Daher sei in jedem Krankheitsfall die Psyche des Patienten ebenso zu therapieren wie der Körper.⁷⁰ Röschlaub entwarf auf dieser Basis eine „psychosomatische, die Leib-Seele-Wechselwirkung bis in kleinste Details ausleuchtende Lehre“⁷¹, die er in Kombination mit den Einflüssen Schellings zu einer vollständigen Theorie und Praxis der Medizin entwickelte.⁷² Mit diesen Ansichten war er seiner Zeit weit voraus, sodass er nicht nur von Zeitgenossen missverstanden und als Theoretiker und Brownianer bezeichnet wurde.⁷³ Mancher Autor nennt ihn sogar einen „Schreibtscharzt“:

Professor Röschlaub, in Landshut zuständig für Innere Medizin, war ein Schreibtscharzt, der es für möglich hielt, die Behandlungsweise der Kranken aus philosophischen Prämissen herauszuspekulieren. Die Beobachtung eines Patienten am Krankenbett im Hospital gab für ihn wenig her. Es wäre aber für die Ausbildung des medizinischen Nachwuchses sehr bedenklich gewesen, wenn die Studenten ohne ausreichende klinische Erfahrung ins Berufsleben entlassen worden wären.⁷⁴

In mehreren Rektoratsberichten an die Universitäts-Kuratel werden das Studium der Medizin und die Lehren Röschlaubs kritisch dargestellt. Der Pharmazeut und Toxikologe Georg Augustin Bertele vertrat 1806 die Ansicht: *Das Studium der Medicin schwebt durch eine wilde Sectirerey in einer desorganisierenden Entropie.*⁷⁵ Das Problem sei, dass in der Sektion in theoretischer Hinsicht verschiedene Lehrsysteme verbreitet würden

69 Vgl. BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 127f.

70 Vgl. Michael HUNZE, Die Entwicklung der Psychiatrie als akademisches Lehrfach an der Ludwig-Maximilians-Universität München bis zur Eröffnung der Psychiatrischen Universitätsklinik 1904 (Diss.), Berlin 2010, S. 37–42. Damit gilt er unter anderem als Vorreiter eines ganzheitlichen Ansatzes in der Medizin; vgl. Rainer A. MÜLLER, Landshut 1800–1826. Von der Aufklärung zur Romantik, in: Die Ludwig-Maximilians-Universität München in Geschichte und Gegenwart, hrsg. v. Präsidium der Ludwig-Maximilians-Universität München, 3. Aufl. Haar b. München 2010, S. 46–65, hier S. 58.

71 HABRICH, Von Ingolstadt nach Landshut (wie Anm. 13), S. 206.

72 Vgl. Thomas H. BROMAN, The Transformation of German Academic Medicine, 1750–1820, Cambridge 1996, S. 148–155.

73 Urban WIESING, Kunst oder Wissenschaft? Konzeptionen der Medizin in der deutschen Romantik (Medizin und Philosophie 1), Stuttgart-Bad Cannstatt 1995, S. 179–183.

74 BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 295. Ähnlich z.B. MÖSSMER, Ärzte (wie Anm. 55), S. 338.

75 BayHStA, MInn 23675/1, Prod. 27, Bericht des Rektors Georg Augustin Bertele, 6. November 1806.

und die Studenten sich für eines entscheiden müssten. Sobald sich ein Student für ein System entschieden habe, *so schimpft und tobt, oder spottet und kritzelt er nach der Weise seines Meisters über jedes andere*. Die praktische Ausbildung liege ebenfalls weitgehend darnieder, *daher ihn [den Studenten] auch der nächstbeste Marktschreyer durch ein paar, ihm nur gemäs seiner einseitigen und unreifen Bildung unbegreifliche Wunderkuren in jede beliebige Form von Quacksalber oder Empyriker umzumodeln vermag*. Physiologie als eigentliche Grundlage für die Ausbildung zum Arzt werde mehr *in den höheren Sphären der Poesie* gelehrt und bleibe für die meisten Studenten daher unbegreiflich. Pathologie werde nach Röschlaub unterrichtet, sodass die eigentlich *innig verwebte[n] Theile* in einem *schneidenden Widerspruche stehen*. Dass spezielle Theorie als eigenes Lehrfach unterrichtet werde, hätten die Studenten der *Rivalität zwischen Walther und Röschlaub* zu verdanken. Entweder würden die Krankheitsformen nach dem *seichten und verwornen Weikard höchst generell vorgetragen*, oder bis ins kleinste Detail konstruiert und rekonstruiert. Röschlaub las jedoch nur im Wintersemester 1802/03 nach dem Lehrbuch von Melchior Adam Weikard⁷⁶ und anschließend nach eigenen Lehrbüchern, während Walther für die Vorlesung über Allgemeine Pathologie das Lehrbuch Röschlaubs nutzte, für die Vorlesung über Allgemeine und Spezielle Therapie jedoch dasjenige von Johann Peter Frank.⁷⁷ Der einzige, der noch nach Weikard las, war Professor Bertele selbst (im Wintersemester 1804/05).⁷⁸

Nachdem Georg Friedrich Zentner⁷⁹ im Jahr 1807, also ein Jahr nach Rektor Berteles Bericht, in das Innenministerium versetzt worden war, verfasste er einen Bericht über den gegenwärtigen Zustand der Universität Landshut. Darin äußerte auch er

76 Melchior Adam WEIKARD, *Observationes Medicae*, Frankfurt a. M. 1775.

77 Johann Peter FRANK, *De Curandis Hominum Morbis Epitome Praelectionibus Academicis Dicata*, 7 Bde, Mannheim/Tübingen/Wien 1792–1821. Sein deutschsprachiges sechsbändiges Hauptwerk *System einer vollständigen medicinischen Polizey (1779–1819)* kam offiziell nicht zur Anwendung.

78 Sofern nicht anders angegeben, stammen die Angaben zu den Lehrveranstaltungen aus UAM, Vorlesungsverzeichnisse Wintersemester 1802/03 bis Sommersemester 1826, [Online-Version], URL: <https://epub.ub.uni-muenchen.de/view/lmu/vlverz=5F03.html> [18.01.2018].

79 Georg Friedrich (von) Zentner (1752–1835) war seit 1777 Professor für Staats- und Fürstenrecht an der Universität Heidelberg. 1799 wechselte er in die bayerische Ministerialbürokratie, 1807 wurde er Staatsrat im Innenministerium, 1808 Sektionsvorstand für Erziehung und Unterricht ebendort. Vgl. Franz DOBMANN, Georg Friedrich Freiherr von Zentner als bayerischer Staatsmann in den Jahren 1799–1821 (Münchener Historische Studien, Abteilung Bayerische Geschichte 6), Kallmünz 1962.

Kritik an Röschlaubs Charakter und Verhalten, wobei er seine Fähigkeiten als Mediziner durchaus würdigte:

Professor Röschlaub hat ausgezeichnete Talente u[nd] viele Kenntnisse; aber sein unruhiger Geist, die Sucht zur Neuheit führet ihn von einem System zum andern; dabei ist er äußerst reizbar, und dadurch unverträglich gegen andere, und entzieht sich allen Anordnungen, die seine Willkühr beschränken. Indessen kann man ihn nicht entfernen; und jeder den man an seiner Stelle rufen wollte, als: Reil,⁸⁰ Himly⁸¹ (die einzigen bekannten Namen von entschiedenem Rufe für den praktischen Theil der Arznei-Kunde) würde 3 bis 4 m[ille] f[loreni] kosten, welches der Fond nicht erträgt. Man muß ihn also fixieren und scharf beobachten; – wenn er will, so kann er vieles leisten.⁸²

Zentner berichtete, dass Röschlaubs medizinische Lehre noch nicht gefestigt und abgeschlossen war. Wenn man ihn ersetzen wollte, müsste man nach Meinung Zentners allerdings die Elite der deutschen Mediziner verpflichten – die von ihm genannten Reil und Himly gehörten zu den einflussreichsten Ärzten ihrer Zeit. Deren Gehaltsvorstellungen lägen jedoch um 50 bis 100 Prozent über dem Gehalt Röschlaubs. Außerdem hatte Landshut mit Professor Walther bereits einen ausgezeichneten Chirurgen, sodass Himly kaum in Frage kam. Das Ministerium hielt jedenfalls an Röschlaub fest und gewährte ihm Ende 1807 eine Gehaltszulage von 200 Gulden.⁸³

80 Johann Christian Reil (1759–1813) war ein auf zahlreichen Feldern arbeitender Mediziner, der ebenso wie Röschlaub als Vertreter der „romantischen Medizin“ gilt. Wie Röschlaub band er die Naturphilosophie Schellings in seine medizinische Theorie ein, stand aber Hufeland näher. Von 1787 bis 1810 war er Professor für Therapie an der Universität Halle und Direktor des dortigen Klinikums; 1810/11 wechselte er an die Universität Berlin. 1813 starb er an Typhus, mit dem er sich bei der Versorgung der Verwundeten der Völkerschlacht bei Leipzig infiziert hatte. Vgl. u. a. Reinhard MOCEK, Johann Christian Reil (1759–1813). Das Problem des Übergangs von der Spätaufklärung zur Romantik in Biologie und Medizin in Deutschland (Philosophie und Geschichte der Wissenschaften 28), Frankfurt a. M. 1995.

81 Der Chirurg und Augenarzt Karl Gustav Himly (1772–1837) wurde 1801 Nachfolger Hufelands als Professor für Innere Klinik in Jena und wechselte 1803 an die Universität Göttingen. Himly unterrichtete als erster deutscher Mediziner das Fach Augenheilkunde. Vgl. u. a. Jeanette SCHÄFER, Carl Gustav Himly (1772–1837). Vorlesungen über medicinische Chirurgie und Gehörkrankheiten. Kommentierte Edition zweier studentischer Mitschriften, (Diss.) Würzburg 2011, S. 15–25, [Online-Version] URN: urn:nbn:de:bvb:20-opus-54574 [18.01.2018].

82 BayHStA, MInn 23675/2, Prod. 3, Vortrag über den gegenwärtigen Zustand der Universität Landshut, 10. April 1807.

83 BayHStA, MInn 23675/2, Prod. 7, Voranschläge und Erinnerungen von Zentners, die Organisation der Universität Landshut betreffend, 23. Oktober 1807 und Prod. 8, Weisung an den Senat der Universität Landshut, 30. Oktober 1807.

Röschlaub war von seinen eigenen Fähigkeiten aber dermaßen überzeugt, dass er 1809 um eine Aufstockung seines Gehalts auf 3000 Gulden sowie eine einmalige Gratifikation von 1600 Gulden ersuchte.⁸⁴ Damit wäre er zu diesem Zeitpunkt einer der Spitzenverdiener der Universität gewesen.⁸⁵ Seine Bitte wurde mit der lapidaren Bemerkung *wohl könne er von einigen bisher von ihm vorgetragene[n] Lehrfächern dispensirt werden* abgelehnt – statt der Gehaltserhöhung wurde Röschlaub also eine Reduzierung seiner Aufgaben angeboten.

Kurze Zeit später äußerte sich Rektor Franz Xaver Krüll (1769–1847),⁸⁶ ein Jurist, in seinem Rektoratsbericht ähnlich wie Zentner über Röschlaubs Charakter und Geisteshaltung, wenn auch ohne seinen Namen zu nennen.⁸⁷ Er kritisierte, dass die eigentlich notwendigen Kurse in der Medizin allzu häufig nicht besucht und die erforderlichen Nachweise darüber nicht erbracht würden. Zudem sollten die Kandidaten der Medizin seiner Meinung nach vom Spekulativen weg- und zum rationalen Beobachten hingeführt werden. Hinter diesen Äußerungen vermutet Beckenbauer den Chirurgieprofessor Philipp Franz Walther, den er als Vertreter der empirisch arbeitenden Medizin ansieht. Ob Röschlaub sich wirklich so wenig um die Behandlung der Patienten und die praktische Ausbildung der Studenten gekümmert hat, muss dahingestellt bleiben.⁸⁸ Denn im Grunde genommen forderte Röschlaub schon in seiner Bamberger Zeit ganz im Sinne Kants: *Denn da es gewiss ist, dass eine vollkommene Praxis nur nach einer richtigen Theorie ausgeübt werden könne; so folgt unmittelbar daraus, dass nur der theoretische, d. h. razione[n]e Arzt, ein wahrer Praktiker seyn wird.*⁸⁹ Aus Krülls und Röschlaubs Äußerungen wird deutlich, dass es verschiedene Inter-

84 UAM, E II 274, S. 12.

85 Auch Carl von Savigny erhielt 3000 Gulden pro Jahr, bevor er 1810 nach Berlin wechselte. Die Gehälter der Kollegen der Medizinischen Fakultät lagen zwischen 1200 Gulden (Tiedemann 1805) und 1700 Gulden (Schultes 1816). Vgl. BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 93, 107, 115.

86 Silvia WIMMER, [Art.] Krüll, Franz Xaver (von), in: Biographisches Lexikon (wie Anm. 2), S. 228f.

87 BayHStA, MInn 23680, Bericht des Rektors Franz Xaver Krüll, 8. Juli 1810. Es muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass Röschlaubs Lehre in den Rektoratsberichten der Jahre 1811 bis 1817 nicht mehr erwähnt wurde; vgl. BayHStA, MInn 23675/4.

88 Es gibt durchaus Gegenstimmen, die in Röschlaub einen Praktiker sehen, u. a. HABRICH, Von Ingolstadt nach Landshut (wie Anm. 13), S. 207.

89 Andreas RÖSCHLAUB, Über das Verhältnis der medizinischen Theorie zur Praxis, in: Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde 5 (1801), S. 1–24, hier S. 19.

pretationen gab, was als „rational“ oder „rationell“ verstanden wurde: Für den einen war es die reine Beobachtung der Symptome am Krankenbett, für den anderen die Einbeziehung der Theorie als Grundlage für die Diagnose.

Dementsprechend gehörte die Vorlesung über *Medizinische Klinik*, welche im Krankenhaus stattfand, vom Wintersemester 1802/03 bis zum Wintersemester 1823/24 zu den Lehraufgaben Andreas Röschlaubs.⁹⁰ Daneben unterrichtete er hauptsächlich *Medizinisch-klinische Praxis*.⁹¹ In den ersten Jahren waren die Lehrbereiche der Allgemeinen und Speziellen Therapie und der Nosologie noch nicht klar voneinander abgegrenzt, sodass es immer wieder zu Überschneidungen zwischen Vorlesungen verschiedener Professoren kam. Besonders in diesen Lehrgebieten sowie in der Physiologie und der Pathologie herrschte in Landshut große Konkurrenz, da unterschiedliche Ansätze vertreten wurden. In diese Lehrbereiche versuchte sich auch Röschlaub einzubringen. Schon zu Beginn seiner Tätigkeit hielt er privatim Vorlesungen über Spezielle und Allgemeine Therapie und Nosologie, während der eigentlich für diese Fächer zuständige Professor, Peter Franz Theodor von Leveling (1767–1821),⁹² seiner Vorlesung Röschlaubs Lehrbuch über die Nosologie⁹³ zugrunde legte.⁹⁴ Röschlaub bot zudem Vorlesungen über Allgemeine Pathologie⁹⁵ sowie über Allgemeine Therapie⁹⁶ an. Von Sommersemester 1806 bis Sommersemester 1807 durfte er die Vorlesung über Spezielle Therapie halten – ein Thema, für das er sich selbst besonders geeignet hielt. Ab dem Wintersemester 1807/08 modifizierte er die Vorlesung zu *Spezielle Nosologie und Therapie*, was der in seinen Schriften entwickelten Konzeption stärker entsprach.⁹⁷ Es ist zu vermuten, dass Röschlaub in den Vorlesungen zur Allgemeinen

90 Einzig im Wintersemester 1809/10 wurde die Vorlesung über Medizinische Klinik nicht angekündigt, was im Zusammenhang mit den zahlreichen verwundeten Soldaten stehen dürfte, die sich zu dieser Zeit in Landshut befanden.

91 Sommersemester 1803 bis Wintersemester 1805/06, Wintersemester 1806/07 bis Wintersemester 1807/08, Wintersemester 1811/12 bis Sommersemester 1814, dann bis 1817 im Sommersemester und ab 1818/19 im Wintersemester bis 1822/23.

92 Seit 1798 Professor für Pathologie, Medizinische Klinik und med. Litterärsgeschichte, vgl. LOCHER, Leveling, Peter Franz Theodor (wie Anm. 44), S. 242f.

93 Andreas RÖSCHLAUB, Lehrbuch der Nosologie. Zu seinen Vorlesungen entworfen, Bamberg/Würzburg 1801.

94 Wintersemester 1802/03 bis Wintersemester 1803/04.

95 Wintersemester 1807/08, 1808/09, 1809/10 und 1810/11.

96 Wintersemester 1806/07, Sommersemester 1808, 1809, 1810, 1811, 1813.

97 Zunächst von Wintersemester 1807/08 bis Wintersemester 1809/10, dann in den Wintersemestern 1814/15 und 1815/16, danach regelmäßiger von Wintersemester 1818/19 bis

Pathologie sowie zur Allgemeinen und Speziellen Therapie seine eigenen Ansichten in verschiedenen Verpackungen präsentierte. Die anhaltende Kritik an Röschlaubs medizinischem Ansatz führte allerdings dazu, dass die Vorlesung über Spezielle Therapie 1810 Joseph August Schultes (1773–1831)⁹⁸ übertragen wurde. Schultes war jedoch hauptsächlich Chemiker und Botaniker. Für Röschlaub muss es ein Affront gewesen sein, dass ein Botaniker seine Paradedisziplin übernahm. Im Wintersemester 1814/15 sowie im Wintersemester 1815/16 bot er daher privatim Vorlesungen über Spezielle Therapie an; ab dem folgenden Semester durfte er wieder Allgemeine Therapie lesen – jeweils im Sommersemester, während die Vorlesung im Wintersemester von Schultes gehalten wurde.⁹⁹ Nach dem Tod von Professor Joseph Johann Nepomuk Bartholomäus Feiler 1822 wurde Röschlaub wieder mit der Vorlesung über Allgemeine Pathologie beauftragt,¹⁰⁰ die Feiler seit 1816/17 gehalten hatte.

Röschlaub bekam kurzzeitig Konkurrenz durch den Physiologen und Chirurgen Philipp Franz Walther, der im Wintersemester 1805/06 ebenso wie Röschlaub Vorlesungen über Medizinisch-klinische Praxis sowie Medizinische Klinik anbot, außerdem im Sommersemester 1806 über Spezielle Therapie las. Walther benutzte jedoch ebenso wie der jüngere von Leveling Röschlaubs Lehrbuch der Nosologie für seine Vorlesung über Allgemeine Pathologie.¹⁰¹

In späteren Jahren wandte sich Andreas Röschlaub verstärkt den psychischen Krankheiten zu.¹⁰² Im Sommersemester 1818 bot er sogar einmalig eine Vorlesung dazu an. Dies entspricht seinem umfassenden medizinischen Ansatz; als Vorreiter der klinischen Psychiatrie in Landshut gilt er deswegen jedoch noch nicht. Dieses Verdienst kommt erst Karl Richard Hoffmann (1797–1877)¹⁰³ zu, der dort ab 1824 Professor für Pathologie, Diätetik und Pharmakologie war.¹⁰⁴ Immerhin konnte

Wintersemester 1819/20 sowie in den Wintersemestern 1820/21 und 1821/22 und im Sommersemester 1823.

98 Wolfgang PIERETH, [Art.] Schultes, Joseph August, in: *Biographisches Lexikon* (wie Anm. 2), S. 388f.

99 Sommersemester 1816 bis Sommersemester 1823.

100 Wintersemester 1822/23, 1823/24 und 1825/26.

101 Wintersemester 1805/06.

102 Dies legt zumindest sein Nachlass nahe, in dem sich zahlreiche ungedruckte Manuskripte befinden. Universitätsbibliothek Zürich, Ms. O 590–599. Der Nachlass ist als Splitterüberlieferung im Nachlass von Auguste Antoine Clément versteckt (Ms. O 1–3, 501–599).

103 Michael SCHAICH, [Art.] Hoffmann, Karl Richard, in: *Biographisches Lexikon* (wie Anm. 2), S. 188.

104 Vgl. HUNZE, *Entwicklung* (wie Anm. 70), S. 53–56.

Röschlaub das Interesse für die Psychiatrie auch in seinem Schüler Johann Nepomuk Ringseis wecken, der sich jedoch nicht von den metaphysischen Ideen der Naturphilosophie lösen konnte.¹⁰⁵

Ab dem Wintersemester 1825/26 übernahm Röschlaub die Vorlesungen über Geschichte der Medizin. Bei der Verlegung der Universität nach München 1826 wurde er zum Professor für *medizinische Methodologie und Encyclopädie, Geschichte der Medizin, allgemeine Pathologie und Therapie, dann Erklärung aller medicinischen Klassiker* ernannt.¹⁰⁶ In Landshut benutzte er für seine medizinhistorische Vorlesung noch das Handbuch von Metzger,¹⁰⁷ ab dem Wintersemester 1826/27 jedoch dasjenige von Ackermann.¹⁰⁸ Wichtig ist der Unterschied, dass Röschlaub nicht mehr *Litterärsgeschichte* der Medizin ankündigte, sondern einfach *Geschichte der Medizin*. Daraus erklärt sich auch der Wechsel des Lehrbuchs, denn Ackermann (dessen Buch zeitgleich mit dem von Metzger erschienen war) wollte eine Geschichte der medizinischen Wissenschaft bieten. Außerdem bricht Ackermanns Darstellung bereits in der Renaissance ab und behandelt stattdessen die antike Medizin ausführlich, die einen Interessenschwerpunkt Röschlaubs bildete. Seit 1808 las er immer wieder über die *Aphorismen des Hippokrates* und die so genannten *ächtchen Bücher des Hippokrates*.¹⁰⁹

Angeblich soll Röschlaub auch philosophische Vorlesungen gehalten haben;¹¹⁰ allein der Nachweis dafür fehlt. Funk gibt zu seiner Behauptung keine Fußnote an, und in den Vorlesungsverzeichnissen ist im gesamten Zeitraum von 1802 bis 1826 keine einzige philosophische Vorlesung von ihm aufgeführt. Stattdessen wurde im Wintersemester 1817/18 in der Philosophischen Sektion eine Vorlesung über *Psychologische Anthropologie* angekündigt, was eher auf die Hinwendung Röschlaubs zur Psychiatrie hindeutet denn als Beleg für eine philosophische Vorlesung Röschlaubs dient. Er bot diese Vorlesung auch im Wintersemester 1818/19 an, allerdings privatissime auf Verlangen; im Sommersemester 1819 las er über die *Psychologie des Menschen*.

105 Vgl. ebd., S. 59–61.

106 Renate WITTERN, Geschichte der Medizin an der Ludwigs-Maximilians-Universität in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Münchner medizinische Wochenschrift 119 (1977), S. 985–988, hier S. 985f.

107 Johann Daniel METZGER, Skizze einer pragmatischen Litterärsgeschichte der Medizin, Königsberg 1792.

108 Johann Christian Gottlieb ACKERMANN, Institutiones Historiae Medicinae, Norimbergae 1792.

109 So vom Wintersemester 1810/11 bis zum Sommersemester 1814, vom Sommersemester 1816 bis zum Sommersemester 1818 sowie jeweils in den Sommersemestern 1820 bis 1823.

110 Vgl. FUNK, Von der Aufklärung zur Romantik (wie Anm. 28), S. 29.

Noch bis 1809 gab Röschlaub die Zeitschrift *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Medizin*¹¹¹ heraus, für die er die meisten Beiträge selbst verfasste, um seine medizinischen Ansichten publik zu machen. Mit fortschreitender Zeit in Landshut revidierte Röschlaub frühere Ansichten zumindest teilweise, wie beispielsweise sein Briefwechsel mit Hufeland zwischen 1810 und 1812 zeigt.¹¹² Danach ging seine Publikationstätigkeit drastisch zurück. Von seiner Zeitschrift *Neues Magazin für klinische Medizin* ist lediglich ein Band in zwei Stücken 1816 in Nürnberg erschienen. Die Abnahme der Publikationstätigkeit kann mehrere Gründe haben: Zum einen wurden Lehre und Forschung durch die Versorgung zahlreicher Soldaten in Landshut besonders in den Jahren 1810 und 1811 massiv beeinträchtigt (s.u.). Zum anderen könnte Röschlaub sein Werk als vorläufig abgeschlossen angesehen haben, das er im Lehrbuch über die Nosologie sowie im *Magazin* ausführlich dargelegt hatte. Zudem wandte er sich in der Folgezeit verstärkt anderen medizinischen Bereichen zu, besonders den Geisteskrankheiten, wobei seine Forschungen vor seinem Tod 1835 eventuell nicht die ihm notwendig erscheinende Publikationsreife erreichten und auch posthum unveröffentlicht blieben.¹¹³

Einer der schärfsten Kritiker von Röschlaubs Werk war der später hochberühmte Rudolf Virchow, der zur streng naturwissenschaftlichen Richtung der Medizin zählt.¹¹⁴ Ob Virchow wirklich zu jenen gehörte, die die Veröffentlichung von Röschlaubs Gesamtwerk zu verhindern wussten,¹¹⁵ erscheint indessen zweifelhaft: Zum Zeitpunkt von Röschlaubs Tod 1835 war Virchow gerade 13 Jahre alt. Er könnte es allenfalls verhindert haben, wenn Röschlaubs Werk mit einigem Abstand nach dessen Tod veröffentlicht werden sollte. Ob es aber um 1860 überhaupt noch genügend Anhänger von Röschlaubs Lehre und Werk gegeben hat, die daran interessiert gewesen wären, erscheint fraglich. Selbst sein Schüler Ringseis scheint zwar den Wunsch nach einer posthumen Veröffentlichung geäußert, sich jedoch nicht aktiv darum gekümmert zu haben.¹¹⁶ Gegen Ende seines Lebens kam 1827 der erste Band von Röschlaubs

111 Die ersten sieben Bände wurden 1799 bis 1803 veröffentlicht. Die Bände acht bis zehn erschienen auch unter dem Titel *Magazin für Physiologie und Medizin* in mehreren Stücken zwischen 1803 und 1809.

112 Vgl. den Beitrag von Andreas Schenker in diesem Band.

113 Vgl. Anm. 101.

114 Rudolf VIRCHOW, Gedächtnissrede auf Joh. Lucas Schönlein. Gehalten am 23. Januar 1865, dem ersten Jahrestage seines Todes in der Aula der Berliner Universität, Berlin 1865.

115 TSOUYPOULOS, Röschlaub (wie Anm. 1), S. 34, Anm. 9.

116 VIRCHOW, Gedächtnissrede (wie Anm. 114), S. 21.

philosophischen Schriften zum Druck,¹¹⁷ aber er wandte sich 1831 auch nochmals medizinischen Fragen zu, wie das Buch über die Cholera zeigt, das er gemeinsam mit seinem Sohn Michael Joseph publizierte.¹¹⁸

Als Professor für Medizinische Klinik war Röschlaub von 1802 bis 1824 auch Vorstand der Landshuter Klinik. 1802 wurde das ehemalige Liebsbundkrankenhaus als „Klinikum der Universität“ mit 24 Betten eingerichtet.¹¹⁹ Röschlaub wurde es bald zu klein, sodass von 1805 bis 1808 der Sitz des ehemaligen Präsidenten der „Landschaft“ (Haus Nr. 42 An der Länd) nach seinen Vorstellungen und denjenigen Winters umgebaut wurde. Dort nahm Röschlaub 1808 den Unterricht in der Medizinischen Klinik auf, während Walther die chirurgische und die Augenklinik leitete.¹²⁰

In der Medizinischen Klinik wurden „innerlich Kranke und solche auf[genommen], die nach ärztlichem Ermessen dahin gehörten.“¹²¹ Sie hatten laut Satzung aus der Stadt Landshut zu stammen – es wurde angenommen, dass die Zahl der örtlichen Patienten ausreichte, damit immer klinischer Unterricht stattfinden konnte. Jeder Klinikvorstand erhielt einen Assistenten (quasi als Hausarzt), den er selbst aussuchen durfte. Dazu kam ein Student der Medizin mit einem Stipendium, der gleichzeitig als Vertreter des Vorstands fungierte, jedoch nie eigenständig Arznei verordnen oder entgegen der Weisung der Vorstände handeln durfte. Als Vorstand war Röschlaub für die ärztliche Behandlung und alle technischen Fragen zuständig (Krankenversorgung, Anwendung der Heilverfahren, Entlassung, Verpflegung etc.). Augenscheinlich überließ er die Verwaltungsaufgaben hauptsächlich seinen Stellvertretern, denn die Medizinische Klinik soll 1823 unter seiner Leitung „schon lange vom Verfall bedroht“ gewesen sein.¹²² Ein Jahr später ging die Leitung auf Prof. Schultes über, der die Klinik in einem verwahrlosten Zustand vorgefunden haben soll.¹²³

117 Andreas RÖSCHLAUB, Ueber die Würde und den Wachsthum der Wissenschaften und Künste und ihre Einführung in das Leben (Andreas Roeschlaub's, Doctors der Philosophie und Medicin etc. philosophische Werke 1), Sulzbach 1827.

118 Andreas RÖSCHLAUB/Michael Joseph RÖSCHLAUB, Erklärungen über die wandernde Cholera-Krankheit und die gegen dieselbe bey ihrem Annahen, Eintreten und Herrschen zu ergreifenden Vorkehrungen, München 1831. Wie groß der Anteil des Vaters an diesem Buch ist, muss noch untersucht werden.

119 Zu den universitären Kliniken siehe Erdmann Anton GEYER, Die medizinischen Lehranstalten der Ludwig-Maximilians-Universität in Landshut (1800–1826), München 1966.

120 Vgl. HABRICH, Von Ingolstadt nach Landshut (wie Anm. 13), S. 210f.

121 GEYER, Lehranstalten (wie Anm. 119), S. 27f.

122 BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 267f.

123 Vgl. ebd., S. 302.

Die Kriegereignisse während der Napoleonischen Feldzüge und das Vorhandensein einer Medizinischen Fakultät führten dazu, dass Landshut vorübergehend zur Lazarettstadt wurde. Schon Ende 1805 forderte Röschlaub, dass das Militärlazarett die Quarantäne einhalten sollte, da er ein Übergreifen von Krankheiten der Soldaten auf die Bevölkerung befürchtete.¹²⁴ Er wurde ignoriert, sollte aber Recht behalten. 1809 wirkte die ganze Stadt wie ein einziges Lazarett: Neben der Burg Trausnitz wurden das ehemalige Jesuitenkloster, die Kasernen, das Garnisonslazarett, das Klinikum und das Kloster Seligenthal mit Verwundeten und Kranken gefüllt. Außerdem waren zahlreiche französische Offiziere in Privatwohnungen untergebracht. Angesichts dieser Lage arbeiteten die Medizinprofessoren Walther, Schmidtmüller, Bertele, Röschlaub und Tiedemann in den Lazaretten. Sie brachten auch einige Studenten dazu, ihnen zu helfen. Insgesamt waren etwa 30 Universitätsangehörige im Einsatz. Von diesen starben acht am Typhus, darunter Professor Schmidtmüller.¹²⁵

Allen Streitigkeiten mit Kollegen und aller Kritik an seiner Lehre zum Trotz war Röschlaub nicht der unbeliebteste Professor in Landshut. Man traute ihm sogar zu, der Universität in einer schwierigen Phase als Rektor vorzustehen.¹²⁶

6. Röschlaub als Rektor der Universität Landshut

Im August 1820 erhielt Andreas Röschlaub bei der Rektoratswahl acht von 23 Stimmen.¹²⁷ Insgesamt waren sieben Kandidaten vorgeschlagen, wobei der Zweitplatzierte (der Theologe Johann Baptist Andres) sechs Stimmen erhielt. Der Wahlausgang war also relativ knapp. In den beiden folgenden Jahren wuchs jedoch die Zustimmung unter den ordentlichen Professoren für Röschlaub, denn 1821 erhielt er elf von 23 Stimmen, die sich auf sieben Kandidaten verteilten, 1822 sogar 13 von 26, ebenfalls bei sieben Kandidaten.¹²⁸ Röschlaub war damit einer von fünf Professoren, die drei oder mehr Jahre hintereinander als Rektor in Landshut amtierten, und der einzige Mediziner unter ihnen. Unter den vier anderen Professoren waren drei Juristen (Ni-

124 Vgl. HABRICH, Von Ingolstadt nach Landshut (wie Anm. 13), S. 212.

125 Vgl. BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 147f.

126 Beckenbauer bezeichnet die Zeit von 1812 bis 1826 als „Jahre des Stillstands und der Erstarrung“, vgl. BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 177.

127 BayHStA, MInn 23676/5, Rektoratswahl am 29. August 1820.

128 BayHStA, MInn 23676/5, Rektoratswahlen am 27. August 1821 und am 23. August 1822.

kolaus Thaddäus Gönner 1800/01–1803/04, Franz Xaver Krüll 1806/07–1808/09, Carl Joseph Mittermaier 1815/16–1817/18) sowie ein Kameralwissenschaftler (Ludwig Wallrad Medicus 1812/13–1814/15). Insgesamt waren in der Landshuter Zeit nur drei Professoren der Medizin auch Rektoren (Georg Augustin Bertele 1805/06, Philipp Franz Walther 1810/11 sowie 1811/12 und Andreas Röschlaub 1820/21–1822/23). Schon in den Jahren vor seinem Rektorat hatte Röschlaub immer wieder einzelne Stimmen bei Rektoratswahlen¹²⁹ sowie als Vertreter der Sektion der Heilkunde bei Senatswahlen¹³⁰ erhalten. Erst für das Studienjahr 1817/18 wurde er, allerdings mit großer Mehrheit (15 von 31 Stimmen), zum Senator der Sektion der Heilkunde gewählt.¹³¹

Sein Rektorat von November 1820 bis November 1823 war geprägt von mehreren heiklen Auseinandersetzungen, in denen er bei der Universitäts-Kuratel des Innenministeriums wiederholt Missfallen erregte. Darunter fällt seine Haltung gegenüber den Neuerungen der Montgelas-Zeit, die die (Selbst-)Verwaltung der Universität betrafen. Noch in Ingolstadt war die Universität seit 1799 zu einer staatlich verwalteten und kontrollierten Reformuniversität umgestaltet worden.¹³² In den Jahren 1802 bis 1804 wurde die Selbstverwaltung der Universität Landshut weiter eingeschränkt.¹³³ Die Finanzverwaltung übernahm die Universitäts-Kuratel, die mit Beamten des Innenministeriums besetzt war. Aufgrund der bisherigen Finanzierungsmodelle erwirtschaftete die Universitätskasse ein beträchtliches Defizit, welches nur teilweise durch staatliche Mittel ausgeglichen werden konnte, sodass der Einfluss des Staates automatisch stieg.¹³⁴ Die jahrhundertelange Tradition der Einteilung in Fakultäten sowie die freie Wahl des Rektors und des Senats wurden abgeschafft. Stattdessen wurden zwei Klassen mit je vier Sektionen nach französischem Vorbild eingerichtet;¹³⁵

129 Erstmals 1808 (eine Stimme), dann wieder 1810 (eine Stimme), 1811 (drei Stimmen), 1813 (eine Stimme), vgl. BayHStA, MInn 23676/3, Rektoratswahlen am 9. September 1808 und am 10. September 1810 sowie BayHStA, MInn 23676/4, Rektoratswahl am 9. September 1813.

130 1809 erhielt er fünf Stimmen für das Senatorenamt (gewählt wurde Friedrich Tiedemann mit neun Stimmen), 1813 sogar elf Stimmen (gewählt wurde Philipp Franz Walther mit zwölf Stimmen). Vgl. BayHStA, MInn 23676/3, Rektoratswahl 1809/10 sowie BayHStA, MInn 23676/4, Rektoratswahl am 9. September 1813.

131 BayHStA, MInn 23676/5, Rektoratswahl am 1. September 1817.

132 Vgl. BosL, Aufklärung (wie Anm. 4), S. 876.

133 Vgl. BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 62–74.

134 Vgl. MÜLLER, Landshut (wie Anm. 70), S. 53–54.

135 Die Klasse der „Allgemeinen Wissenschaften“ umfasste Philosophie, Mathematik-Physik, Geschichte und Philologie, die die Grundlage für die Klasse der „Besonderen Wissenschaften“ mit

die Bezeichnung „Fakultät“ sollte aus dem offiziellen Sprachgebrauch getilgt werden. Das Ziel war eine Gleichstellung aller Professoren – zuvor war die Hierarchie nach Fakultäten geordnet und innerhalb dieser nach dem Alter. Außerdem sollte eine klarere Trennung zwischen Grundlagenfächern und zum Staatsdienst befähigenden Fächern geschaffen werden. Nicht alle Professoren hielten sich indessen an diese Bestimmung; ab etwa 1814 wurde der Begriff „Fakultät“ wieder allgemein üblich, was das Ministerium geflissentlich zu übersehen pflegte.¹³⁶

Der Modus der Rektoratswahl wurde wie folgt geändert: Am Beginn des Wintersemesters musste jeder Professor schriftlich zwei ordentliche Professoren als Kandidaten benennen; die Wahlzettel wurden ungeöffnet an die Universitäts-Kuratel weitergereicht. Dort erst sollte der „tauglichste“ ausgewählt werden. Damit sollte klargestellt werden, dass die Professoren Staatsdiener und der Rektor der verlängerte Arm der Regierung an der Universität sei. Allerdings ist noch zu untersuchen, ob die Universitäts-Kuratel jemals entgegen der Mehrheit der Professoren einen Rektor einsetzen wollte bzw. eingesetzt hat. Der bisherige Eindruck legt jedenfalls nahe, dass die Vorschläge der Professoren in der Regel angenommen wurden.¹³⁷

Andreas Röschlaub war jedoch nicht mit allen diesen Bestimmungen einverstanden. Schon während seiner Amtszeit als Dekan der Medizinischen Fakultät 1803/04 (seit 1804: Direktor der Sektion der Heilkunde) verwendete er auch nach der Umstrukturierung in Klassen und Sektionen stets die Amtsbezeichnung *Facultatis Medicinae Decanus*.¹³⁸ Auch 1819 unterschrieb er mit dem Zusatz *fac. med. fct. dec.*¹³⁹ Der Bericht des Regierungsrats vom 31. Oktober 1822 fasst die Situation wie folgt zusammen:

Seitdem Hofrath Röschlaub Rector ist, bedient er sich nicht mehr des Ausdrucks Sectionen für die einzelnen Abtheilungen der Lehrfächer, sondern des Wortes Facultait; dieses könnte unbedeutend scheinen wenn nicht damit überhaupt die Absicht verbunden wäre, alles nach und nach willkürlich in das alte zurückzuführen, und hiebey den Typus der Universitaet Ingolstadt zu Grunde zu legen. So wurden bisher nach dem Sinne und Geiste der Statuten von 1804 im Senate die

Theologie, Rechtskunde, Kameralwissenschaften und Heilkunde bilden sollten.

136 Vgl. BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 65.

137 Vgl. BayHStA, MInn 23676/3 bis 23676/6.

138 BayHStA, MInn 23675/1, Prod. 15, Auszug aus dem Protokoll des Akademischen Senats der Universität Landshut vom 16. August 1804: *Auch zeichnet sich die medizinische Sekzion, oder vielmehr ihr zeitiger Direktor tit. Röschlaub dadurch aus, daß er bei allen öffentlichen Gelegenheiten noch fest an dem Namen Fakultät, und Dekan hafzet.*

139 BayHStA, MInn 23675/4, Nr. 56, Beilage G.

Plätze nach dem Dienstalter eingenommen und auch in dieser Ordnung zur Abstimmung aufgerufen, Rector Röschlaub erlaubt sich nach Facultaiten abstimmen zu lassen und so nach einer gleichfalls willkürlich angenommenen Ordnung zuerst die theologische, dann juristische, ferner medizinische, endlich philosophische Facultaet aufzurufen.¹⁴⁰

In seinen Rektoratsberichten versuchte Röschlaub die Gesamtsituation der Universität zu würdigen und zu verbessern, z.B. indem er das Fehlen eines Lehrstuhls für Rhetorik und mangelhaften Unterricht in den Schönen Künsten beklagte und einen Ausbau der Astronomie sowie Unterricht in Psychologie forderte.¹⁴¹ Jedoch vertrat er auch die Meinung, dass insbesondere die Fächer der Kameralwissenschaften wie Landwirtschaft, Forstwirtschaft und bürgerliche Baukunst einer Universität nicht würdig seien.¹⁴² Zudem könne man sie durchaus an anderen Einrichtungen erlernen. Er nutzte seine Position aber auch, um die aus seiner Sicht reformbedürftige Medizinische Sektion nach seinen Vorstellungen umzugestalten:

In einigen Gesamtwissenschaften, vorzüglich in der Medizin, finde ich für den Vortrag eine, freilich auf vielen gerühmten Universitäten gebräuchliche, allein, wie es mir scheint, mehr als Speculation auf viele und große Collegien-Honorarien an stark besuchten Universitäten ersonnene, als der wahren Forderung nach der Wissenschaft und ihres gründlichen Studiums entsprechende, Theilung in eine Menge besonderer Lehrfächer. Nach meiner Ueberzeugung sollte, wie es noch vor drei oder mehreren Jahrzehnten auffast allen Universitäten geschah, alle in einer engen Verbindung miteinander stehende Doctrinen der Medicin, als da sind die allgemeine und besondere Pathologie und Therapie mit der Semiotik, Heilmittellehre, Arzneiformellehre, u. a. von einem und demselben tüchtigen Lehrer nach einander vollständig vorgetragen werden; wozu freilich ein Cursus, der drei bis vier Semester dauerte, nothwendig seyn würde. Das solide Studium vorzüglich fördernd würde es seyn, wenn mehrere tüchtige Lehrer einen eben solchen Lehrkursus hielten, denselben aber in verschiedenen Semestern des Jahres anfangen, damit eifrige Studierende nach und nach die selben Doctrinen bei mehreren hören könnten. Die übliche Zerstückelung hauptsächlicher Lehrfächer in so viele kleinere Theile hat den offenbaren Nachtheil, daß die allermeisten Fundamentallehren in vielen Vorlesungen bloß für jeden einzelnen Zweig neu vorgelesen werden müssen, daß der Zuhörer nicht leicht ein systematisches Ganzes

140 BayHStA, MInn 23675/5, Nr. 25: Bericht des Regierungsrats über den Zustand der Universität Landshut, 31. Oktober 1822.

141 BayHStA, MInn 23675/5, Rektoratsberichte 1821, 1822 und 1823.

142 BayHStA, MInn 23675/5, Nr. 25: Bericht des Regierungsrats über den Zustand der Universität Landshut, 31. Oktober 1822: *Eine Cameralistische Facultait scheint er nach und nach verdrängen zu wollen, wie man aus dem Rectoratsberichte ersieht, wo er unserem Gegenstände der Cameralsection mit einem [; u.a.m. :] zu einer Specialschule verweisen will, welche sich zwar an der Universität sich befinden, aber dieser gleichsam ganz untergeordnet seyn soll.*

*erhält, und aus einer bunten Menge von Vorstellungen eine Theorie, er der Anfänger, sich zu bilden veranlaßt wird. Ausführliche Vorträge über einzelne Zweige vorzüglicher Lehrfächer können nur von denen mit wahren Nutzen gehört werden, welche schon ein systematisches Ganzes der Gesamtwissenschaft inne haben. Ueberhaupt scheint unsere Zeit sich in dem Breittreten der Wissenschaften mehr, als in ihrer tiefen Ergründung zu gefallen.*¹⁴³

Aus diesen Ausführungen wird überdeutlich, dass der Vorschlag zur Umgestaltung eines Teils des medizinischen Studiums Röschlaubs eigenen Ansätzen entsprach – der Verbindung von Pathologie und Therapie sowie der Notwendigkeit von Kursen zur Verabreichung von Medikamenten. Vor allem gegen Letzteres dürften Vertreter der Pharmazie Einwände erhoben haben.

Abgesehen vom reinen Medizinstudium dachte Röschlaub an eine Stärkung des allgemeinen philosophischen Kurses; dieser sah eine breite Ausbildung in den klassischen philosophischen Fächern (z.B. Logik, Metaphysik, Psychologie und Mathematik) als Grundlage für die anderen Fächer vor. Auch dies entspricht seinem eigenen Werdegang. Zudem machte er sich für eine bessere Bezahlung der Professoren in Angleichung an andere Staatsämter stark, um nach seinen Vorstellungen vernünftig gebildete und geeignete Männer auch zum Lehramt zu bewegen. Anders als seine Vorgänger lobte Röschlaub das anatomische Institut und insbesondere das physiologische und das pathologische Kabinett: *sie dürften mit den ersten und vorzüglichsten auf deutschen Universitäten um den Vorzug eifern.*

Röschlaub war der einzige Rektor der Universität Landshut, der die Lage seiner eigenen Sektion in seiner Position als Rektor zu verbessern suchte. Die anderen Rektoren hielten sich hingegen mit ihrer Meinung über die Fächer ihres Fachbereichs sehr zurück. In den beiden folgenden Rektoratsberichten verwies er größtenteils auf seinen ersten Bericht von 1821 und wiederholte im Wesentlichen die dort formulierten Forderungen.

Doch Röschlaub war nicht nur mit der Verbesserung der Ausbildung der Studenten beschäftigt. Die im Laufe der Jahre entstehenden Landsmannschaften der Studenten¹⁴⁴ waren dem Innenministerium besonders aufgrund von Duellen und übermäßigem Alkoholkonsum ein Dorn im Auge. Offiziell waren die Landsmannschaften

143 BayHStA, MInn 23675/5, Nr. 17: Bericht des Rektors Andreas Röschlaub, 20. September 1821.

144 Siehe u.a. BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 160–167; Werner EBERMEIER, Studentenleben vor 200 Jahren. Die Landshuter Jahre der Ludwig-Maximilians-Universität 1800 bis 1826, Haar b. München 2007, S. 36–42.

wiederholt verboten worden, so etwa 1813 und 1814. Auf der Grundlage der Karlsbader Beschlüsse von 1819¹⁴⁵ wurde auch an der Universität Landshut ein außerordentlicher Ministerial-Kommissar installiert.¹⁴⁶ Dieser sollte geheime Verbindungen der Studenten aufdecken bzw. verhindern sowie die Vorträge der Professoren überwachen. Auf seine Empfehlung hin sollten fachlich, moralisch oder politisch ungeeignete Lehrer entlassen werden. Ein besonderes Ärgernis für das Ministerium stellten die Duelle zwischen Vertretern der einzelnen Landsmannschaften dar, die mitunter tödlich ausgingen,¹⁴⁷ sowie überhaupt unangemessenes Verhalten der Studenten in der Öffentlichkeit – zumeist Verstöße gegen die *Besonderen akademischen Polizeigesetze*.¹⁴⁸

Als die Lage aus Sicht der Regierung und besonders des Ministerial-Kommissars von Günther untragbar geworden war, folgte 1823 ein erneutes Verbot der Landsmannschaften. Andreas Röschlaub war zu diesem Zeitpunkt bereits in seinem dritten Jahr als Rektor. Als sich Regierungsdirektor von Günther am 30. Juni 1823 beim Innenministerium darüber beschwerte, dass in Landshut die akademischen Polizeigesetze weder eingehalten noch durchgesetzt würden, wurde Rektor Röschlaub so dargestellt, als ob er im Sinne der Studierenden keine Eingriffe in die universitäre Selbstverwaltung und Polizeigewalt dulde.¹⁴⁹ Tatsächlich erklärten die Studierenden, der Rektor habe einigen von ihnen erlaubt, Räumlichkeiten für eine geschlossene Gesellschaft anzumieten, um, wie die Studierenden behaupteten, dadurch den Hand-

145 In Karlsbad berieten im August 1819 Vertreter der deutschen Staaten, wie mit nationalen und liberalen Tendenzen umzugehen sei; vgl. Andreas HOFMANN, *Deutsche Universitätspolitik im Vormärz zwischen Zentralismus, „Transstaatlichkeit“ und „Eigenstaatlichkeitsideologien“* (1815/19–1848) (Diss.), München 2014, S. 147–176, [Online-Version], URN: urn:nbn:de:bvb:19-196477 [18.01.2018]. Dort auch ausführlich zur Installierung der Ministerial-Kommissare an den Universitäten in Bayern.

146 Vgl. Carl PRANTL, *Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München. Zur Festfeier ihres vierhundertjährigen Bestehens. Im Auftrage des Akademischen Senates. Band 1: Geschichte*, München 1872, S. 707f.

147 Vgl. EBERMEIER, *Studentenleben* (wie Anm. 144), S. 45–49.

148 So war es verboten, nach der Polizeistunde öffentliche Häuser zu betreten (§ 1), ebenso Nachtschwärmereien generell (§ 3). Außerdem war den Akademikern in der Öffentlichkeit unter anderem verboten: das Tabakrauchen (§ 6a), das Tragen farbiger Kokarden und Masken (§ 6b und c), Fischen, Jagen und Schießen (§ 6e) oder das Besuchen der Handwerksjahrstage (§ 6f). Vgl. Michael PERMANEDER, *Annales almae literarum universitatis Ingolstadii olim conditae inde autem primo huius seculi initio Landishutum posteaque Landishuto Monachium translocatae. Ab ao. 1772, quo Mederer desiit, usque ad annum 1826 incl.* (Annales Ingolstadiensis Academiae, tom. 5), Ingolstadii 1859, S. 552f.

149 EBERMEIER, *Studentenleben* (wie Anm. 144), S. 38–40.

werksgesellen aus dem Weg zu gehen. In der Vergangenheit war es immer wieder zu handgreiflichen Auseinandersetzungen von Studenten mit Handwerksgesellen und Soldaten gekommen.¹⁵⁰ Röschlaubs Begründung der Erlaubnis mit dem Schutz der Studenten wäre daher zumindest nicht unglaubwürdig gewesen. Von Günther war damit jedoch überhaupt nicht einverstanden und äußerte sich Mitte Juli 1823 noch deutlicher:

*Mit Befremden ist aus dem im akademischen Senate erstatteten Vortrag ersehen worden, auf welche Weise der gegenwärtige Rektor der Universität den notorischen Unfug der Landsmannschaften und andere sichtbar genug gewordene Gebrechen durch ungehörige Einstreuungen und seltsame Distinktionen gewissermaßen in Schutz zu nehmen sucht. Ein solches auffallendes Benehmen des Senatsvorstandes kann nicht anders als mit der bestimmendsten Mißbilligung aufgenommen werden, und es muss statt der bisherigen verderblichen Indulgenz eine der Autorität der Gesetze und des Rektoramts selbst entsprechendere Tätigkeit zur Unterdrückung der an der Hohen Schule zu Landshut eingerissenen Unordnung erwartet werden.*¹⁵¹

Röschlaub dagegen beschwerte sich über den „Regierungsspion“ von Günther beim Ministerium und argumentierte für die Landsmannschaften.¹⁵² Bei den Studenten war Röschlaub daher sehr beliebt. Nach dem Tagebuch des Franz Kaspar Krieger wurde am Abend des 29. November 1821 beim alten und neuen Rektor Röschlaub eine Abendmusik veranstaltet – natürlich unter Missachtung der akademischen Polizeigesetze.¹⁵³ Zwei Fackelzüge der Studierenden trafen sich in der Altstadt und zogen von dort zum Wohnhaus des Rektors. Dort *führen, wie gewöhnlich, in 10 Chaisen die Chapeaux d'honneur auf*; darauf folgte eine Stunde Musik, während der dem Rektor wiederholt ein lautes *Hoch* ausgebracht wurde.¹⁵⁴ Im Jahr darauf führte der Faschingszug unter anderem am Haus des Rektors Röschlaub vorbei, wo ihm ein dreifaches *Hoch* ausgerufen wurde. Gleichermaßen wurden unter anderem der Stadtmagistrat, der Stadtkommandant Kiliani und der Stadtkommissär Aschenbrenner geehrt.¹⁵⁵

150 Ebd., S. 49–52.

151 StadtA Landshut, Geheime Ratsakten „Hohe Schule in Landshut – Excessen der Studierenden, Geheime Verbindungen 1806–1826“, Teil II, S. 519f.

152 BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 232–235.

153 Nachtmusiken und Umzüge der Studenten wurden bereits 1804 verboten, außer sie wurden zu Ehren des kurfürstlichen Hauses oder für regierende Fürsten veranstaltet; vgl. EBERMEIER, Studentenleben (wie Anm. 144), S. 35.

154 Nach HERZOG, Landshut (wie Anm. 32), S. 104f.

155 Nach ebd., S. 102.

Bei allem Einsatz für die Belange der Studenten äußerte sich Röschlaub als Rektor auch kritisch über sie: So wie mehrere Rektoren beklagte er in seinen jährlichen Berichten, dass das Studium zu sehr darauf ausgelegt sei, möglichst schnell abzuschließen und in den Staatsdienst zu wechseln, während Wissenschaft und allgemeine Bildung zu kurz kämen. So seien zu wenige Angebote vorhanden, um die Studierenden in den modernen Fremdsprachen (Englisch, Französisch, Italienisch) zu bilden; auch der Unterricht in Kunst und Musik sei mangelhaft.¹⁵⁶ In der Antrittsrede zu seinem Rektorat hatte er bereits seine Vorstellung vom idealen Studenten, der zum Wohl des Staates beitrug, dargelegt.¹⁵⁷ Zum einen empfahl er den Studenten die Einhaltung der akademischen Gesetze. Zum anderen entwickelte er seine Auffassung vom philosophisch gebildeten Akademiker – die Philosophie, besonders diejenige der antiken Griechen und Römer, sollte die Grundlage jeglichen moralischen Handelns bilden.

Die Haltung Andreas Röschlaubs gegenüber den Neuerungen in der Selbstverwaltung der Universität Landshut, seine Vorstellungen zur Umgestaltung des medizinischen Studiums und seine Position im Umgang mit den Landsmannschaften erregten bei der Ministerial-Kommission und im Innenministerium zwar Missfallen, lieferten jedoch keinen ausreichenden Grund für eine Versetzung in den Ruhestand. Erst im Kontext des wohl unrühmlichsten Kapitels der Medizinischen Sektion/Fakultät der Universität Landshut erlaubte sich Andreas Röschlaub einen Fauxpas, der ihn vorübergehend zum Privatier machte. Die Hintergründe können an dieser Stelle nur skizziert werden und verdienen aufgrund der umfangreichen Überlieferung sowie der Folgen für die Beteiligten einen eigenen Beitrag. Es handelt sich um die Auseinandersetzung der Medizinischen Sektion/Fakultät mit Professor Franz Reisinger (1787–1855),¹⁵⁸ der 1819 als Nachfolger Philipp Franz Walthers zum außerordentlichen Professor für Chirurgie und Augenheilkunde nach Landshut berufen wurde. Reisinger hatte von 1808 bis 1814 in Landshut und Göttingen (unter anderem bei dem oben erwähnten Karl Gustav Himly) Chirurgie und Augenheilkunde sowie Geburtshilfe studiert. Nach der Promotion über ein vom ihm entwickeltes Augenphantom für Operationsübungen am Auge 1814 begab er sich zu Auslandsstudien nach Wien, Paris und London. Schon kurz nach seiner Berufung nach Landshut sorgte

156 Vgl. BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 275.

157 Andreas RÖSCHLAUB, Wie Studirende an der Universität die Hoffnung ihrer Vaterlande seyn? Eine Rede zur Anempfehlung der academischen Gesetze, gehalten den 2. Dezember 1820, Landshut [1820].

158 Wolfgang LOCHER, [Art.] Reisinger, Franz, in: Biographisches Lexikon (wie Anm. 2), S. 336f.

er für die Einrichtung einer chirurgischen Poliklinik – die ambulante Klinik, in der besonders unvermögende Patienten kostenlos behandelt wurden, war hier eine genuine Innovation. Doch Reisinger störte die festgefühten Strukturen der Medizinischen Sektion und beschwerte sich beim Innenministerium über die aus seiner Sicht untragbaren Zustände.¹⁵⁹ Dabei muss er noch ungeschickter und undiplomatischer vorgegangen sein als Röschlaub in seinen diversen Auseinandersetzungen, wie das Obermedizinal-Kollegium im Dezember 1823 berichtete:

*Die Beschwerde Reisingers vom 7ten April 1822 enthält mehrere, einem angehenden Lehrer ungebührliche Aeusserungen z.B. man wäre in Verlegenheit auszumitteln, wohin denn ein Roeschlaub, ein von Leveling etc. versetzt werden könnten. Den meisten der zugleich angeführten Klagen liegt Geld-Vortheil zum Grunde.*¹⁶⁰

Aufgrund der andauernden Konflikte zwischen Reisinger und seinen Kollegen schlossen ihn diese später sogar aus den Sitzungen der Medizinischen Sektion aus.¹⁶¹ Laut königlichem Reskript vom 22. Dezember 1822 sollte das Direktorat der Medizinischen Sektion an Reisinger übertragen werden.¹⁶² Die Sektion jedoch wählte Andreas Röschlaub, der das Votum annahm und sogleich die Amtsgeschäfte übernahm – ohne die Bestätigung durch die *allerhöchste Willensentscheidung* des Königs abzuwarten.¹⁶³ Diese blieb aus, da die Ministerial-Kommission die Entscheidung der Sektion nicht anerkannte und Röschlaub als williges Instrument rechtswidriger Beschlüsse bezeichnete: *Der Hofrath und Professor Röschlaub insbesondere hat sich die volle Mißbilligung seines Benehmens zugezogen, indem er sich als Werkzeug und Vertreter geseszwidriger Sectionsbeschlüsse gerirt habe.*¹⁶⁴ Später rechtfertigte sich Röschlaub, er habe das Direktorat angesichts seiner dreijährigen Tätigkeit als Rektor gar nicht angestrebt, sondern sei zu dessen Übernahme gedrängt worden. Stattdessen habe er sich endlich der Niederschrift lange vorbereiteter Forschungen widmen wollen.¹⁶⁵ Allerdings be-

159 Ausführlich u.a. in BayHStA, MInn 23676/6 und UAM, D III 76.

160 BayHStA, MInn 23676/6, Nr. 21, Ober-Medizinal-Kollegium Landshut an König Maximilian I. Joseph von Bayern, 15. Dezember 1823.

161 BayHStA, MInn 23676/6, Nr. 13, Rektor Friedrich Köppen an König Maximilian I. Joseph von Bayern, 17. November 1823.

162 UAM, D III 76, S. 539.

163 BayHStA, MInn 23676/6, Nr. 13, Rektor Friedrich Köppen an König Maximilian I. Joseph von Bayern, 17. November 1823.

164 BayHStA, MInn 23676/6, Nr. 15, Königliche Ministerial-Kommission an den Senat der Universität Landshut, 21. November 1823 (Aktenabschrift).

165 BayHStA, MInn 23676/6, Nr. 17 und 19.

teuerte er auch, dass er in seinen 27 Jahren als Professor *niemals an irgend einer Zwistigkeit in der Facultät Schuld gewesen* sei, sondern behaupten könne, *vielmehr immer zu Verhütung oder Beylegung von Zwistigkeiten möglicher Weise beygewirkt zu haben, auch niemals wissentlich irgend einer allerhöchsten Verordnung entgegen gewirkt zu haben*. Auch wenn diese Selbstbeschreibung nicht ganz glaubhaft wirkt, hat Röschlaub wohl keine direkte königliche Anweisung missachtet, sondern „nur“ diejenige der Ministerial-Kommission.

Die Obermedizinal-Kommission schlug zur Schlichtung des Streits die Versetzung Reisingers als Professor der gesamten Chirurgie an die Universität Erlangen vor, was am 13. März 1824 auch geschah. Zudem sollten

*das medizinische Klinikum und die von dem Professor Hofrath Roeschlaub vorge-tragenen medizinischen Fächer [...] zum grossen Nutzen des medizinischen Unter-richtes an der k. Universität zu Landshut demselben abgenommen und ihm andere, nach unser unten in Vorschlag gebrachten Vertheilung der Lehrfächer, zugewiesen werden.*¹⁶⁶

Demnach sollte Röschlaub fortan *Encyclopädie und Methodologie der Medizin, Literatur-geschichte der Medizin, Physiologische Anthropologie, Diätetik und Hygiene* lehren. Für Pathologie und Allgemeine Therapie wurde Johann Baptist Rainer (1790–1829),¹⁶⁷ für Spezielle Therapie Joseph August Schultes und für Chirurgie Anton Ekl (1781–1830)¹⁶⁸ vorgeschlagen. Röschlaub wird in diesem Konflikt zwar nicht als Unruhestifter identifiziert, doch wollte die Kommission die von ihm vertretene Richtung aus dem Lehrbetrieb der Universität so weit wie möglich entfernen. Insgesamt dürfte eine Kombination aus Widerstand gegen staatliche Vorgaben, überholten wissenschaftlichen Positionen und charakterlichen Eigenheiten zur vorübergehenden Quieszierung Andreas Röschlaubs im Sommer 1824 geführt haben.

166 BayHStA, MInn 23676/6, Nr. 21, Ober-Medizinal-Kollegium Landshut an König Maximilian I. Joseph von Bayern, 15. Dezember 1823.

167 Wolfgang LOCHER, [Art.] Rainer, Johann Baptist, in: Biographisches Lexikon (wie Anm. 2), S. 323.

168 Wolfgang LOCHER, [Art.] Ekl (Ekl), Anton, in: Biographisches Lexikon (wie Anm. 2), S. 92f.

7. Ruhestand und Wiedereinstellung

Dass Andreas Röschlaub aus gesundheitlichen Gründen vom Lehramt zurückgetreten sein soll, wie Alfons Beckenbauer berichtet,¹⁶⁹ ist unzutreffend. Vielmehr wurde er durch das Innenministerium in den Ruhestand versetzt, weil er in seiner Zeit als Rektor der Universität Landshut zu oft und zu deutlich Vorgaben des Ministeriums kritisiert und missachtet hatte.¹⁷⁰ Allerdings brachte wohl erst der Konflikt mit Professor Reisinger das Fass endgültig zum Überlaufen und bot dem Ministerium einen willkommenen Anlass, den unbequemen Mediziner auf Vorschlag der Medizinal-Kommission zumindest vorübergehend loszuwerden. Dementsprechend revidierte auch Beckenbauer später seine Meinung und schrieb: „Nach einem recht parteiisch geführten, die Gesinnungsgenossen begünstigenden dreijährigen Rektorat v. 1820–1823 wurde Prof. Röschlaub in den ‚ehrentvollen Ruhestand versetzt, aber schon nach fünfviertel Jahren wieder aktiviert und an die Universität München berufen.“¹⁷¹ Beckenbauer kann jedoch weder einen Beleg für das Zitat liefern noch eine Begründung für Röschlaubs vermeintlich „parteiisches Rektorat, das die Gesinnungsgenossen begünstigte.“ Rektor Friedrich Köppen bedauerte den Verlust Reisingers und Röschlaubs in seinem Bericht für das Jahr 1824, wobei er allerdings auch Kritik an Röschlaubs medizinischem Ansatz übte. Die Universität habe in diesem Jahr zwei Professoren verloren,

von denen jener, als er nach Landshut berufen wurden, ausnehmender Berühmtheit genoß, u. deßen gelehrte medicinische Kenntniße schwerlich von andern übertroffen werden, wenn auch die praktische Heilkunde seitdem einen verschiedenen Gang genommen u. neuere wissenschaftlichen Bestrebungen die älteren etwas in den Hintergrund gestellt.¹⁷²

Allzu lange musste bzw. konnte die Universität trotz seiner angeblich veralteten Lehrmeinungen nicht auf Röschlaub verzichten. Am 4. August 1825 erging die Weisung König Maximilian Josephs an den Senat, dass Röschlaub zum Wintersemester

169 BECKENBAUER, Universitätsprofessoren (wie Anm. 3), S. 476.

170 UAM, E II 274, S. 28, Mitteilung an Röschlaub, dass er zum Ende des Sommersemesters 1824 in ehrenhafte Quieszenz trete, 12. März 1824.

171 BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 130, Anm. 290.

172 BayHStA, MInn 23676/6, Nr. 29: Bericht des Rektors Friedrich von Köppen, 5. September 1824.

1825/26 reaktiviert werden solle.¹⁷³ Schon in der direkt auf seine Wiedereinstellung folgenden Rektoratswahl wurde er mit elf Stimmen erneut zum Senator der Sektion der Heilkunde gewählt.¹⁷⁴ Die Studierenden waren über seine Rückkehr ebenfalls sehr erfreut. Nach dem Tagebuch Franz Kaspar Kriegers veranstalteten Studenten am 11. August 1825 eine Abendmusik vor seinem Haus, um ihre Freude über seine Wiedereinstellung kundzutun (*da er bei den Akademikern sehr viel gilt*). Während der Musik wurde ihm mehrfach ein *Hoch* ausgebracht.¹⁷⁵

Seit etwa 1815 gab es Pläne, die Universität nach München zu verlegen,¹⁷⁶ wo bereits eine Medizinische Fakultät existierte und die Nähe zur Bayerischen Akademie der Wissenschaften als vorteilhaft für die Universität angesehen wurde. Andreas Röschlaub stand der Verlegung nach München dennoch ablehnend gegenüber.¹⁷⁷ Als er von Kronprinz Ludwig im Sommer 1825 nach seiner Meinung gefragt wurde, führte er Argumente aus der Sicht eines Mediziners an, der sich selbst als philosophisch orientierten Heilkünstler sah. Nach Röschlaub hing die Bedeutung einer Universität maßgeblich von der Tüchtigkeit der an ihr lehrenden Professoren ab. Diese lasse sich an ihrer Gelehrsamkeit, ihrem Ruf und ihrer Lehrbegabung messen. Im Vergleich zu anderen Universitäten in Deutschland habe Landshut über ausreichend *wissenschaftliche Schätze* verfügt und damit München etwas voraus gehabt. In Bezug auf die Medizin böte die größere Bevölkerung Münchens zwar mehr *Beobachtungsmaterial*, aber es sei nicht Aufgabe der Universität, *praktische Routiniers, sondern Ärzte von höherem und wahren Kunstsinn zu erziehen*.

Von den sieben Professoren, die 1826 in der Sektion der Heilkunde lehrten, mussten vier in Landshut an der Chirurgischen Schule bleiben: Martin Münz, Anton Ekl, Johann Baptist Rainer und Joseph August Schultes. Nur drei durften mit der Universität nach München umziehen, darunter Röschlaub.¹⁷⁸ Ungeklärt bleibt die Frage, ob Landshut gewissermaßen vor Röschlaub geschützt werden sollte oder ob sein Ruf den Ruhm der Universität München mehren sollte. Vielleicht passte er als Vertreter der „Romantischen Medizin“ auch in das Konzept einer an der Romantik orientierten

173 UAM, E II 274, S. 32, König Maximilian I. Joseph von Bayern an den akademischen Senat der Universität Landshut, 4. August 1825.

174 BayHStA, MInn 23676/6, Rektoratswahl am 25. August 1825.

175 Nach HERZOG, Landshut (wie Anm. 32), S. 105f.

176 Vgl. BECKENBAUER, Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 3), S. 281–285.

177 Vgl. ebd., S. 285f.

178 Vgl. ebd., S. 292, nach Michael DOEBERL, König Ludwig I., der zweite Gründer der Ludwig-Maximilians-Universität. München 1926, S. 13.

Universität nach den Vorstellungen Ludwigs I.¹⁷⁹ Diese Erwägung könnte bereits seine Reaktivierung im Jahr zuvor beeinflusst haben. Die beiden anderen Professoren, die mit nach München umzogen, waren der Pharmazeut Karl Richard Hoffmann, der jedoch sogleich als Professor für Pathologie und Geschichte der Medizin nach Würzburg versetzt wurde, und Johann Andreas Buchner, der Pharmazeutische Botanik und Toxikologie lehrte. Beide waren im Grunde keine Mediziner, sondern Naturwissenschaftler.

8. Schluss

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich für die bisher relativ unbekanntes Tätigkeit Andreas Röschlaubs als Professor der Medizin in Landshut einige deutliche Konturen erkennen lassen. Röschlaub war von 1802 bis 1826 Professor für Medizinische Klinik an der Universität Landshut. Während dieser Zeit durchliefen seine medizinische Theorie und Praxis mehrere Wandlungen. Er erlangte früh Berühmtheit und Anerkennung, musste aber auch herbe Kritik einstecken. Seine Modifikation des Brownschen Systems zur Erregungstheorie und die Hinwendung zur Naturphilosophie Schellings provozierten zusammen mit seinem schwierigen Charakter den Widerstand etablierter Mediziner. In der universitären Lehre gab Röschlaub seinen medizinischen Ansatz an die Studenten weiter. Im Laufe der Zeit wandte er sich verstärkt der Psychologie und den psychischen Krankheiten zu, ohne als Wegbereiter einer modernen Psychiatrie gelten zu können. Als Rektor von 1820 bis 1823 stand er bei der Verfolgung der Landsmannschaften in Landshut tendenziell auf Seiten der Studierenden und missachtete wiederholt Vorgaben der Ministerial-Kommission. So zog er sich den Unmut des Innenministeriums und des bayerischen Königs zu, weswegen er nach ungeschicktem Agieren im Konflikt der Medizinischen Sektion mit Professor Franz Reisinger 1824 vorübergehend suspendiert wurde. Dabei dürfte auch sein Festhalten an einer inzwischen nicht mehr als zeitgemäß geltenden medizinischen Lehre eine Rolle gespielt haben.

Abschließend bleibt die Anregung, sich eingehender mit Werk und Wirken Andreas Röschlaubs in Landshut auseinanderzusetzen. Durch die Hinzuziehung weiterer Quellen würde seine Position in der Geschichte der Universität, aber auch innerhalb

179 Vgl. DOEBERL, Ludwig I. (wie Anm. 178), S. 21–29.

der medizinischen Gelehrtenwelt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch klarer zu Tage treten. Zudem sind im Rahmen einer solchen Untersuchung neue Erkenntnisse über die Bildungspolitik sowie über den Umgang mit vermeintlichen Aufwühlern im Königreich Bayern zu erwarten. Für eine weiterführende Beschäftigung kommen unter anderem die Geheimen Ratsprotokolle im Stadtarchiv Landshut, das Landshuter Wochenblatt, Briefe sowie Akten der Medizinischen Fakultät/Sektion im Archiv der Ludwig-Maximilians-Universität und Röschlaubs Teilnachlass in der Universitätsbibliothek Zürich infrage.

Foren konzeptioneller medizinischer Reform: Röschlaubs Zeitschriften-Initiativen

1. Einleitung

Obgleich die Texte wissenschaftlicher Fachzeitschriften häufig verwendete historische Quellen darstellen, sind diese Medien selbst bisher kaum systematisch erforscht worden.¹ Aufgrund der ihnen eigenen Vielschichtigkeit würden sie kaum als eigenständiges Genre, sondern aus je verschiedenen Fachperspektiven „hauptsächlich als passives Vermittlungsorgan wahrgenommen und ihre Doppelstruktur – als vermittelndes Medium einerseits und Eigeninteressen verfolgender Akteur andererseits – ignoriert.“² Christoph Meinel hat am Beispiel der chemischen Fachzeitschriften Funktionen des Genres und deren Wandel im historischen Verlauf charakterisiert. Er konstatiert eine Doppelfunktion, in der die synchrone Ebene wissenschaftlicher Kommunikation – die Bereitstellung aktueller, autorgebundener Mitteilungen zur schnellen diskursiven Auseinandersetzung bzw. Überprüfung – mit der diachronen Kommunikationsebene – der Archivierung und Weitergabe gesicherter Wissensbestände – in Konflikt gerät: Eine Fachzeitschrift sollte dem Anspruch genügen, „permanenter Wissensspeicher und Aktualitätenblatt zugleich“, oder in der Formulierung der Zeit um 1800, „Repertorium und Intelligenzblatt zugleich“ zu sein.³

1 So die Feststellung im Vorwort des Sammelbandes Sigrid STÖCKEL/Wiebke LISNER/Gerlind RÜVE (Hrsg.), *Das Medium Wissenschaftszeitschrift seit dem 19. Jahrhundert. Verwissenschaftlichung der Gesellschaft – Vergesellschaftung von Wissenschaft (Wissenschaft, Politik und Gesellschaft 5)*, Stuttgart 2009, [o. Pag.].

2 Sigrid STÖCKEL, *Verwissenschaftlichung der Gesellschaft – Vergesellschaftung der Wissenschaft*, in: ebd., S. 9–23, hier S. 9.

3 Christoph MEINEL, *Die wissenschaftliche Fachzeitschrift: Struktur- und Funktionswandel eines Kommunikationsmediums*, in: *Fachschriften, Bibliothek und Naturwissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. v. dems. (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 27), Wiesbaden 1997, S. 137–155, bes. S. 137–139. Obgleich für die Periodika je nach ihrer fachlichen Ausrichtung unterschiedliche Bedingungen und Voraussetzungen anzunehmen sind – so konnten die chemischen Fachzeitschriften potenziell durchaus eine breite Leserschaft rekrutieren (vgl. ebd., S. 139) –, ist den

Eine umfassende, die Zeit des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts berücksichtigende Analyse für medizinische Fachzeitschriften liegt bislang nicht vor.⁴ Ein zeitgenössisches Votum über deren Funktionen stellt jedoch Folgendes fest:

*Der Nutzen, welche medicinische Zeitschriften überhaupt stiften können, ist, dass sie entweder zu Archiven dienen, welche merkwürdige praktische Fälle, die einer eignen Schrift theils zu wenig Umfang geben, theils durch sie nicht bekannt genug werden würden, der Vergessenheit entreissen; oder dass sie eine Übersicht der Fortschritte der gesammten Medicin oder einzelner Theile der Wissenschaft in einem bestimmten Zeitraum gewähren; oder dass sie schnelle und allgemeine Verbreitung neuer Ideen und Entdeckungen nebst Prüfung ihres Werthes für die Wissenschaft bewirken.*⁵

Der anonyme Verfasser postuliert – allerdings in alternativer Gegenüberstellung –, ein medizinisches Periodikum solle wesentliche Wissensbestände enthalten, sie bewahren und sichern, wobei diesem Format in der Konkurrenz zu monographischen Publikationen deutliche Vorteile zugesprochen werden; oder es solle aktuelle Entwicklungen in der Medizin abbilden, bekannt machen und zugleich ein Forum zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung und Bewertung von Neuerungen bieten. In dieser Funktion ist die medizinische Zeitschrift ein Medium, das aufgrund seines hinsichtlich der Form prinzipiell offenen Charakters und durch den Zeitfaktor der schnellen Verbreitungsmöglichkeit seiner Inhalte an einen potenziell sehr breiten Leserkreis selbst indirekt einen aktiven Beitrag zum wissenschaftlichen Fortschritt zu leisten vermag.

Andreas Röschlaub gab gleich mehrere Zeitschriften heraus, was als eher ungewöhnlich zu gelten hat, zumal sie phasenweise zeitgleich erschienen:⁶

1. Magazin der Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde, Frankfurt a. M.: Andreä, 1799–1809, 10 Bände.⁷

Befunden Meinels eine repräsentative Gültigkeit zuzusprechen, wie sie durch die Diktion des Titels beansprucht wird.

4 Zwar stellt Stöckel fest, diese seien recht gut untersucht, doch gilt dies insbesondere für die Zeit seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, auf die sich auch der Sammelband konzentriert; vgl. STÖCKEL, *Verwissenschaftlichung* (wie Anm. 2), S. 16.

5 Neue Leipziger Literaturzeitung, 50. St., 18.04.1806, Sp. 785–787, hier Sp. 785.

6 Eine Zusammenstellung medizinischer Zeitschriften findet sich bei Martin HEUN, *Die medizinische Zeitschriftenliteratur der Romantik. Versuch einer Bibliographie* (Diss. med.), Leipzig 1931.

7 Die letzten drei Bände 8, 9 und 10 erschienen unter dem Titel: *Magazin zur Vervollkommnung der Medizin* und als Bände 1 bis 3 unter dem Titel *Magazin für Physiologie und Medizin*; vgl. Nelly

2. Hygiea. Zeitschrift für öffentliche und private Gesundheitspflege (hrsg. mit Georg Oeggel), Frankfurt a. M.: Andreä, 1803–1805, 1 Band.
3. Zeitschrift für Jatrotechnik, Landshut: Knüll 1804, 1 Band.
4. Neues Magazin für die clinische Medizin, Nürnberg: Riegel 1816, 1 Band.

Die folgenden Ausführungen widmen sich insbesondere dem zwischen 1799 und 1809 erschienenen *Magazin*⁸ mit dem Erkenntnisinteresse, dieses als Publikationsmedium zu charakterisieren. Während es für die medizinhistorische Forschung intensiv herangezogen wurde – wobei Röschlaubs eigene Beiträge im Vordergrund stehen –, sich aber eher sporadische Hinweise finden, die die Zeitschrift als mediales Genre in den Blick nehmen, soll diesem Aspekt hier nachgegangen werden. Nach einer kurzen Skizzierung der Arbeitssituation Röschlaubs als Arzt und Wissenschaftler während der Herausgeberschaft seiner Zeitschriften wird das *Magazin* eingehender analysiert.⁹ Dabei sind sowohl seine Form als auch seine Inhalte¹⁰ zu berücksichtigen, um so zu einer zusammenfassenden Einschätzung der Bedeutung dieser Initiative für Röschlaubs Intentionen zu kommen.

2. Biographischer Kontext

Andreas Röschlaub (1768–1835), aus Lichtenfels stammend, hatte zunächst in Bamberg das Gymnasium besucht und danach an der dortigen Universität ein Medizin-

Tsouyopoulos, Andreas Röschlaub und die Romantische Medizin. Die philosophischen Grundlagen der modernen Medizin (Medizin in Geschichte und Kultur 14), Stuttgart 1982, S. 228.

8 Die weiteren Zeitschriften können in diesem Rahmen nicht in ähnlich intensiver Weise analysiert werden. Das *Neue Magazin für die clinische Medizin* bleibt gänzlich unberücksichtigt: Zum einen wurde es nach mehrjährigem Pausieren aufgelegt, zum anderen fand der nur zwei Stücke enthaltende erste Band keine Fortsetzung. Tsouyopoulos trifft dazu die knappe Feststellung, das *Neue Magazin für die klinische Medizin* sei „ein sehr beachtlicher Versuch über die Methodologie der klinischen Medizin, welcher gar keine Beachtung fand.“ Tsouyopoulos, Röschlaub (wie Anm. 7), S. 67.

9 Dabei wird dem 1. Band des *Magazins* besondere Beachtung geschenkt, da hier hinsichtlich der Fragestellung besondere Aufschlüsse zu erwarten sind.

10 Es versteht sich von selbst, dass diese hier nicht in extenso dargestellt und interpretiert werden können; um aber die gegenwärtige Fragestellung zu bearbeiten, ist es unverzichtbar, zumindest kursorisch und punktuell die Inhalte, die mittels der Zeitschrift transportiert werden sollten, zu skizzieren. Darüber hinaus ist hier auf die einschlägige Forschungsliteratur zu Röschlaub zu verweisen.

studium aufgenommen. Er war im Haushalt der Familie des Medizin-Professors Döllinger untergebracht, über dessen Sohn er 1793 an das bereits 1780 erschienene Werk des schottischen Arztes John Brown *Elementa medicinae* gelangte, dessen Lektüre ihn begeisterte, sodass seine 1795 vorgelegte Dissertation *De febri fragmentum* bereits deutliche Spuren des Brownschen Systems enthielt.¹¹ Während seines Studiums fand er exzellente Ausbildungsbedingungen vor, konnte er doch von dem klinischen Unterricht profitieren, den Adalbert Friedrich Marcus als Direktor des neu errichteten Allgemeinen Krankenhauses anbot, mit dem die neuen Ausbildungsstandards einer praxisnahen Medizinerbildung umgesetzt wurden.¹² Unmittelbar nach Abschluss seines Studiums wurde Röschlaub als praktischer Arzt in Bamberg angestellt. Seine offenbar erfolgreiche und anerkannte Praxis sowie einige Publikationen führten bereits 1796 zur Ernennung zum außerordentlichen und 1798 zum ordentlichen Professor für Pathologie und Klinik an der Universität Bamberg.¹³ Ein Jahr später wurde Röschlaub zum zweiten Arzt am Bamberger Krankenhaus bestellt und avancierte so zum Kollegen seines früheren Lehrers Marcus, dessen Stellvertreter er auch wurde.¹⁴ Ergab sich für ihn auf diese Weise eine Verbindung von universitärer Lehre und praktischem Unterricht, so folgten zugleich einige sehr fruchtbare Jahre der Zusammenarbeit zwischen Marcus und Röschlaub, während derer die Lehre Browns nun auch von Marcus übernommen und in der Klinik eingesetzt wurde. Der Ruhm des Krankenhauses erreichte während dieser Zeit seinen Höhepunkt, indem es international eine hohe Attraktivität entfaltete und oftmals über einhundert junge Ärzte aus ganz Europa dort gezählt werden konnten. Aber auch renommierte Medi-

11 Vgl. Mark HÄBERLEIN/Michaela SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816). Ein Bamberger Arzt zwischen aufgeklärten Reformen und romantischer Medizin (Stadt und Region in der Vormoderne 5), Würzburg 2016, S. 199f.

12 Vgl. Adalbert Fri[e]drich MARKUS [MARCUS], Antrittsrede bey Ankündigung der clinischen Vorlesungen, Bamberg 1793. In diesem Zusammenhang ist ein Vorfall überliefert, an dem der Student Röschlaub maßgeblich beteiligt war, indem er gegen religiöse Praktiken einer Patientin im Krankenhaus protestierte, was zu einem Eklat führte und ihm ein durch die Krankenhauskommission ausgesprochenes einstweiliges Hausverbot eintrug; vgl. HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 11), S. 133–135. Zur praktischen Medizinerbildung vgl. Axel KARENBERG, Lernen am Bett der Kranken: die frühen Universitätskliniken in Deutschland (1760–1840) (Schriften zur Wissenschaftsgeschichte 15), Hürtgenwald 1997, bes. Kap. 3. Zum Bamberger Allgemeinen Krankenhaus vgl. Adalbert Friedrich MARCUS, Von den Vortheilen der Krankenhäuser für den Staat (mit 13 Beilagen), Bamberg/Würzburg 1790 [Neuausgabe: Husum 2017].

13 Vgl. Τσουγopoulos, Röschlaub (wie Anm. 7), S. 56.

14 Vgl. HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 11), S. 198.

ziner wie Christoph Wilhelm Hufeland oder Johann Christian Reil sowie der Jenaer Philosoph Friedrich Wilhelm Joseph Schelling besuchten im Jahr 1800 Bamberg.¹⁵ Letzterer blieb bis in den Herbst, um Vorlesungen über Naturphilosophie zu halten, und zwischen ihm und Röschlaub entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis. Mit Marcus kam es jedoch bald zum Zerwürfnis: Dem Wechsel Röschlaubs an die neu errichtete Universität Landshut im Mai 1802 auf den Lehrstuhl für Therapie und Klinik gingen massive Konflikte in Bamberg voraus, sodass der Bruch zwischen beiden in der Summe mehrerer Faktoren gesehen wird: „Somit ist sein Bruch mit Marcus wohl auf eine Mischung aus persönlichen Eitelkeiten, fachlichen Differenzen und besseren Karriereaussichten an der Landshuter Universität zurückzuführen.“¹⁶ Die Freundschaft zu Schelling fand 1804/05 ihr Ende. Hier bestanden nicht überbrückbare inhaltliche Differenzen, aber sie waren es nicht allein: „Inhaltlich ging es dabei um das Verhältnis von Naturforschung und medizinischer Therapie, doch auch persönliche Rivalitäten und Eitelkeiten spielten eine Rolle.“¹⁷ Die Verbindung zwischen Marcus und Schelling hatte währenddessen weiter Bestand, zumal der Arzt sich dem naturphilosophischen Ansatz Schellings deutlich annäherte. In den von beiden herausgegebenen *Jahrbüchern der Medicin als Wissenschaft* bezogen sie deutlich Position gegen Röschlaub: „Die aufkommenden Unstimmigkeiten mit der naturphilosophischen Richtung lassen die Jahrbücher zu einer Gegenrede auf Röschlaubs Theorie der Medizin werden, aus persönlichen und aus wissenschaftsimmanenten Gründen.“¹⁸

Der neue Wirkungskreis in Landshut gestaltete sich für Röschlaub in den nächsten Jahren ausgesprochen schwierig. Jenseits der latenten Spannung zwischen Anerkennung und Ablehnung seiner auf der von ihm entwickelten Erregungstheorie basierenden medizintheoretischen Konzeption gab es Widerstände gegen seine medizinalpolitischen Reformvorstellungen. Diese manifestierten sich sogleich in einem offenen Streit mit dem Magistrat der Stadt und der Kirche im Bemühen um die

15 Ebd., S. 201–203; Tsouyopoulos, Röschlaub (wie Anm. 7), S. 56f.

16 HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 11), S. 236. – Zum Verhältnis zwischen Marcus und Röschlaub siehe den Beitrag von Michaela Schmölz-Häberlein in diesem Band.

17 Ebd., S. 237. Vgl. Nelly Tsouyopoulos, Der Streit zwischen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und Andreas Röschlaub über die Grundlagen der Medizin, in: *Medizinhistorisches Journal* 13 (1978), S. 229–246 sowie den Beitrag von Werner E. Gerabek in diesem Band.

18 Urban WIESING, Kunst oder Wissenschaft? Konzeptionen der Medizin in der deutschen Romantik (Medizin und Philosophie 1), Stuttgart-Bad Cannstatt 1995, S. 208.

Errichtung eines Universitätsklinikums. Schließlich konnte durch Intervention des Kurfürsten ein provisorisches Klinikum eingerichtet werden. Es folgten weitere sechs Jahre intensiven Einsatzes für ein Klinikum, bei dem Röschlaub von Philipp Franz von Walther, seit 1804 Professor für Chirurgie in Landshut, unterstützt wurde, ehe dieses Krankenhaus realisiert werden konnte.¹⁹

3. *Das Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde*

Vor diesem biographischen Hintergrund gibt Röschlaub ab 1799 seine erste Zeitschrift heraus. Er eröffnet sein *Magazin* mit Bemerkungen über Zweck, Inhalt und Plan des Vorhabens, um so gegenüber der Öffentlichkeit seine Geschäftsgrundlage darzulegen, an der die Zeitschrift zu messen ist, und um die Erwartungshaltungen des Publikums gegenüber diesem neuen Periodikum einzustimmen. Als Zweck bestimmt er, *durch Vereinigung der Bemühungen erfahrener und denkender Männer die Heilkunde ihrer Vervollkommnung so nahe zu bringen, als es zu unserer Zeit möglich ist.*²⁰ Eine Heilkunst brauche klare Fundamentalsätze, doch die habe sie nicht. Um sie zu gewinnen, seien philosophische Denkprinzipien anzuwenden, und die Größe der Philosophie in Deutschland biete eine besonders gute Voraussetzung.²¹ Als philosophisch richtig sei vorzusetzen, *daß es nur eine richtige, wahrhaft gründliche Fundamentaltheorie der Heilkunde geben könne* – und nicht etwa mehrere miteinander konkurrierende Theorien. Da die Erregungstheorie beständig zahlreichen Angriffen ausgesetzt sei (denen sie aber Stand gehalten habe), biete sie sich an, um anhand ihrer andere Theorien zu prüfen. Dazu müssten alle Bereiche der Medizin kritisch untersucht werden, um dem weitergehenden Ziel näher zu kommen, ein solides und umfassendes Gebäude der Heilkunde aufzustellen, das den Arzt sicher leiten kön-

19 Vgl. Τσουροπουλος, Röschlaub (wie Anm. 7), S. 62–64. Zwar sollte Walther als Parteigänger von Marcus in Landshut gegen Röschlaub agieren, doch ergab sich zwischen beiden eine interessengeleitete gute Kooperation, auch hinsichtlich der Vereinigung zwischen Medizin und Chirurgie sowie Formen medizinischer Ausbildung; vgl. ebd. – Zu Röschlaubs Wirken an der Universität in Landshut siehe den Beitrag von Christian Chandon in diesem Band.

20 Bemerkungen über den Zweck, Inhalt und Plan dieses Magazines (vom Herausgeber), in: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde* [im Folgenden: *Magazin*] 1/1 (1799), S. 1–22, hier S. 2.

21 Ebd., S. 3. Im Hintergrund steht offenbar die kritische Philosophie Kants.

ne.²² Inhalte und Gegenstände des *Magazins* umfassen demnach *die gesamte Heilkunde und Physiologie organischer Körper, samt ihrer Kritik, Methodologie, und Enzyklopädie*, und Röschlaub stellt selbst fest: *Allerdings ein ungeheueres Unternehmen!*²³

Angesichts der Tatsache, dass die Bände, jeweils zu drei Stücken, in schneller Folge erscheinen sollten, ist es bemerkenswert, dass Röschlaub als Alleinherausgeber auftrat. Hierbei setzte er auf Mitstreiter, die ihn mit Beiträgen unterstützten. Das *Magazin* sollte ein *gelehrter Tummelplatz* sein – der allerdings einer strengen Vorprüfung unterliege –, womit es sich positiv gegen den Sektierergeist in den zeitgenössischen Journalen der Heilkunde absetzen sollte.²⁴ Hierzu gehörte nicht zuletzt auch eine definierte Benehmenskultur, die sich vorbildlich von den Umgangsformen in anderen Periodika unterscheiden sollte. Entgegen der vielfach geübten Praxis, öffentlich, aber anonym aufzutreten, galt das Prinzip, dass sämtliche Abhandlungen oder Kritiken namentlich bezeichnet waren. Diesen Grundsatz hat das *Magazin* eingehalten. Ebenso wesentlich ist die Maßgabe, dass keinerlei *Sansculotismus*, etwa in Form von Beschimpfungen, geduldet werden sollte.²⁵ Inwieweit Röschlaub selbst dieser seinem *Magazin* auferlegten Richtlinie folgte, wird zu zeigen sein.

In seinen Bemerkungen am Ende des ersten Bandes knüpfte Röschlaub an die eingangs gemachten Ausführungen an und gab so den ersten drei Stücken quasi einen editorischen Rahmen, mit dem er zugleich ein erstes Resümee verband. Zuversichtlich konnte er die Fortsetzung seines Unternehmens in Aussicht stellen, denn es hätten zahlreiche der ersten Philosophen und Ärzte Anteilnahme an seiner Zeitschrift zugesichert;²⁶ es seien inzwischen über 30 Meldungen eingegangen, und er hoffe auf weitere, sodass *durch einen solchen Verein endlich Medizin diejenige Würde werde erreichen können, welche sie bisher nie erreichen konnte.*²⁷ Kritische Beurteilungen einzelner Abhandlungen seien zwar erwünscht, doch könne das Vorhaben selbst erst

22 Ebd., S. 9.

23 Ebd., S. 11.

24 Ebd., S. 18.

25 Ebd., S. 13. Jenseits des negativ besetzten Bezugs auf die französischen Ereignisse gibt es durchaus den positiven, quasi analogen Verweis, wenn Röschlaub feststellt: *Daß jedoch die Erregungstheorie der Medizin eine förmliche Revolution drohe, das halte ich für richtig, es mag dagegen sich ereifern, wer da will.* *Magazin* 2/2 (1799), S. 159.

26 Namentlich genannt werden Fichte, Schelling, Erhard, Eschenmaier, Reil, Köllner, Weikard, Frank, Schmidt (in Wien), Wedekind, Thomann; *Magazin* 1/3 (1799), S. 477f.

27 Ebd., S. 478.

nach Erscheinen etlicher Bände beurteilt werden, weshalb er die Kritiker in dieser Hinsicht um Geduld bat.

Hier äußerte sich der Herausgeber auch zu seinem intendierten Leserkreis. Die Zeitschrift sei für den philosophischen, den theoretisierenden ebenso wie für den praktischen Arzt von Interesse, etwa den Chirurgen, den Geburtshelfer, den Physiologen; da jedoch diese diversen Bereiche nicht sämtlich in einem Band abgedeckt werden könnten, wurden sie auf die weiteren Folgen verwiesen, für die er zu allen diesen Fächern Aufsätze versprach.²⁸

Abschließend betonte er nochmals, sein *Magazin* sei ein prinzipiell offenes Forum, und es gehe nicht darum, eine spezielle Theorie zu favorisieren. Wenn er die Erregungstheorie verteidige, dann sei das zwar begründet, doch seien Widerlegungen ebenso wie Bestätigungen sehr willkommen.²⁹ Bei Durchsicht der einzelnen Beiträge wird allerdings schnell deutlich, dass der Anspruch eines offenen Diskussionsforums keineswegs eingelöst werden sollte.

Die Overture des Magazins bildet die Abhandlung „Über die Möglichkeit der Heilkunst“ von Johann Benjamin Erhard.³⁰ Eben dieser hatte – anonym – 1795 in Wielands *Neuem Teutschem Merkur* den Beitrag „Über die Medizin. Arkesilas an Ekdemus“ platzieren können.³¹ Dieser beinhaltete eine grundsätzliche Infragestellung der „Gewissheit“ des gegenwärtigen medizinischen Handelns, artikulierte damit ein allgemein empfundenes Krisengefühl der Medizin³² und konnte an so prominenter Stelle mit einer breiten Aufmerksamkeit rechnen. In überaus provokanter Diktion stand dort zu lesen: *Kann wohl eine Wissenschaft große Gewißheit versprechen, die nicht einmal einen Begriff ihres Objekts aufzuweisen hat? Das Objekt der Medizin als Wissenschaft ist doch wohl der kranke Mensch? Wie ist aber der Kranke vom Gesunden verschieden? [...] darüber hat man sich entweder gar keine Rechenschaft zu geben versucht, oder sich mit Hypothesen begnügt.*³³ Neben anderen Zusammenhängen wird dieser Aufsatz

28 Ebd., S. 479.

29 Bemerkungen zum Schlusse des 1. Bandes von diesem Magazine, vom Herausgeber, in: *Magazin* 1/3 (1799), S. 477–480, hier S. 480.

30 *Magazin* 1/1 (1799), S. 23–86.

31 *Neuer Teutscher Merkur* [NTM], 1795/2, 8. Stück (August), S. 337–378. Die noch ungedruckte Schrift „Arkesilas oder über Wahrheit und Täuschung“, aus der der Text entnommen sei, ist offenbar nie erschienen.

32 Vgl. Nelly Tsoyopoulos, Die neue Auffassung der klinischen Medizin als Wissenschaft unter dem Einfluß der Philosophie im frühen 19. Jahrhundert, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 1 (1978), S. 87–100.

33 [ERHARD], *Arkesilas* (wie Anm. 31), S. 338f.

als ein wesentlicher Wegbereiter für die Auseinandersetzung mit John Browns *Elementa medicinae* in Deutschland gewertet.³⁴ Diese Verbindung allerdings wird erst in seinem Artikel in Röschlaubs *Magazin* hergestellt, der als eine Wiederaufnahme bzw. Fortsetzung verstanden werden kann, die nun mit Blick auf das ärztliche Fachpublikum inhaltlich anders und präziser ausgelegt ist.³⁵ Am Anfang steht auch hier die Feststellung, angesichts der widersprüchlichen Kurmethoden, denen keine sicheren Prinzipien unterlägen, sei die Heilkunde *bis jetzt eine blos gewagte Unternehmung* (24). Sie gehöre jedoch zu den Künsten, *weil sie die Idee von etwas (Gesundheit) zuerst bildet, ehe sie selbige realisirt* (24). Entscheidend ist für Erhard, die Medizin als Teil der Naturwissenschaften zu definieren, die sich entsprechend deren Prinzipien anzueignen habe. So hoffe er, nicht etwa die Grundpfeiler eines – des Brownschen – Systems, sondern der ganzen Naturwissenschaft *gerettet zu haben* (64f.). Von Wahrnehmungen und Beobachtungen zu objektiven Erfahrungen vorzudringen bedeute, die Gewissheit des Kausalverhältnisses zwischen einzelnen Erscheinungen als Ursache und Wirkung zu haben. Von entscheidender Bedeutung sei es, den lebenden Organismus im Unterschied zu toter Materie zu begreifen, um ein fundiertes Verständnis von Gesundheit und Krankheit zu entwickeln. Der organische Körper zeichne sich durch seine Organisation aus, die ihn am Leben erhalte. Sie speise sich aus den Eindrücken, die von außen auf ihn stießen und die er nach seinen Gesetzmäßigkeiten verwerte, die also eine eigenständige Tätigkeit in ihm auslösten, statt sie passiv zu erleiden. Die Wirkung eigener Tätigkeit sei die Erregbarkeit; sie sei das, *was das Leben in Ansehung anderer Gegenstände in Thätigkeit setzt* und Inbegriff der Gesetze, nach denen ein organischer Körper gereizt werde *und also das Prinzip der Heilkunst* (75). Erhard hielt anderen „Systemen“ vor, sie seien einseitig bzw. inkonsequent, und stellte ihnen ein

34 THOMAS H. BROMAN, *The Transformation of German Academic Medicine 1750–1820*, Cambridge 1996, S. 129–135; zur verspäteten Auseinandersetzung mit Brown vgl. auch Τσουγοπουλος, Röschlaub (wie Anm. 7), S. 106, 112, 180–183; dies., *Die neue Auffassung* (wie Anm. 32), S. 89f.

35 Es gibt seitens des Herausgebers keinerlei Verweis auf den vorausgegangenen Artikel im NTM. Erst im *Magazin* 6/2 (1802), S. 454–456, hier S. 455 geht er kritisch auf Wieland ein, der im 7. Stück des NTM 1801 einen Aufsatz von Marcard mit dem Titel „Die neue Philosophie in der Medizin“ abgedruckt hatte. Dazu notierte Röschlaub: *Ich weiß noch eine Zeit, wo Herrn Wielanden die neue Philosophie eben nicht gehässig war. Es war die Zeit [...], wo der berühmte Arkesilas sein angefeindetes Wort an Ekdemus in eben diesem deutschen Merkur vorbringen und behelligen durfte, u.s.f. Aber heut zu Tage ist alles anders. Warum?* Ein Hinweis auf den Beitrag im NTM im ersten Band des *Magazins* findet sich allerdings in der Abhandlung von Osterhausen; vgl. *Magazin* 1/2 (1799), S. 226.

kritisches System entgegen, in dem sie möglichst vereinigt werden sollen.³⁶ Hierfür biete sich das System John Browns an, das dieser Forderung am weitesten entgegenkomme, indem er den Leitungsbegriff aus der Natur des organischen Körpers nimmt, für teleologische Ansichten freien Spielraum läßt, und die mechanische und chemische Erklärungsart zwar nicht beschränkt, aber der Erfahrung, zu deren Erklärung sie immer dient, unterwirft (81).

Durch diese einführende Abhandlung sind mehrere Parameter des *Magazins* definiert: Den Ausgangspunkt bildet eine Grundsatzkritik an der zeitgenössischen Medizin, der, gleich welcher theoretischen Ausrichtung sie sich verpflichtet fühlt, ein belastbares erkenntnistheoretisches Fundament fehle, das zwingend erforderlich sei, um die Qualität einer Wissenschaft beanspruchen zu können. Geschult an Denkweisen der kritischen Philosophie, die für die Medizin adaptiert würden, könnten die Insuffizienzen aufgedeckt und das Phänomen erklärt werden, dass verschiedene Konzepte nebeneinander bestünden, aus denen sich jedoch keineswegs jeweils unterschiedliche Behandlungsmethoden stringenter ergäben. So erscheine die praktische Medizin losgelöst von theoretischen Unterbauten, die ihrerseits wissenschaftlichen Grundsätzen nicht genügten. Eine perspektivreiche Alternative sei die Lehre John Browns. Sie vermöge die Diskrepanz zwischen Körper- und Krankheitskonzepten und praktisch-therapeutischem Handeln zu überbrücken, denn Gesundheit und Krankheit würden nicht antithetisch verstanden, sondern seien vielmehr Zustände in einem dynamischen Geschehen eines lebenden Organismus. Dieser stehe seinerseits seiner Umwelt nicht passiv gegenüber, sondern seine Organisation interagiere notwendigerweise mit der Außenwelt, um den Fortbestand zu sichern.

Gesundheit und Krankheit unterliegen auch hier einer Idee von Gleich- und Ungleichgewicht; das Geschehen ereignet sich aber nicht primär-ursächlich im Säftehaushalt der Humoralpathologie, auch nicht in mechanischen Obstruktionen organischer Strukturen oder pathologisch sich verändernden Körpersubstanzen; Gesundheit und Krankheit sind vielmehr bedingt durch das adäquate oder disproportionierte Verhältnis zwischen den Reizen, denen ein Organismus ausgesetzt ist, und dessen

36 Als das *pneumatische System* bezeichnet er die dynamisch-vitalistische Theorie Georg Ernst Stahls (*Theoria medica vera*, 1705); als das *dogmatische System* gilt ihm sowohl das iatromechanische als auch das iatrochemische Konzept, die beide Konsequenzen der cartesianischen Schule seien [nämlich das körperliche Geschehen auf einer rein materiellen Basis deuteten]. Schließlich nennt er den Empirismus, der das bisher herrschende System der praktischen Heilkunde sei, das auf jedwedes theoretische System verzichte; vgl. S. 78–80.

Reaktionsfähigkeit (Erregbarkeit) auf diese Reize, um sie im Sinne der Reproduktion und des Erhalts verarbeiten und nutzen zu können. Krankheiten (eingeteilt in asthenische und sthenische) und deren Symptome – die entsprechend individueller Dispositionen und Organisationen verschieden sind – sind nur die wahrnehmbaren Zeichen dieses gestörten Mechanismus. Kann diese dem Krankheitsgeschehen ursächlich zugrundeliegende Störung diagnostiziert werden, ergibt sich daraus notwendig die Anleitung für den Therapieplan. Dieser zielt nicht darauf, Krankheitssymptome zu bekämpfen, sondern durch geeignete Maßnahmen die wesentliche Störung zu beheben, um mit Beseitigung der Ursache auch deren Wirkungen aufzulösen.

In diesem Denkansatz bestand die hohe Attraktivität der Theorie Browns, in deren Perspektive sich die „Möglichkeit der Heilkunst“ als Wissenschaft eröffnete. – Mit der Ouvertüre dieser Abhandlung waren das Thema und der Inhalt des *Magazins* gesetzt: Es sollte um die Auseinandersetzung mit der Lehre Browns gehen, ihre Evaluation und die Prüfung ihres Potenzials zur Fortentwicklung hin zu einem „kritischen System“ der Medizin, dessen Anspruch und Dimension sehr umfassend sein würden.

Der erste Band des *Magazins* beinhaltet weitere Grundsatzbeiträge, die teilweise mit Zusätzen des Herausgebers verbunden sind. Osterhausen artikuliert in seinem Beitrag³⁷ das Unbehagen an der bisherigen Medizin, die zwar Lehrgebäude aufgestellt habe, um diese jedoch immer wieder einzureißen und auf den Trümmern ein neues zu errichten. Man habe nie das wahre Fundament untersucht und sich auf Hypothesen gestützt, denen die Natur in ihren Gesetzmäßigkeiten nicht gehorchte. Deshalb sei die Medizin ein Gewirr von Meinungen und Wahrnehmungen geblieben, *die sich öfters einander schnurstracks widersprachen* (226). Dieser beständige Streit zeige, dass die Medizin sich so nicht weiterentwickeln könne. Für die Arbeit am Krankenbett habe dies zudem die Konsequenz, dass *kluge Ärzte* sich mit einem *Deus ex machina* aus der Affäre zögen und behaupteten, eine erfolgreiche Ausübung der Heilkunde beruhe auf einem praktischen Gefühl, einem praktischen Blick und Talent.

Die Abhandlung des Dr. Geier, eines praktizierenden Arztes in Würzburg, beschäftigte sich mit dem Begriff der Heilkunde.³⁸ Er traf die Unterscheidung zwischen Heilung und dem ärztlichen therapeutischen Bemühen um Heilung. Während erstere ausschließlich auf den Gesetzen der körperlichen Natur beruhe, gründe sich die Kenntnis des Arztes zu heilen in der denkenden, ebenfalls eigenen Gesetzen folgen-

37 Johann Karl OSTERHAUSEN, Über das praktische Gefühl, in: *Magazin* 1/2 (1799), S. 224–243.

38 GEIER, Analytik des Begriffes der Heilkunde, in: *Magazin* 1/2 (1799), S. 257–278.

den Natur, in den Kräften seines Erkenntnisvermögens. Eine seiner Kernaussagen lautet, die Grundlagen der wissenschaftlichen Heilkunde seien Philosophie und Naturwissenschaft: *Nur beide in Vereinigung können das Ganze vollbringen* (264). Dabei wird ausdrücklich festgestellt, dass zwar der Zustand der Körper, aber nicht ihr Wesen der Sinnenwelt zugänglich sei und auch jenseits des Erkenntnisvermögens liege (266).

In seiner Abhandlung³⁹ verweist Köllner – mit kritischen Einwänden gegenüber der Brownschen Theorie – auf Reil und dessen Fieberlehre, der sich ebenfalls der grundlegenden Problematik widmete.⁴⁰ Köllner insistierte auf dem Unterschied der Medizin zu anderen Wissenschaften, z.B. der Mathematik. Sie sei eine Erfahrungswissenschaft und unterliege besonderen Bedingungen: Es könne keine a priori-Annahmen geben, sondern nur leitende Prinzipien, welche sich aus Beobachtungen und Erfahrungen entwickeln. Eine Wissenschaft der Medizin könne niemals ein endgültiges, vollständiges und schlüssiges System erzeugen; ein solches könne allenfalls interimswise gelten, denn der stetige Wissensfortschritt stelle immer wieder Herausforderungen dar und verlange neue Anpassungen.

Röschlaub selbst begann mit seiner „Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie“, die in den folgenden Bänden etliche Fortsetzungen fand. Um zu verdeutlichen, dass er sich keinesfalls als Nachbeter des Brownschen Systems verstand, setzte er sich auch terminologisch konsequent mit dem Begriff Erregungstheorie von ihm ab. Sein Anliegen war es, Bearbeitungen und Interpretationen der Brownschen Lehre durch andere Autoren (hier zunächst von Girtanner und Wilmans) kritisch zu beleuchten. Dies erscheint in mehrfacher Hinsicht essentiell. Hier finden sich grundlegende Vorbehalte, etwa *gegen die giftige Schlange der Philosophie*⁴¹ und gegen den Einbezug geradezu *hyperphysischer* Annahmen wie der Erregbarkeit, die jenseits aller Erfahrung liege. Es galt, den Unterschied zwischen dem Buchstaben der Brownschen Lehre und ihrem Geist zu verdeutlichen und insbesondere Missverständnisse aufzudecken und auszuräumen. Dies erschien umso nötiger, je prominenter die Autoren

39 J. KÖLLNER, Ist die Heilkunde, als Wissenschaft betrachtet, möglich, und wie ist sie es?, in: *Magazin* 1/2 (1799), S. 303–336; Forts. 1/3 (1799), S. 337–364.

40 Köllner hatte selbst zuvor in Reils *Archiv für Physiologie* publiziert. Zu Reil vgl. Albrecht KOSCHORKE, *Poiesis des Leibes. Johann Christian Reils romantische Medizin*, in: *Romantische Wissenspoetik. Die Künste und die Wissenschaften um 1800*, hrsg. v. Gabriele BRANDSTETTER/Gerhard NEUMANN (Stiftung für Romantikforschung XXVI), Würzburg 2004, S. 259–272.

41 RÖSCHLAUB, *Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie*, in: *Magazin* 1/1 (1799), S. 95–223; Forts. 1/2 (1799), S. 161–223, Zitat S. 107.

waren, musste diesen doch ein besonders großer Einfluss zugesprochen werden. In dieser Auseinandersetzung konnte Röschlaub zugleich ausführliche Erläuterungen der erkenntnistheoretisch basierten Erregungstheorie platzieren. Im Falle von Girtanner und Wilmans kam Röschlaub freilich zu dem Schluss, nach Beleuchtung der Einwürfe dieser beiden *schätzbaren Gelehrten* gegen die Erregungstheorie seien sie *als unhaltbar befunden* worden (159).

Interessant sind ferner die beiden kürzeren und gegen das Ende des ersten Bandes platzierten Beiträge von Thomann: „Erinnerungen über Rheumatism und Gicht“⁴² und von Pop: „Über die Wassersucht“.⁴³ Neben den sehr theorielastigen Beiträgen besetzten sie den Bereich der praktischen Medizin, der ja im Titel der Zeitschrift mit enthalten ist. Beide standen der Brownschen Lehre nahe, was sie auch in der Verwendung der einschlägigen Terminologie dokumentierten. Thomann stellte künftig Krankengeschichten in Aussicht,⁴⁴ Pop führte einige Kasuistiken an. Seine Abhandlung, so Pop, sei *im Brownschen Ton verfaßt*. Dazu führte er aus:

nicht, als wenn sich meine Heilmethode mit den Grundsätzen anderer Theorien nicht eben so gut vereinigen ließe, sondern weil überhaupt sich unter Brown'sche Grundsätze, die meisten, wo nicht alle Erfahrungen ohne viele Künsteleien subsumieren lassen, weil die Behandlungsart unter diesem Gesichtspunkte kürzer, erträglicher und sicherer heilend ist. Freilich bin ich noch nicht vollkommen Eingeweihter dieses Systemes; ich halte Vieles für zu gewagt, z.B. die Liste der asthenischen Krankheiten und ihrer Rangordnung (– als wenn nicht manche darunter auch sthenischer Art seyn könnten!) Allein hier ist ganz wahrscheinlich meine Unkunde oder Misverständen Ursache; denn wenn wir ein so großes Genie tadeln wollen, so müssen wir das nämliche seyn. (419f.)

42 Magazin 1/3 (1799), S. 388–416.

43 Magazin 1/3 (1799), S. 419–476.

44 Im *Magazin* folgte später ein Beitrag von Thomann über venerische Leistendrüsengeschwülste, der auch eine Kasuistik und nachfolgende Obduktion enthielt; vgl. *Magazin* 2/2 (1799), S. 304–323. Röschlaub hatte deutliche Vorbehalte gegen Kasuistiken, denn sie beinhalteten aus seiner Sicht die Gefahr, sich nur auf die Ebene der Symptome zu beziehen und nicht zu der verlangten komplexen Idee des Krankheitsgeschehens vorzustoßen, um darauf den Therapieplan zu gründen. Vgl. *Magazin* 2/2 (1799), S. 108: Die Mitteilung von Krankengeschichten müsse den Wert haben, Beobachtungen zu liefern, die den Arzt in die Lage versetzten, *die Gewißheit der Kausalverbindung zwischen bestimmten Einflüssen und dem Setzen von dieser oder jener Veränderung der Erscheinungen am lebenden Körper darzuthun*. Vgl. auch ebd., S. 157. Im *Magazin* 5/2 (1801) kündigt Röschlaub an, künftig Beiträge über wichtige äußerliche Krankheiten zu liefern und seine Behauptungen auch in *Krankheitsgeschichten* nachzuweisen; vgl. S. 429.

Diese Einlassungen dürften stellvertretend für viele praktische Ärzte stehen – und sie lassen die Interpretation zu, dass sie womöglich gezielt mit dieser Intention in dieser Diktion formuliert worden sind! Hier wird abgebildet, wie der praktische Arzt, primär interessiert an der Therapie, seine Behandlungsmethode durchaus mit theoretischen Konzepten vereinbaren könnte. Auf dieser Ebene war sie nun ebenso mit der Brown-schen Theorie kompatibel und hatte darüber hinaus Vorteile hinsichtlich der Dauer der Therapie und des Behandlungserfolgs.⁴⁵ Nun zeigte sich dieser praktische Arzt jedoch keineswegs prinzipiell theorieabstinent – womöglich reizten ihn die genannten Vorteile –, sondern ließ sich darauf ein und in diesem Moment wurde er zum Vorbild für seine Kollegen. Unklarheiten wies er seiner noch bestehenden Unkenntnis zu; statt einer ablehnenden Haltung wird suggeriert, dass intensivere Beschäftigung mit der Materie ihn zum Eingeweihten machen könne.

Nach der Durchsicht des ersten Bandes festigt sich der Eindruck, dass Röschlaub sein *Magazin* offensichtlich sehr gut durchdacht, taktisch äußerst überlegt und zugleich mit einem hohen Selbstbewusstsein eingeführt hat.⁴⁶ Indem er Erhards Ab-handlung an den Anfang setzte, ging er bewusst auf Konfrontation zum ärztlichen Establishment.⁴⁷ Ergänzt durch weitere Grundagentexte wurde zugleich sein weitreichender Anspruch formuliert. Sowohl Johann Benjamin Erhard, Arzt und Philosoph in Nürnberg, später in Berlin, als auch Johann Karl Osterhausen sowie Dr. Geier bezeichnete der Herausgeber als *teuren Freund* bzw. *Freund*.⁴⁸ Auch Erhard und Osterhausen waren offenbar freundschaftlich verbunden.⁴⁹ Melchior Adam Weikard, der durch eine deutsche Übersetzung der *Elementa medicinae* John Browns für dessen Rezeption in Deutschland bedeutsam wurde und in dessen *Magazin der verbesserten theoretischen und praktischen Arzneikunst* Röschlaub zwei seiner frühen Aufsätze pub-

45 Kürzer, erträglicher und sicherer heilend verweist auf einen traditionellen Topos ärztlichen Handelns: cito, tuto et iucunde (Celsus, 1. Jh. v. Chr.).

46 An anderer Stelle führt Röschlaub aus, er habe bei dem Projekt dieser Zeitschrift, das er schon längere Zeit geplant habe, nicht behutsam genug vorgehen können; vgl. *Magazin* 4 (1800), Vorrede, S. [V]–VI.

47 Erhard selbst äußert, es habe auf den Beitrag im NTM keine (positive) Resonanz gegeben, sondern er habe nur Ablehnung, *pöbelhaftes Schimpfen* und Invektiven erfahren; vgl. Johann Baptist ERHARD, Versuch eines Organons der Heilkunde, in: *Magazin* 2/1 (1799), S. 1–32, hier S. 8f.; vgl. auch ebd., S. 462: Obgleich manche einen Salto mortale gemacht hätten, sei Arkesilas unwiderlegt.

48 Vgl. *Magazin* 1/1 (1799), S. 126; *Magazin* 1/2 (1799), S. 243, 279. Die persönlichen Zusammenhänge untereinander konnten im Rahmen dieser Studie nicht detaillierter eruiert werden.

49 Vgl. *Magazin* 1/2 (1799), S. 226.

liziert hatte,⁵⁰ war immerhin mit einem kleinen Beitrag vertreten.⁵¹ Andere Autoren wurden ausdrücklich als praktische Ärzte eingeführt (Osterhausen in Nürnberg; Geier in Würzburg), sodass beide Bereiche des umfangreichen Programms, Theorie und Praxis, auch auf diese Weise repräsentiert waren. Johann Nikolaus Thomann war öffentlicher Lehrer der Heilkunde und Primararzt am Julius-Spital in Würzburg.⁵² Adalbert Friedrich Marcus allerdings sucht man unter den Beiträgern vergeblich, obgleich zu diesem Zeitpunkt zwischen beiden eine enge Kooperation bestand.⁵³ Außerdem sollte jeder Band einer Persönlichkeit gewidmet sein. Die Liste der hier gewürdigten Namen ist bemerkenswert: Auf Adam Schmidt, Professor für Medizin und Chirurgie der Josephinischen Akademie in Wien, folgen Johann Gottlieb Fichte, Johann Christian Reil, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, Johann Nikolaus Thomann, Adalbert Friedrich Marcus und Heinrich Steffens.⁵⁴ Es sind Denker aus Philosophie, Naturwissenschaft und Medizin, mit deren Widmung der Herausgeber die Intention verfolgt, das *Magazin* zu beurteilen, um damit auch inkompetente Kritiken im Keim zu ersticken.⁵⁵ Zugleich setzt Röschlaub damit aber deutliche Signale der Orientierung jenseits der Medizin: zunächst die Philosophie in ihrer neuen Ausrichtung, dann die

50 Vgl. TSOUYOPOULOS, Röschlaub (wie Anm. 7), S. 229.

51 Melchior Adam WEIKARD, Über Baume's Extractum opii per longam digestionem, in: *Magazin* 1/1 (1799), S. 87–94. Außerdem wurden dessen Neuerscheinungen angezeigt; vgl. *Magazin* 1/2 (1799), S. 336 und nach S. 323.

52 Mettenleiter zitiert ihn mit folgenden Worten: *Letztlich wird man in diesem Institute, was die Behandlung der Patienten betrifft, auf keine Systeme oder Methoden besondere Rücksicht nehmen. Man folgt hier bloß den Gesetzen der Natur und des thierischen Organismus, oder der Erfahrung. Der Freyheit, nach Grundsätzen zu handeln, mit Vernunft zu prüfen und zu handeln, werden hier keine Sklavenketten angelegt* – eine Aussage, die dem Grundanliegen Röschlaubs diametral entgegenstand; vgl. Andreas METTENLEITER, „Von Pfründnern, Kranken und Studenten.“ Unterhaltsames und Kurioses aus der Geschichte des Würzburger Juliusspitals, Bd. 2: Vom Ende der fürstbischöflichen Zeit zum Biedermeier (Aus Würzburgs Stadt- und Universitätsgeschichte 5/2), Pfaffenhofen/Ilm 2012, S. 53.

53 Es gibt nur ganz wenige Hinweise auf Marcus. So werden dessen Krankheitsbezeichnungen kritisiert, die sich an Symptomen ausrichteten; vgl. *Magazin* 3/1 (1799), S. 123. Im Band 5/2 (1801), S. 442 wird er im Zusammenhang mit dem Bamberger Krankenhaus erwähnt. Eine deutliche Diskrepanz zu diesem Befund zeigt sich in der Widmung des 6. Bandes von 1802. – Eine geradezu polemisch-abfällige Kritik an Marcus platzierte Röschlaub 1808: Andreas RÖSCHLAUB, Zwei Fragen und ihre Beantwortung, in: *Magazin für Physiologie und Medizin* 3/2 (1808; zugleich *Magazin zur Vervollkommnung der Medizin* 10/1), S. 320–328. Über den Angriff Röschlaubs auf Marcus anlässlich der Auseinandersetzung über den Typhus 1814 vgl. HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 11), S. 369–378.

54 Mit Bd. 8 (1803/05) des *Magazins*, das letztmalig den alten Titel führt, zugleich aber schon als erster Band des *Magazins für Physiologie und Medizin* firmiert, enden die Widmungen.

55 Vgl. *Magazin* 2/1 (1799), [o. Pag.].

Naturwissenschaft bzw. Naturforschung, wie sie durch Schelling und Steffens repräsentiert wurden. Zugleich werden diese Protagonisten auf diese Weise deutlich in das Projekt involviert; sowohl Reil, auf dessen Beteiligung Röschlaub zunächst hoffte,⁵⁶ als auch Schelling lieferten jeweils einen Beitrag.⁵⁷ Röschlaubs *Magazin* wurde so als Sprachrohr und Plattform für den neuen medizinkritischen Ansatz etabliert, der über die Propagierung der Brownschen Lehre einen Paradigmenwechsel intendierte, welcher die Medizin zu einer wissenschaftlich fundierten Disziplin entwickeln sollte und dabei flankierend die Bereiche der Philosophie und der Naturwissenschaft mit den dort formulierten neuen theoretischen Standards mit einbezog. Sie lieferten einerseits einen wesentlichen erkenntnistheoretischen Input, andererseits hatte ihr Einbezug für diesen Vorstoß in der Medizin auch legitimierenden Charakter; nicht zuletzt eröffnete sich die Perspektive, die Medizin in einem allgemeineren Zusammenhang einordnen und aufgehen zu lassen – dies wäre als eine genuine Idee der Romantik anzusprechen.

4. Das Konzept in seinen Teilaufgaben

Zur Bearbeitung des umfassenden Programms, das Röschlaub jenseits seiner monographischen Lehrwerke mittels des *Magazins* zu befördern gedachte, mussten diverse Teilaufgaben bedient werden. Es lässt sich zeigen, dass seine Zeitschrift das Forum war, in dem allen diesen Anforderungen möglichst entsprochen werden sollte.

An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert herrschte in der Medizin ein verbreitetes Gefühl von Unbehagen und Unsicherheit. Die Vielfalt unterschiedlicher Deutungsansätze zum Verständnis pathologischer Prozesse mutete irritierend an und erzeugte eine Krisenstimmung. Jenseits dessen blieb die therapeutische Praxis eher traditionell; sie wurde von der jeweiligen Theorie augenscheinlich kaum beeinflusst und konnte auf die eine oder andere Weise argumentativ unterlegt werden. Als Ausdruck und Konsequenz dessen kann gewertet werden, dass man sich in Anlehnung an die pragmatische Geschichte im medizinischen Handeln auf Erfahrungswerte

⁵⁶ Vgl. *Magazin* 1/1 (1799), S. 159.

⁵⁷ Friedrich Wilhelm Joseph SCHELLING, Einige Bemerkungen aus Gelegenheit einer Rezension Brownscher Schriften in der Allgemeinen Litteratur Zeitung, in: *Magazin* 2/2 (1799), S. 255–261; Johann Christian REIL, Beitrag zu den Prinzipien für jede künftige Pharmakologie, in: *Magazin* 3/1 (1799), S. 26–64.

zurückzog und sich neuerlich in die Tradition des Hippokrates stellte, den man als Empiriker im positiven Sinne neu zu schätzen lernte.⁵⁸ So musste das Brownsche System als ein weiteres erscheinen, an das man keine großen Erwartungen knüpfte (und das ja zunächst in Deutschland auch kaum rezipiert wurde). Die „Entdecker“ dieser Lehre, die in ihr einen Weg angelegt sahen, um die Medizin aus dieser Aporie zu befreien und ihr ein wissenschaftliches Fundament zu erarbeiten, auf dem Theorie und Praxis in allen ihren Bereichen stringent zusammengeführt werden könnten, mussten diese Perspektive zunächst vermitteln. Es galt, für die Bereitschaft zu werben, sich diesem neuen Denkansatz zu öffnen und sich auf ihn einzulassen, wobei er von den synchron ablaufenden Ereignissen in Frankreich – und vor allem der zunehmenden deutschen Zurückhaltung und Ablehnung – scheinbar unbeeindruckt als „Revolution“ klassifiziert wurde.⁵⁹ Browns Lehre bildete die Pforte zu dieser Entwicklung. Röschlaub erklärte die bisherige Medizin seit ihren rationalen Anfängen in der Antike zu ihrer Kindheitsphase. Das Verdienst John Browns sei es (ohne dass dieser die weitreichende Dimension seiner Theorie intendiert oder auch nur geahnt hätte), diese verlassen und die Medizin in ihre zweite Phase geführt zu haben, von der aus nun die dritte und letzte erarbeitet werden müsse, um die Heilkunde zu einer wahren Heilkunst weiterzuentwickeln.⁶⁰ Diese Sichtweise kam einer Abwertung aller bisherigen medizinischen Bemühungen gleich und konnte zudem als Affront gegen die zeitgenössischen, dieser Tradition verpflichteten Ärzte verstanden werden.

Erschwerend kam hinzu, dass das Verständnis des Neuen sehr voraussetzungsreich war. Es bedurfte der Ausrichtung an erkenntnistheoretischen Prinzipien, wie sie die kritische Philosophie bereitstellte; sich mit ihnen vertraut zu machen, erschien unverzichtbar. Notwendigerweise waren die ersten Bände des *Magazins* sehr theorielastig. Zwar wurden immer wieder Beiträge aus dem Bereich der Praxis eingefügt, aber sie blieben doch zunächst eher spärlich; bezüglich konkreter Handlungsanweisungen ließen sie zudem zu wünschen übrig.⁶¹ Problematisch waren ferner die neue

58 Vgl. BROMAN, Transformation (wie Anm. 34), S. 137–141.

59 Vgl. z.B. Magazin 4 (1800), S. 188; Magazin 7 (1802), S. 7. Broman übernimmt diesen Begriff sogar als Kapitelüberschrift: Breaking the shackles of history: The Brunonian revolution in Germany; vgl. BROMAN, Transformation (wie Anm. 34), Kap. 5, S. 128–158.

60 Andreas RÖSCHLAUB, Einiges über die Geschichte der Medizin, vom Herausgeber, in: Magazin 5/2 (1801) S. 337–358; die Idee dieses triadischen Modells nimmt er erneut auf in 6/1 (1802), S. 4.

61 So gab es, wie bereits ausgeführt, starke Vorbehalte gegen die Veröffentlichung von Krankengeschichten, sofern sie nicht den neuen Anforderungen entsprechen konnten, um an

Diktion und Terminologie, die sich auch im *Magazin* manifestierte. Sie ergab sich einerseits aus der erkenntnistheoretisch basierten Argumentation, andererseits aus der von Brown verwendeten Begrifflichkeit. Röschlaub selbst generierte für bekannte Sachverhalte eine neue Nomenklatur (so nannte er Heilkunde Iaterie, die Heilmittelehre wurde zur Iamatologie, das therapeutische Handeln bezeichnete er als Iatrotechnik⁶²). Es waren dezidierte Abgrenzungen von den gewohnten Bedeutungen und ausdrücklich gesetzte Signale für ein radikal geändertes Verständnis von Sachverhalten.⁶³ Um den erhofften Paradigmenwechsel in Gang zu bringen, war eine intensive, geduldige und behutsame Basisarbeit erforderlich.

Die öffentliche Szene, in der das *Magazin* platziert werden musste, war ausgesprochen vielgestaltig: Es gab die Antibrownianer, als deren „Heerführer“⁶⁴ kein geringerer als der prominente Christoph Wilhelm Hufeland galt, der in seinem renommierten *Journal der praktischen Heilkunde* zwar durchaus Toleranz bewies,⁶⁵ der aber als einer der Ersten seine Stimme gegen das Brownsche System erhob.⁶⁶ In diesem „Lager“ sind diejenigen verortet, die eine „rationelle“, erfahrungsbasierte Medizin betrieben und als Pragmatiker, Empiriker oder auch Eklektiker anzusprechen sind. Eine weitere Teilmenge der Leserschaft⁶⁷ bildeten wohl auch diejenigen Ärzte, die an der Auseinandersetzung mit medizintheoretischen Konzepten wenig interessiert waren, deren Fokus vielmehr auf der praktischen Krankenbehandlung lag. Leser, zu denen sich der Herausgeber des *Magazins* verhalten musste, waren ferner die „Brownianer“, die ihrerseits die Lehre des Schotten rezipierten, interpretierten und propagierten. Im weiteren Verlauf kamen schließlich die „Schellingianer“ dazu, die den Einfluss

Einzelbeispielen exemplarisch die Gesamtidee der Heilkunst, in deren Zentrum fraglos die Therapie stehen musste, anwendungsorientiert und mit Gewinn für die Leser anschaulich vorzuführen.

62 Vgl. Andreas RÖSCHLAUB (Hrsg.), *Zeitschrift für Iatrotechnik* 1/1 (1804), S. 5.

63 Hierzu führt Röschlaub geradezu programmatisch aus: *Jeder Gelehrte, welcher einen neuen Ideengang nimmt, muß notwendiger Weise auch einige Neuheit in der Sprache – Wahl der Worte, Ausdrücke zur Bezeichnung seiner neuen Ideen – annehmen und vest daran halten. Er kann nicht mehr der Worte und Ausdrücke sich bedienen, welcher sich andere bedienten, welche nicht seinem Ideengange folgten, ihn nicht kannten.* *Magazin* 4 (1800), Vorrede, S. X.

64 Vgl. *Magazin* 2/3 (1799), S. 459; vgl. BROMAN, *Transformation* (wie Anm. 34), S. 133–136.

65 So platzierte er etwa einen Beitrag über die von Samuel Hahnemann propagierte Homöopathie.

66 Vgl. BROMAN, *Transformation* (wie Anm. 34), S. 133.

67 Da nähere Informationen über die Zusammensetzung der Leserschaft nicht vorliegen, werden hier typologisch Gruppen nach Maßgabe dessen erfasst, was sich aus dem *Magazin* selbst als intendierte Leserschaft oder durch direkte Ansprache entnehmen lässt.

von dessen naturphilosophischem Ansatz auf die Medizin tendenziell verabsolutierten. Einen wesentlichen Teil der Öffentlichkeit bildete darüber hinaus natürlich die Gruppe der Kritiker, durch deren Bewertungen und Beurteilungen in der Vielzahl der Journale alle Leser mehr oder weniger stark beeinflussbar waren.

Auf die Klagen der Leser, dass der Bereich der praktischen Medizin im *Magazin* zu wenig repräsentiert sei,⁶⁸ ging der Herausgeber Röschlaub wiederholt ein. Das unbestrittene Ziel war die möglichst optimale Behandlung von Krankheiten, wie er versicherte, doch mussten auch die Praktiker zunächst die Prinzipien des radikal neuen Konzepts und dessen theoretische Grundlagen verstehen.⁶⁹ Einstweilen wurden sie auf spätere Bände vertröstet, in denen darauf aufbauend die Praxis ausführlicher berücksichtigt würde. Mit überaus vehementer Kritik wurde eine Haltung belegt, die nicht bereit war, sich auf die Theorie einzulassen, und lieber ihren gewohnten Schlendrian beibehielt.⁷⁰ In Auseinandersetzung mit den „Antibrownianern“ war ein entscheidender Einwand, dass das Erfahrungswissen, das den Ärzten eine feste Grundlage ihres therapeutischen Handelns zu sein schien, nur ein subjektives sei. Da es auf Beobachtungen fußte, die aber nicht zugleich mit Prinzipien rückgekoppelt waren, blieben diese Erfahrungswerte vielerlei Unwägbarkeiten ausgesetzt. Sie böten keine verantwortbare Basis für therapeutisches Handeln. Ferner ist das intensive und beständige Bemühen des *Magazins* auffällig, Missverständnisse und Fehlinterpretationen in Verbindung mit der Lehre Browns und der darauf basierenden Erregungstheorie aufzuklären. Vor allem Röschlaubs umfangreiche und in neun Fortsetzungen publizierte „Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie“ enthält in ausla-

68 *Magazin* 6/1 (1802), S. 8.

69 Vgl. z.B. *Magazin* 3 (1799), Vorrede, S. VI.

70 Ein bloßer Empiriker, der meine, das Wichtigste sei, die richtigen Heilmittel zu wissen, sei kaum durch mehr als den Dokortitel von dem elendesten Pfsucher und Quacksalber unterschieden. Dem stünden die Heilkünstler, die Medici, gegenüber, die wüssten, durch welche Vorgänge in der Natur des Organismus, durch welche Reihe von Vorgängen die Heilung nothwendig eintreten müsse, und die nichts unternähmen, was sie nicht nach solchem Wissen unternehmen zu müssen einsehen; vgl. Andreas RÖSCHLAUB, Einiges über Theorie und ihren Werth für den Arzt selbst, nebst Würdigung eines Aufsatzes von Dr. C. C. Matthäi, Physikus in Hameln im Hufelandschen Journale B. 11, St. 2, vom Herausgeber, in: *Magazin* 5/2 (1801), S. 300–336, hier S. 326f. Röschlaub rechtfertigt sich für seine Auseinandersetzung mit Matthäi; um allein die *Seichtheit* von dessen Aufsatz nachzuweisen, hätte es der Mühe wohl nicht gelohnt. Da er aber die Behauptung vertrete, für die medizinische Praxis sei alle Theorie unnütz und entbehrlich, nehme er diese Vorlage zum Anlass für einen Generalangriff gegen *kennntnislose, ungebildete Routiniere*; vgl. dazu auch Τσουγοπουλος, Röschlaub (wie Anm. 7), S. 58 sowie den Beitrag von Mark Häberlein in diesem Band.

dender Weise Originalzitate aus den Schriften anderer, mit denen er sich auseinandersetzte. Mit dem Instrumentarium logisch-deduktiver Ableitungen sollten so – für den Leser gut nachvollziehbar – Inkonsequenzen und Fehlschlüsse detailliert entlarvt werden; gleichzeitig bildeten diese Abhandlungen quasi Vorführungen zur Einübung in die neue Methode des Denkens. Ein großer Bedarf bestand darüber hinaus in der Klarstellung von Begriffen, die unbedarft oder ohne analytische Eindeutigkeit verwendet würden, um ein genaues Verständnis des damit Bezeichneten zu erreichen.⁷¹ Die Arbeit an einer klaren Begrifflichkeit mit eindeutig voneinander abgrenzbaren Bedeutungen erscheint als ein elementares Erfordernis: Die Erregungstheorie erhalte nur dann den Anschein, inkonsequent zu sein, *wenn man sie nach irrigen Begriffen, und durch offenbare Inkonsequenzen ummodellt, so wie uns Herr Hufeland eben das eklatanteste Beispiel davon gab.*⁷²

Jenseits dieser Auseinandersetzungen, die Abgrenzungen gegen andere Sichtweisen, die Korrektur falscher Deutungen sowie die Aufweichung grundsätzlicher Vorbehalte gegen die Erregungstheorie intendierten, um diese selbst innerhalb eines komplexen Umfeldes voranzubringen, mahnt Röschlaub eine gesittete Streitkultur unter Gelehrten an.⁷³

Wer nach bloßer Wahrheit strebt, bedarf solcher elenden Waffen [Witzeleien, Sarkasmus, Beschimpfungen, Herabsetzungen, Personalitäten] nicht. So lange aber unsere Herren Gegner solcher elenden Waffen sich bedienen, so lange soll ihnen vor dem Publikum gezeigt werden, daß sie dergleichen unrühmliche Fehden suchen. Ich jedenfalls halte es für verächtlich, dergleichen Fehde auf dieselbe Art mit zu führen, und darum zeigte ich blos bisher die unanständigen Stellen unserer Herren Gegner

71 So wird erörtert, ob ein Reiz/eine Erregung eine Kraft sei; vgl. Andreas RÖSCHLAUB, Zweite Fortsetzung von der Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie, in: *Magazin 2/2* (1799), S. 111–152, bes. S. 121–135; was die von Brown bezeichnete Opportunität meine, die in den deutschen Übersetzungen jeweils als „Anlage“ gefasst worden sei; vgl. ebd., S. 88. Siehe auch die 4. Fortsetzung der Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie, in der Röschlaub Ausführungen zum Begriff der Erregbarkeit macht. Vgl. ferner Andreas RÖSCHLAUB, Erörterung der Begriffe Scharf, Reizend, Schärfe, Reiz und der damit verwandten Begriffe, besonders in Hinsicht der Säfte des Organismus, in: *Magazin 5/1* (1801), S. 115–176. Da hierüber noch so viel Irriges behauptet werde, sei die *wahre Berichtigung solcher Begriffe* so wichtig, denn sie zögen viele weitere Irrtümer nach sich, die auf das praktische Handeln des Arztes wie auf das ganze Lehrgebäude entscheidenden Einfluss hätten (ebd., S. 115). – Röschlaub warf selbst Alexander von Humboldt *Verwirrung in Begriffen, Verfehlen höherer Prinzipien, und manche[n] Verstoß gegen strenge Konsequenz* vor, weshalb seine Versuche keinen Gewinn für Naturwissenschaft und Medizin als wahre Kunst hätten; vgl. *Magazin 5/2* (1801), S. 431.

72 *Magazin 2/2* (1799), S. 237.

73 Vgl. RÖSCHLAUB, Zweite Fortsetzung (wie Anm. 71), S. 165f.

an und bewies, wie wenig sie übermüthig zu seyn Ursache haben. In der Folge möchte ich dieses nicht gerne mehr fortsetzen, da doch daraus kein Gewinn für die Wissenschaft zu erwarten ist. Ich habe auf die Würde der Männer, mit welchen eine solche Beleuchtung es aufzunehmen hat, das gegründete Vertrauen, daß sie in der Folge ganz bescheiden zu Werke gehen, und in dem kaltblütigen Tone strenger Prüfer ihre Gründe hinlegen werden.⁷⁴

Tatsächlich hielt Röschlaub selbst diese Umgangsformen nur sehr bedingt ein, denn das hätte auch den Verzicht auf rhetorische Polemik in seinen Abhandlungen bedeutet.

Nun enthält das *Magazin* aber auch einen fortwährenden Schlagabtausch mit den Rezensenten. Seit der Einführung der neuen Rubrik der Miszellenen im vierten Band des *Magazins* wurden die ausschließlich vom Herausgeber verfassten Repliken auf Besprechungen in anderen Publikationsorganen dort platziert. Hier übte Röschlaub keinerlei Zurückhaltung gegen die *Rezensionstagelöhner und Journalistenschreiber*.⁷⁵ Er beklagte das zunehmende Rezensentenwesen in den immer zahlreicher werdenden Rezensitionsblättern, dem gesteuert werden müsse. Sie würden zu Schlupfwinkeln, *hinter welchen solcher Pöbel medizinischer Skribler bübischen Unfug treiben, und nach und nach allen Werth, welchen bisher noch solche Blätter hatten, vernichten, so daß zuletzt kein würdiger Schriftsteller mehr mit Ehren als anonymer Rezensent auftreten kann.*⁷⁶ Es sei deshalb mit den *schärfsten Hieben der Antikritik*⁷⁷ gegen unberufene und unwissende Kritiker vorzugehen. Schließlich imponiere ein Kritiker noch mehr als ein Schriftsteller, und er maße sich auch mehr an; er stehe *im Vorurtheile des gelehrten Richteramtes, und wird, wenn er das nicht versteht, was er treibt, um so verderblicher. Solche Leute dürfen nicht glimpflich behandelt werden, obgleich dem ächten Kritiker die größte Hochachtung gebühret.*⁷⁸ Röschlaub trat also an, um gegen ein überbordendes Publikationswesen vorzugehen, in dem die Qualität zur Disposition gestellt und verlässliche Gütestandards preisgegeben würden.

74 *Magazin* 2/2 (1799), S. 253. Er selbst nahm auch für sich in Anspruch, bei aller harten Auseinandersetzung in der Sache doch gegenüber Hufeland als Person stets die Achtung gewahrt zu haben; vgl. *Magazin* 5 (1801), S. 112.

75 Vgl. *Magazin* 1/2 (1799), S. 222f.

76 *Magazin* 7 (1802), S. 11f.

77 *Magazin* 7 (1802), S. 202. Es lassen sich zahlreiche Beispiele in den Miszellenen finden; exemplarisch sei hingewiesen auf Andreas RÖSCHLAUB, *Einige Worte an Herrn Dr. Jacob Friederich Ludwig Lentin, und Jedermann, welcher à la J. F. L. Lentin raisonnirt*, in: *Magazin* 5/2 (1801), S. 441–446.

78 Andreas RÖSCHLAUB, *Kurze Bemerkungen und Notizen*, in: *Magazin* 5/1 (1801), S. 201.

Im Fokus dieser Angriffe stehen immer wieder die *Erlangische Literaturzeitung*, die *Salzburger medizinisch-chirurgische Zeitung*, das *Journal der Erfindungen*, insbesondere aber die *Jenaer Allgemeine Litteratur-Zeitung*. Erst eine genauere Analyse macht jedoch deutlich, dass Röschlaub jenseits der Bekämpfung solcher allgemeiner Fehlentwicklungen ganz spezifische Ziele verfolgt.

Seit Browns Elemente in Deutschland bekannter wurden, war nie noch, bis jetzt noch nicht, ein ganz treffendes Urtheil über dieses System in der A[llgemeinen] L[litteratur] Z[ezeitung] gefällt worden. Die allermeisten kleineren oder größeren Rezensionen zeugten von der größten Ignoranz der Rezensenten in dem Systeme, und von der Verworrenheit und Grundlosigkeit ihrer gesammten Kenntnisse [...]. Mir, als Vertheidiger dieses neuen Systemes, der ich die älteren und neueren, damit im Widerspruche stehenden Lehrmeinungen kenne, lag es aber ob, offen gegen eine solche Stimme, als entscheidend zu protestiren.⁷⁹

Die genaue Beobachtung der Rezensionsorgane stellte sich für Röschlaub als ein eigenes Aufgabenfeld dar. Sie wirkten unkontrolliert in die Öffentlichkeit, und sie fügten speziell der von ihm vertretenen Erregungstheorie und seinem Anliegen, sie zu einer wissenschaftlichen Medizin weiterzuentwickeln, Schaden zu. Die intensive Arbeit in der Auseinandersetzung mit anderen Positionen auf inhaltlich-theoretischer Ebene werde unterlaufen, wenn die Urteile inkompetenter Kritiker Platz greifen würden. Darin liegt auch Röschlaubs Auffassung begründet, drei Viertel aller neuen Zeitschriftenpublikationen seien verzichtbar, da viele die Medizin nicht weiterbrächten, sondern *für Empirie und althergebrachten Schlendrian* einstünden.⁸⁰ Um in seinen Augen falsche Meinungen aufzuspüren, sah er sich offenbar zu einer akribischen Durchsicht des medizinischen Zeitschriftenmarktes veranlasst, sodass er nun auch ganz andere, scheinbar thematisch abseitige Periodika in den Blick nahm.⁸¹ In einer Fußnote [!] hatte sich beispielsweise Hessert im von ihm und Pilger herausgegebenen

79 Ebd., S. 197–200. In der A.L.Z. kann er nur eine Ausnahme nennen, die es würdig war, sich sachlich-kritisch mit ihr auseinanderzusetzen und die sich aus diesem *literarische[n] Bedlam* (eine Anspielung auf das größte Irrenhaus in London, über das William Hogarth weithin bekannte Zeichnungen angefertigt hatte) hervorhebt; vgl. *Magazin* 4 (1800), S. 448. Dies war ein Beitrag von Stieglitz; vgl. *Magazin* 2/3 (1799), S. 463–467.

80 Vgl. Andreas RÖSCHLAUB, Kurze Bemerkungen über einige Aufsätze im *Journal für Chirurgie, Arzneikunde und Geburtshülfe* von Chr. Ludw. Mursinna, in: *Magazin* 5/2 (1801), S. 401–458, bes. S. 401, 429.

81 Über Mursinnas *Journal für Chirurgie, Arzneikunde und Geburtshülfe* wird in jeder Hinsicht der Stab gebrochen, Röschlaub spricht ihm geradezu die Berechtigung ab mit dem Hinweis, das breite ärztliche Publikum solle nicht zu dessen Kauf verleitet werden; vgl. ebd., S. 401–405.

*Archiv für Kuh- und Schutzpockenimpfung*⁸² abwertend gegenüber Theoriebildung (insbesondere Röschlaubs und seiner „Nachbeter“) geäußert und sie als *Spielwerk* bezeichnet, wogegen er sich mehr damit beschäftige, Erfahrungen zu sammeln. Diese Anmerkung aufgreifend kommentierte Röschlaub, wenn Hessert tollkühn genug sei, Weiteres veröffentlichen zu wollen, dann rate er ihm vor allem, sich die Kenntnis einer angemessenen Sprache und eines korrekten Satzbaus anzueignen.⁸³ Erscheint eine solche schulmeisterliche Empfehlung einigermaßen hilflos, so zeigt sich hier doch deutlich, dass Röschlaub als Hauptvertreter der Erregungstheorie sich berufen – und gezwungen – sah, Angriffe auf allen Ebenen abzuwehren. Beschwerden gegen seinen *derben Ton*⁸⁴ parierte er: *So lange ich Polemik von meiner Seite zu unterhalten für nöthig oder doch nützlich finde, so lange, ich gestehe es, werde ich sie fortsetzen. Aber der Ton, in welchem sie geführt werden soll, hängt von dem Betragen meiner Gegner und ihrer Würdigkeit ab.*⁸⁵

5. Weitere Perspektiven

Der Herausgeber leitete Band 6 des *Magazins* mit einer Bestandsaufnahme ein,⁸⁶ indem er auf positive Reaktionen verwies. So stellte er fest, manche Rezensenten hätten einiges, andere viel Gutes in dem *Magazin* gefunden; außerdem habe es bisher seinem Zweck weitestgehend entsprochen, sodass er dessen Fortsetzung zusicherte. Allerdings werde er nun alles oder zumindest den größten Teil selbst übernehmen, und

82 Das Archiv stand in der aktuellen Auseinandersetzung um den Wert der von dem Engländer Edward Jenner in seiner Schrift *An Inquiry into the causes and effects of the variolae vaccinae* 1798 bekannt gemachten Entdeckung der Vakzination gegen die Blattern; Hessert und Pilger waren im hessischen Raum für den Einsatz dieser historisch ersten Präventionsmethode gegen eine verheerende Infektionskrankheit sehr engagiert; vgl. dazu Irmtraut SAHMLAND, Die Anfänge der Schutzimpfung in Gießen, in: *Gießener Universitätsblätter* 30 (1997), S. 51–62; zu Hesserts Polemik gegen die *metaphysischen Speculanten* und ihre *theoretische[n] Grillen* vgl. ebd., S. 57f.

83 Vgl. *Magazin* 5/2 (1801), S. 455.

84 Vgl. *Magazin* 7/1 (1802), S. 4; vgl. auch *Magazin* 5/2 (1801), S. 444f.

85 RÖSCHLAUB, Kurze Bemerkungen (wie Anm. 78), S. 196. – Hier ging es um eine Rezension des ersten Teils seiner Pathogenie, die in zweiter Aufl. erschienen war, in der *Salzburger medizinisch-chirurgischen Zeitung*; vgl. ebd., S. 179. Siehe zur Polemik bei Röschlaub auch den Beitrag von Mark Häberlein in diesem Band.

86 Andreas RÖSCHLAUB, Bemerkungen über die fernere Fortsetzung, den Inhalt und die Tendenz dieses Magazins, in: *Magazin* 6/1 (1802), S. 1–20.

tatsächlich wurden die Folgebände von Röschlaub allein bestritten. Inhaltlich kündigte er eine Schwerpunktverlagerung hin zur medizinischen Praxis an, indem nun auf Basis der Erregungstheorie Krankheiten, ihre Entstehung und ihre Behandlung ins Zentrum des *Magazins* gerückt wurden, womit, wie anfangs in Aussicht gestellt, auch der Erwartungshaltung der praktischen Ärzte entsprochen werden sollte – zumindest derjenigen, die *vor roher Empirie Abscheu haben*. Als Basistext deklarierte er seine eigene Abhandlung „Über die Heilkräfte der Natur, oder Entwicklung der Prinzipien der Therapie“, in der er den Verlauf einer Erkrankung von der Entstehung des *Übelseyns* bis zur Heilung durch therapeutisches Eingreifen des *Heilkünstlers* in fünf Stadien schematisch darstellte.⁸⁷

Deutlich ist auch, dass Röschlaub nun eine intensivere Verzahnung mit seinen Lehrbüchern implizierte.

*Als Magazin, kann diese Schrift nur einzelne Aufsätze, nicht allzulange Abhandlungen enthalten. Allein eben darum kann ich mich hier über einzelne Gegenstände um desto mehr verständigen. Da ich nun ein Lehrbuch der fundamentalen Nosologie beendigt, und mit der Entwerfung eines Lehrbuches der fundamentalen Therapie beschäftigt bin, so können diese Schriften, so wie manche andere, welche ich, z.B. eine spezielle Nosologie und Therapie, in der Zukunft noch zu bearbeiten gesonnen bin, den besten Kommentar einzelner Stellen im Magazine finden, so wie ich auch die beste Gelegenheit haben werde, entdeckte Irrthümer in meinen bisherigen Behauptungen, Berichtigungen, Erläuterungen einzelner Sätze, welche wichtig für das Ganze sind, beizubringen.*⁸⁸

Dadurch bekam das *Magazin* teilweise die Funktion eines seine übrigen Schriften flankierenden, komplementären Organs,⁸⁹ das den Vorteil bot, in jeder Hinsicht flexibler agieren zu können. Diese Verbindung unterstellt, dass die Leser diese Schriften kannten oder auf sie zurückgreifen konnten und wollten. Das lässt wiederum den Schluss zu, dass die Phase der Werbung für den neuen Ansatz überwunden schien

87 Andreas RÖSCHLAUB, Über die Heilkräfte der Natur, oder Entwicklung der Prinzipien der Therapie, in: *Magazin* 6/1 (1802), S. 65–110; Fortsetzung in *Magazin* 6/2 (1802), S. 243–292; schematische Tabelle siehe nach S. 292.

88 Bemerkungen über die fernere Fortsetzung, ebd., S. 9.

89 Vereinzelt Hinweise auf diese Funktion finden sich bereits in früheren Bänden; erstmals weist er in Band 4 darauf hin, dass der Beitrag von J. G. STRENG, Über die Deduktion der Erregbarkeit nach Schellings erstem Entwurfe eines Systems der Naturphilosophie, in: *Magazin* 4/1 (1800), S. 1–62, eine Lücke in seiner Pathogenie fülle: Vorrede zu diesem Beitrag; vgl. auch RÖSCHLAUB, Erörterung der Begriffe (wie Anm. 71), S. 115.

und Röschlaub ein Stadium erreicht zu haben glaubte, in dem seine Leserschaft zu Anhängern seiner Lehre geworden war.⁹⁰

Organisatorisch erfolgte eine Ausweitung der Miszellaneen. Nach wie vor sollte einzelnen Schreibern der Spiegel vorgehalten werden, um ihre *Albernheit* zu zeigen; darüber hinaus sollten hier aber auch längere Kritiken platziert werden, die Röschlaub nun durchaus als Rezensionen verstanden wissen wollte. Er kündigte an, dazu die Publikationslandschaft in ihrer Breite in den Blick nehmen zu wollen und die meisten Journale, Magazine und Zeitschriften für Medizin und Chirurgie, von denen freilich neun Zehntel zu viel seien, zu berücksichtigen, zudem auch monographische Abhandlungen zu Pathologie, Therapie und *Materia medica*.⁹¹ *Ich gehe einmal darauf aus, ohne alle äußere Rücksichten zu prüfen, wo ich solide Arbeiten zur Emporhebung medizinischer Kunst und der Wissenschaft im weiten Sinne finde.*⁹²

So markierte Röschlaub 1802 einen nächsten Schritt innerhalb des von Beginn an sehr ambitionierten *ungeheuren Unternehmens*. Ausgehend von dem Postulat eines Paradigmenwechsels in der Medizin, den theoretischen Grundlagen der Lehre Browns und deren Weiterentwicklung zu einer Erregungstheorie war dies die Hinwendung zu den anwendungsorientierten Konsequenzen. Anknüpfend an sein triadisches Geschichtsmodell sollte gezeigt werden, dass Browns System tatsächlich eine Revolution bedeutet habe. Das *Magazin* sollte *Versuche* enthalten, um der Vervollkommnung der Medizin etwas näher zu kommen. Konsequenterweise erscheint es, dass die Zeitschrift ab 1802 bei fortlaufender Bandzählung den geänderten Titel *Magazin zur Vervollkommnung der Medizin* führte.⁹³

90 Diese Einschätzung wird auch dadurch gestützt, dass Röschlaub als weitere Perspektive des Magazins eine intensivere Beschäftigung mit der Naturwissenschaft im Sinne der Physiologie der organischen Natur aufzeigte, hierzu aber bemerkte, die Ärzte müssten zunächst ein stärkeres Interesse hierfür entwickeln. *Aber auch dann erst ist es Zeit, daß ein Magazin, welches doch zunächst für Ärzte bearbeitet wird, sich tiefer, als es bisher schon geschah, in die Bearbeitung der Naturwissenschaft, zum Zwecke der Heilkunst, einlasse.* Andreas RÖSCHLAUB, Allgemeine Erklärungen, in: *Magazin* 7/1 (1802), S. 1–25, hier S. 12. – Intendiert sind jedoch nicht Leser mit einer nur oberflächlichen Anhänglichkeit; vielmehr könnten nur diejenigen von dem Magazin profitieren, *die mannhaft bestrebt sind, die Medizin als Kunst auszuüben.* Ebd., S. 18.

91 RÖSCHLAUB, Allgemeine Erklärungen (wie Anm. 90), S. 11. Konkret ging er noch im ersten Stück des Bandes auf Loders *Journal* ein, um zu diskutieren, was die Medizin als Kunst durch dieses Periodikum bisher gewonnen habe; vgl. die folgende Anmerkung.

92 Andreas RÖSCHLAUB, Was hat die Medizin als Kunst bisher durch Loders *Journal* gewonnen?, in: *Magazin* 6/1 (1802), S. 177–216, hier S. 178.

93 Ab dem 8. Band (1. Stück 1803, 2. und 3. Stück 1805) firmierte die Zeitschrift zusätzlich unter dem Titel *Magazin für Physiologie und Medizin*.

Einigermaßen überraschend muten die darauf folgenden Erklärungen des sich geradezu euphorisch gebenden Herausgebers an. Er sah sich positioniert zwischen dem Lager derer, denen alles *recht palpabel vorgelegt* werden müsse, um es zu begreifen, und demjenigen derer, die sich Ikarus gleich zur *Sonne der Philosophie* erhoben und dabei den Kontakt zum Boden, zum *Irdischen der Erfahrung* verloren, und dabei massiver Kritik von allen Seiten ausgesetzt. Neu in diesen permanenten Kontroversen ist, dass er nun überdies mit den sich formierenden „Schellingianern“ konfrontiert war, die tatsächlich vom Geist des Systems des „großen Mannes“ kaum etwas verstanden hätten.⁹⁴ Das alles jedoch focht ihn, so behauptete er, nicht an, sondern gab ihm stattdessen weiteren Auftrieb: *das Emporkommen meines Lehrgebäudes* könnten sie nicht vereiteln, und notfalls werde er seinen Weg auch allein fortsetzen. Er plante, sofern ihm die Kräfte reichten, nichts Geringeres als ein vollständiges System der Medizin; anderenfalls sollten Beiträge zu diesem System geliefert werden.⁹⁵

Von diesen angedeuteten Beiträgen zu einem Systeme der Medizin, es möge als vollständiges System, d. h. den ganzen Umfang der Medizin umfassend, zu Stande kommen, wann es wolle, werde ich immerhin mich als den Urheber ansehen, wenn ich auch selbst andeute, daß ich dazu manche Prinzipien von John Brown, noch mehrere Ideen von F. W. J. Schelling und einigen andern dazu verändert oder unverändert benutzte [Hervorheb. im Orig.].⁹⁶

Diese ausgesprochen Ich-zentrierte Diktion ist mehrdeutig. Röschlaub hatte allen Grund zu einer euphorischen Stimmung, hatte er doch durch den Kontakt zu Schelling und den fruchtbaren Austausch mit ihm eine deutliche Erweiterung und Bestätigung seines Konzeptes erfahren. Zugleich hatte er den Ruf nach Landshut angenommen, und hier hoffte er auf die Perspektive, in der Verbindung von universitärer Lehre und praktisch-klinischer Ausbildung in einem allerdings noch zu errichtenden Klinikum möglicherweise Strukturen und Arbeitsbedingungen zu erreichen, wie er sie in Bamberg kannte. In dieser Situation wäre es denkbar, einen solchen Plan zu entwickeln, legte doch auch Johann Peter Frank sein *Vollständiges System einer medizinischen Polizey*⁹⁷ vor, das alle Belange des Gesundheitswesens umfasste. Zugleich waren zwei weitere Zeitschriften in Vorbereitung, mit denen zwei weitere Bereiche abgedeckt werden sollten und deren erste (und einzige) Bände 1803–1805 bzw. 1804

94 RÖSCHLAUB, Allgemeine Erklärungen (wie Anm. 90) S. 4.

95 Ebd., S. 5, 8, 13.

96 Ebd., S. 14.

97 Erschienen zwischen 1778 und 1819 in acht Bänden.

erschieden. Für *Hygiea. Zeitschrift für öffentliche und private Gesundheitspflege* hatte er als Mitherausgeber Georg Oeggel aus München gewonnen;⁹⁸ die *Zeitschrift für Iatrotechnik*⁹⁹ gab Röschlaub allein heraus. Neben diesen deutlichen Auftriebssignalen deuten sich aber auch andere Entwicklungen an. Interessanterweise hatte Röschlaub die Begründung für seine Entscheidung, das Magazin ab dem sechsten Band allein bestreiten zu wollen, seinen Lesern vorenthalten. Indem er sich hier als *den* Inaugurator eines neuen und umfassenden Systems der gesamten Medizin stilisierte, das er alleine zu schaffen gedachte, und dies vor dem Hintergrund anhaltender Kritik formulierte, die nun obendrein aus einem weiteren Lager kam, ist dieser Gestus wohl

98 Das 1. Stück der *Hygiea* wurde noch 1803 vorgelegt. Es wäre interessant, diese beiden als Zeitschriften angelegten Publikationen systematisch und inhaltlich in Röschlaubs Gesamtkonzept einzubinden. Das kann jedoch im Rahmen dieses Beitrags nicht geleistet werden. An dieser Stelle müssen einige Hinweise genügen. Der Bereich der Hygiene im Sinne einer Gesundheitserhaltungslehre wurde von Röschlaub ausdrücklich aus dem eigentlichen Bereich der Medizin ausgelagert, da der Status von Gesundheit nicht therapiebedürftig sei und auch nicht optimiert werden könne, weshalb er gegen die Idee einer Lebensverlängerung polemisierte, wie sie nicht nur in Hufelands *Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern* (zuerst 1796; quasi ein Vorabdruck des 1. Kapitels war bereits 1792 im *Neuen Teutschen Merkur* erschienen), sondern in zahlreichen Publikationen der Zeit propagiert wurde. Die Bereiche der staatlichen wie der persönlich-privaten Gesundheitsprophylaxe wurden insbesondere seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Kontext des aufgeklärten Absolutismus wie der medizinischen Aufklärung intensiv diskutiert. In der *Hygiea*, deren Beiträge sich wesentlich auf Bamberger und bayerische Zusammenhänge beziehen, die in der Sache auf andere Regionen übertragbar seien, forderte Röschlaub z.B. eine radikale Umstrukturierung des Gesundheitsmarktes. Der im Titel mitgeführte Bereich der privaten Gesundheitspflege ist im ersten Band kaum repräsentiert, sodass eine Fortsetzung durchaus geplant gewesen sein dürfte. Vgl. URBAN WIESING, *Umweltschutz und Medizinalreform in Deutschland am Anfang des 19. Jahrhunderts*. Ein Beitrag anhand der Zeitschrift „Hygiea“ 1803–1805 (Pahl-Rugenstein-Hochschulschriften, Gesellschafts- und Naturwissenschaften, 221. Serie: Studien zu Theorie und Praxis in der Medizin), Köln 1987; vgl. auch ΤΣΟΥΥΟΡΟΥΛΟΣ, Röschlaub (wie Anm. 7), S. 72–89.

99 Die in Landshut erschienene *Zeitschrift für Iatrotechnik* stand in einem engen Bezug zu Röschlaubs dortiger klinischer Arbeit. Sie sollte einen systematisch weiteren Bereich bearbeiten, nämlich den der praktisch-therapeutischen Arbeit am Krankenbett. Die jeweiligen Themenbereiche in verschiedenen Zeitschriften zu bearbeiten, war einerseits ein Entgegenkommen an die sehr unterschiedlichen Interessen seiner Leser; andererseits sollte sich die Zeitschrift gegen die zahlreichen anderen Publikationsorgane absetzen, in denen er die Regeln des ärztlich-praktischen Handelns nicht ausreichend berücksichtigt sah. Entsprechend sollte die Zeitschrift vor allem Beiträge zur Theorie der Iatrotechnik oder diese erläuternde Kasuistiken enthalten. Vgl. ΤΣΟΥΥΟΡΟΥΛΟΣ, Röschlaub (wie Anm. 7), S. 134–152.

auch als Protest- und Widerstandshaltung gegen eine faktisch zunehmende Isolation zu deuten.¹⁰⁰

Die weiteren Bände erschienen in unregelmäßigen Abständen. Verzögerungen wurden mit Zeitmangel, der auch im Zusammenhang mit der Übernahme neuer Aufgaben und des Kampfes um das Landshuter Krankenhaus stand, begründet.¹⁰¹ Tatsächlich hatte Röschlaub in diesen Jahren ein immenses Arbeitspensum zu bewältigen, zumal er sich auf die Klinik konzentrieren wollte. In den letzten Bänden des *Magazins* finden sich Fragmente, zunächst physiologische, dann anthropologische. Damit bediente sich der Herausgeber einer neuen Textsorte, die gerade von den Romantikern sehr geschätzt wurde. Diese kleine Form war Ausdruck und Symbol des Bewusstseins der Begrenztheit menschlicher Erkenntnis, des Fragmentarischen. Dem entsprach auch die literarische Form, weshalb die Beiträge der Naturforscher und Mediziner oft in unsystematischer, fragmentarischer, aphoristischer oder poetischer Form erschienen.¹⁰² Hinzu kommt hier eine deutlich religiöse Grundierung, eine „mystische“ Weltsicht.¹⁰³ In Form und Inhalt scheint dieser neue Habitus der bisherigen Zielvorgabe, ein vollkommenes System zu schaffen, nahezu diametral entgegen zu stehen; er muss daher als Ausdruck eines grundlegenden Wandels in der Persönlichkeit Röschlaubs gedeutet werden. Möglich wäre, dass sich auch das Energiereservoir, aus dem der Mediziner als Workaholic über viele Jahre hinweg schöpfen konnte, angesichts einer zunehmenden Isolation und anhaltender Widerstände allmählich zu erschöpfen drohte.

100 Zur zunehmenden intellektuellen Isolation vgl. WIESING, *Kunst oder Wissenschaft?* (wie Anm. 18), S. 181; zum Beginn der Zwistigkeiten zwischen Schelling und Röschlaub vgl. TSOUYOPOULOS, *Streit* (wie Anm. 17), S. 235–237 sowie den Beitrag von Werner E. Gerabek in diesem Band.

101 Dies war eine gut nachvollziehbare und in jedem Fall unverfängliche Entschuldigung, die durchaus üblich gewesen zu sein scheint; vgl. HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, *Adalbert Friedrich Marcus* (wie Anm. 11), S. 195.

102 Vgl. Dietrich von ENGELHARDT, *Romantische Mediziner*, in: *Klassiker der Medizin*. Bd. 2: Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker, hrsg. v. dems./Fritz HARTMANN, München 1991, S. 95–118, hier S. 98.

103 Vgl. Andreas RÖSCHLAUB, *Anthropologische Fragmente*, 1. Lieferung, in: *Magazin* 9 (1806), S. 1–72; Vorrede, S. [3]–5.

6. Resümee

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts ereignete sich geradezu „an explosion in the number of periodicals, a fundamental reorientation of the publishing business“,¹⁰⁴ verbunden mit neuen Zugangsformen zu dieser Literatur durch Leih- und Lesebibliotheken. Es wurde ein in diesem Umfang neues Medium entdeckt und genutzt, um eine neuartige Öffentlichkeit anzusprechen, die weit über die Gruppe der Experten eines Faches und gelehrte Kreise hinausreichte. Allein in den 1790er Jahren erschienen 70 neue medizinische Zeitschriften, die sich mit verschiedenen Implikationen an unterschiedliche Lesergruppen richteten.¹⁰⁵ Viele dieser Zeitschriften waren kurzlebig und stellten ihr Erscheinen bald wieder ein.¹⁰⁶ Zeitschriften waren nicht allein Datenträger von Informationen; sie waren Instrumente, um Positionen zu verbreiten, Sachverhalte zu diskutieren und Meinungen zu kritisieren. Dabei wurde das Publikum zu einem fiktiven Partner und Freund.¹⁰⁷

In diesem Kontext trat auch Andreas Röschlaub als Herausgeber von insgesamt vier Zeitschriften auf, obgleich er wiederholt gegen die Vielschreiberei polemisierte und meinte, drei Viertel bzw. neun Zehntel der Publikationen seien verzichtbar. Während sein *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde* im Zeitraum von 1799 bis 1809 in zehn Bänden erschien, brachten es seine weiteren drei Zeitschriftenprojekte nur jeweils auf einen Band.

In diesem Beitrag wurde Röschlaubs *Magazin* unter der Fragestellung analysiert, welche Funktionen er dem Medium Zeitschrift zuwies und wie er es mit welchen Intentionen einsetzte, um sein Unternehmen vor dem skizzierten Hintergrund charakterisieren zu können. Röschlaub war angetreten, die Lehre John Browns bekannt zu machen und ihr möglichst zum Durchbruch zu verhelfen. Er sprach ihr historische Bedeutung zu, insofern er sie als Grundlage sah, um sie zu einer Erregungstheorie weiterzuentwickeln, um auf diesem Wege dem Ziel einer wissenschaftlich fundierten Medizin näher zu kommen und sie zu einer Heilkunst, den Arzt zu einem Heilkünst-

104 BROMAN, Transformation (wie Anm. 34), S. 85.

105 Vgl. ebd.

106 Vgl. MEINEL, Fachzeitschrift (wie Anm. 3), S. 14; von ENGELHARDT, Romantische Mediziner (wie Anm. 102), S. 98, 110.

107 Vgl. Sybilla NIKOŁOW, Das Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit als Beziehungsgeschichte: Historiographische und systematische Perspektiven, in: Wissenschaft und Öffentlichkeit als Ressourcen füreinander. Studien zur Wissenschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert, hrsg. v. ders./Arne SCHIRRMACHER, Frankfurt a. M./New York 2007, S. 11–36, hier S. 21.

ler werden zu lassen. Für diesen weitgespannten Plan, nach eigener Einschätzung ein *ungeheures Unternehmen*, wurde neben seinen monographischen Arbeiten das *Magazin* eingesetzt. Insbesondere die nähere Untersuchung des ersten Bandes ergab, dass der Herausgeber seine Zeitschrift sehr durchdacht aufgestellt hat. Sie sollte ein *gelehrter Tummelplatz* sein, und so hatte er die bedeutendsten Vertreter des Brownischen Systems versammelt, um ihn mit ihren Beiträgen zu unterstützen. Mittels des Instruments der Widmungen konnte er weitere Persönlichkeiten einbinden; zugleich waren sie ausgewiesene Referenzen – auch an Gelehrte aus Philosophie und Naturforschung, deren Lehren ihm Anregung und Unterstützung bedeuteten.

Es hat sich gezeigt, dass das *Magazin* mehrere Funktionen erfüllte und diese quasi systematisch angeordnet wurden. Angesichts einer durch ein verbreitetes Unbehagen am Zustand der zeitgenössischen Medizin erzeugten Krisenstimmung musste zunächst dafür geworben werden, sich auf die Lehre Browns einzulassen, anstatt sie a priori als ein weiteres Theoriemodell abzulehnen, das sich zu den bestehenden gesellte und bald wieder von anderen abgelöst werden würde. Röschlaub stellte sich ausdrücklich der Konfrontation mit anderen Lehrmeinungen und deren Vertretern. Hier sollte das *Magazin* eine Plattform bilden, um den *Geist der Kritik mehr zu beleben, Zweifel gegen Meinungen, Lehrsätze, Begriffe u.s.f. zu erregen, welche Viele zu voreilig als ganz begründet annahmen*.¹⁰⁸ So wurde unermüdlich daran gearbeitet, mit dem Instrument logisch-kritischen Denkens Inkonsistenzen in den Annahmen der gegnerischen Positionen ebenso wie in den Einwüfen gegen die neue Lehre aufzudecken, diese aber gleichzeitig in ihren theoretischen Grundlagen als logisch-stringent und unanfechtbar vorzustellen. Notwendig erschien, den Schwerpunkt zunächst auf die Theorie zu legen, worauf aufbauend der inhaltliche Fokus anschließend auf die praktisch-therapeutische Ebene verlagert werden sollte. Diesen Schritt kündigte Röschlaub 1802 mit Band 6 des *Magazins* an, um nun endlich auch die Leserschaft zu bedienen, die als ausübende Ärzte vor allem an der Praxis interessiert waren und denen er diesbezüglich bis dahin nur sporadisch entgegenkommen konnte. Hoffte er einerseits, seine Rezipienten zu diesem Zeitpunkt zu Anhängern seiner Erregungstheorie gebildet und gewonnen zu haben, so ging andererseits der Kampf gegen seine Kontrahenten latent weiter. Nun erhielt das *Magazin* auch offiziell die Funktion eines Rezensionsorgans. Die wiederholte Ermahnung, sich in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung einer adäquaten Streitkultur zu befleißigen, konnte Röschlaub

108 Vgl. *Magazin* 3 (1799), S. 274.

selbst nicht einlösen. Er schrieb mit ausgesprochen spitzer Feder, suchte seine Kritiker überall aufzuspüren und mit der *Geißel der Antikritik* zu verfolgen, um die Erregungstheorie und den Anspruch, sie zu einer wissenschaftlichen Medizin weiterzuführen, auf allen Ebenen gegen Störungen abzusichern.

Röschlaub war ohne Zweifel der bedeutendste Promotor des Brownianismus und der Erregungslehre und sein *Magazin* das führende Publikationsorgan. In ihm spiegelt sich zugleich ein Stück weit auch das Schicksal dieses Konzepts. Mehr und mehr geriet Röschlaub in die intellektuelle Isolation, was sich in der Entscheidung des Jahres 1802 andeuten mag, das *Magazin* künftig alleine bestreiten zu wollen. Die Ausweitung seiner Kritiken auf eine breitere Publikationslandschaft kann dahingehend als ein weiteres Signal interpretiert werden, zumal wenn dies bedeutete, dass er sich durch eine einzelne Fußnote zu einer schulmeisterlichen Reaktion veranlasst sah oder eine Dissertation aufrief, um deren Verfasser als ein *Kind* zu titulieren.¹⁰⁹

Schließlich lässt sich im *Magazin* auch eine biographische Ebene aufspüren. Die Fokussierung auf die praktische Medizin korrelierte mit Röschlaubs Übernahme seiner Aufgaben in Landshut, wo er sich insbesondere auf den klinischen Unterricht und die Arbeit am Krankenbett konzentrieren wollte. Die euphorische Aufbruchsstimmung und die Hervorhebung seiner Leistung, auf die er *stolz*¹¹⁰ sei, verbunden mit dem Anspruch, der Urheber eines Systems zu sein, das die Vervollkommnung der Medizin intendierte, erfolgte zeitgleich mit den ersten Anzeichen einer möglichen Desillusionierung in der Zusammenarbeit mit Schelling, tat sich doch hier für ihn eine neue Front in Form der „Schellingianer“ auf. So konnte die euphorische Stimmung als eine scheinbare und kurzfristige entlarvt werden; auf sie folgte ein neuer, deutlich zurückgenommener Habitus, der den inhaltlichen Anspruch ebenso wie die Form zu reduzieren scheint. So ist das *Magazin* als ein Mammutprojekt anzusehen, dessen relative Kurzlebigkeit – insbesondere in Verbindung mit den weiteren Zeitschriftenprojekten, in die Röschlaub die Bearbeitung weiterer Themenfelder verwies – verschiedenen Umständen zuzuschreiben ist.

109 Vgl. Andreas RÖSCHLAUB, Einige Bemerkungen über eine zu Jena 1800 herausgekommene Inaug.-diss.: Cogitata quaedam generalia circa amputationem adjecta observatione huc spectante, in: *Magazin* 6 (1802), S. 224–233.

110 [I]ch denke, daß jeder als Schriftsteller kühn auftreten darf, welcher sein Fach um eine beträchtliche Stufe weiter vorwärts, als es ohne ihn geschähe, zu bringen vermag. Und daß ich das in Hinsicht der Medizin durch meine Arbeiten geleistet habe, daß jede meiner Schriften und kleinern Abhandlungen ein Beitrag dazu war, bin ich stolz genug, von mir selbst auszusprechen. *Magazin* 7/1 (1802), S. 10.

Das nicht angekündigte Ende seiner Zeitschriften wird unterschiedlich gedeutet. Tsouyopoulos weist darauf hin, dass Röschlaub in den Jahren zwischen 1810 und 1820 im Vergleich zu seiner bisherigen Publikationstätigkeit erstaunlich wenig veröffentlicht habe. „Röschlaub hatte zu dieser Zeit sein theoretisches Werk abgeschlossen und widmete sich jetzt ganz seinem eigentlichen Ziel, der praktischen Medizin, vor allem dem klinischen Unterricht.“¹¹¹ Mag diese Deutung auf sein monographisches Werk zutreffen, so ist sie auf seine Zeitschriften doch nur bedingt übertragbar. Dies betrifft die *Hygiea*, in der der angekündigte Bereich der praktischen Gesundheitsprophylaxe kaum repräsentiert war,¹¹² und es betrifft ebenso sein *Magazin*. Hatte Röschlaub eingangs in Aussicht gestellt, mit der Zeit ein Repertorium erstellen zu wollen, dessen Nutzen jedoch erst bei entsprechender Fülle des Materials ganz einleuchten werde und dessen man sich erst dann wirklich bedienen könne,¹¹³ so wäre ein solches im Sinne eines handbuchartigen Wissensspeichers durchaus vorstellbar gewesen, gerade angesichts intensiver klinischer Arbeit, um etwa die Tragfähigkeit der auf strengen Prinzipien aufgebauten Erregungstheorie auch im praktischen Einsatz zu erweitern. Hinweise auf eine tatsächlich zunehmende intellektuelle Isolation Röschlaubs lassen sich auch im *Magazin* erkennen, ebenso Veränderungen auf biographisch-persönlicher Ebene. Für das Scheitern des Brownianismus als Revolution in der Medizin führt Broman nicht zuletzt die politischen Ereignisse in Deutschland nach 1800 – auch in ihren Konsequenzen für die Wissenschaftsstrukturen – an. Deren Wiederherstellung habe erst 1815 beginnen können, und zu diesem Zeitpunkt war der Brownianismus „a specter of the past, while the movement for a unified medical theory and practice had fragmented into several distinct enterprises.“¹¹⁴ – Die Geschichte der Zeitschrifteninitiativen Röschlaubs, die als fulminantes Unternehmen mit radikalem Anspruch starteten und in einem systematischen Aufbau miteinander verbunden waren, ist in die Gemengelage dieser unterschiedlichen Faktoren eingebunden.

111 Tsouyopoulos, Röschlaub (wie Anm. 7), S. 66.

112 Mit zwei kleineren Beiträgen machte dieser Themenbereich einen quantitativen Anteil von nur 65 der über 470 Seiten aus.

113 Vgl. *Magazin* 3/1 (1799), Vorrede, S. XII.

114 BROMAN, *Transformation* (wie Anm. 34), S. 158.

Der streitbare Professor: Satiren, Schmähchriften und Kontroversen um Andreas Röschlaub

1. Einleitung

Es war eine ausgesprochen steile Karriere, die Andreas Röschlaub zwischen 1795 und 1802 durchlief. Bereits ein gutes Jahr nach seiner Dissertation (1795) wurde er außerordentlicher Professor an der Universität Bamberg, und 1798 erhielt er dort eine ordentliche Professur für Pathologie und Medizinische Klinik. Im folgenden Jahr wurde er obendrein stellvertretender Leiter des Bamberger Krankenhauses. Der gute Ruf dieser Institution und die zahlreichen Buch- und Zeitschriftenpublikationen, die Röschlaub seit 1796 in rascher Folge vorlegte, machten ihn überregional bekannt. Als er 1802 einem Ruf an die Universität Landshut folgte, war er erst 34 Jahre alt, stand aber bereits im Zenit seines Ruhms.¹

Dieser Ruhm verblasste indessen in erstaunlich kurzer Zeit: Bereits gegen Ende des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts ging seine Produktivität deutlich zurück und in der medizinischen Fachwelt galt er zunehmend als Außenseiter. Für diesen Umschwung gibt es einerseits wissenschaftsimmanente und -organisatorische Gründe: Die Erregungstheorie, die Röschlaub auf der Basis des medizinischen Systems des schottischen Arztes John Brown entwickelt hatte,² konkurrierte mit anderen wis-

1 Zu Röschlaubs Laufbahn vgl. Nelly TSOUYOPOULOS, Andreas Röschlaub und die Romantische Medizin. Die philosophischen Grundlagen der modernen Medizin (Medizin in Geschichte und Kultur 14), Stuttgart 1982, S. 54–69; Werner E. GERABEK, [Art.] Röschlaub, Andreas, in: NDB 21 (2003), S. 738, sowie die Beiträge von Bernhard Spörlein und Christian Chandon in diesem Band.

2 Vgl. dazu neben TSOUYOPOULOS, Röschlaub (wie Anm. 1) auch dies., The Influence of John Brown's Ideas in Germany, in: Brunonianism in Britain and Europe, hrsg. v. W. F. BYNUM/Roy PORTER (Medical History, Supplement 8), London 1988, S. 63–74; Guenter B. RISSE, Scottish Medicine on the Continent: John Brown's Medical System in Germany, in: Proceedings of the XXIII International Congress of the History of Medicine, Bd. 1, London 1974, S. 682–687.

senschaftlichen Schulen und Konzepten,³ gegen die sie sich auf längere Sicht nicht durchsetzen konnte – nicht zuletzt weil die Verfechter von Brownianismus und Erregungstheorie den Nachweis eines echten Paradigmenwechsels in der medizinischen Wissenschaft schuldig geblieben waren.⁴ Mit dem Weggang Röschlaubs aus Bamberg verlor der Brownianismus, der Thomas H. Broman zufolge auch Merkmale einer akademischen Jugendbewegung aufwies,⁵ zudem sein intellektuelles und soziales Zentrum.

Dieser Beitrag möchte jedoch einen weiteren Aspekt in den Blick nehmen, der Röschlaubs Karriere seit 1802 ins Stocken brachte und zu seiner fachlichen und sozialen Isolation beitrug: die massiven Attacken, denen er von verschiedenen Seiten ausgesetzt war. Wie die neuere Wissenschaftsgeschichte gezeigt hat, ging es in wissenschaftlichen Kontroversen der Vergangenheit keineswegs nur um Inhalte, Konzepte und Methoden; vielmehr standen stets auch persönliches Renommee, Einfluss und Karrierechancen auf dem Spiel. Daher spielte auch die *Form* der wissenschaftlichen Auseinandersetzung eine zentrale Rolle. Die Mitglieder der frühneuzeitlichen europäischen Gelehrtenrepublik fühlten sich Anne Goldgar zufolge zwar den Idealen der Gleichheit, Reziprozität und Wahrheitsliebe verpflichtet und forderten daher immer wieder, Streitfragen sachlich, respektvoll und moderat auszutragen. In der Praxis wurden diese Ideale jedoch häufig missachtet: „Despite the reiteration of the need for communal politeness, scholars were frequently rude, one reason why civility was so often urged.“ Goldgars Studie *Impolite Learning* befasst sich daher mit „examples of flagrant disregard for communal norms, the outrageous, egregious behavior so often displayed by scholars in all periods to the delighted disgust of their colleagues.“⁶ Martin Mulsow bemerkt zur Allgegenwärtigkeit von Streit, Polemik und übler Nachrede in der vormodernen Gelehrtenkultur, dass „sich aus diesen Niederungen der Intellektualität ein deutlicheres Profil von sozialem Sinn und sozialem Wissen erkennen

3 Vgl. den Überblick bei Karl E. ROTHSCHUH, *Deutsche Medizin im Zeitalter der Romantik: Vielheit statt Einheit*, in: Schelling. Seine Bedeutung für eine Philosophie der Natur und der Geschichte, hrsg. v. Ludwig HASLER, Stuttgart-Bad Cannstatt 1981, S. 145–151.

4 Vgl. Nelly TSOUYOPOULOS, *Asklepios und die Philosophen. Paradigmenwechsel in der Medizin im 19. Jahrhundert (Medizin und Philosophie 1)*, Stuttgart-Bad Cannstatt 2008, S. 61–185.

5 Thomas H. BROMAN, *The Transformation of German Academic Medicine, 1750–1820*, Cambridge u. a. 1996, S. 130: „Brunonian medicine became the banner under which scores of young, disaffected medical students marched, young men who believed their prospects in the established profession and in bourgeois society were unappealing.“ Vgl. auch ebd., S. 146–148.

6 Anne GOLDGAR, *Impolite Learning: Conduct and Community in the Republic of Letters, 1680–1750*, New Haven 1995, S. 8f.

[lässt] als bei großmütigem und toleranten Verhalten.“⁷ Und Marian Füssel zufolge eröffnen Form und Stil des Streits unter Gelehrten „einen analytischen Zugang zu bestimmten Habitus bzw. Denkraumen, in denen alle Streitenden agierten.“⁸

Dass diese Beobachtungen auch auf die Situation der deutschen Medizin um 1800, insbesondere die Auseinandersetzungen um die medizinischen Strömungen des Brownianismus und der von Andreas Röschlaub konzipierten Erregungstheorie zutreffen, merkte Bernhard Hirschel (1815–1874) bereits 1846 im ersten Band seiner *Geschichte der medicinischen Schulen und Systeme des neunzehnten Jahrhunderts* an. Hirschel zufolge ähnelten sich die Befürworter und Gegner der neuen Lehren „in Bezug auf die Art des Auftretens, welches bald offen, bald versteckt, mehr oder weniger wissenschaftlich, feindselig, ja persönlich war.“ Insgesamt gesehen war nach Hirschels Einschätzung jedoch „die Polemik der Gegner der Erregungstheorie ruhiger, überlegter, überhaupt wissenschaftlicher, während die erhitzten Anhänger derselben das durch Heftigkeit und Feindseligkeit zu ersetzen suchten, was ihnen an Gewichtigkeit der Gründe abging.“⁹

Diese Auseinandersetzungen hatten teilweise institutionelle Gründe. Unterschiedliche Auffassungen von der Medizin als Wissenschaft und vom Beruf des Arztes sowie Konkurrenz um Hörer, Einkommen und Reputation führten auch innerhalb einzelner Institutionen zu heftigen Kontroversen. Die Atmosphäre inner-

7 Martin MULSOW, *Die unanständige Gelehrtenrepublik. Wissen, Libertinage und Kommunikation in der Frühen Neuzeit*, Stuttgart/Weimar 2007, S. 77f.

8 Marian FÜSSEL, *Streitsachen – Akteure, Medien, Öffentlichkeiten. Einleitung*, in: *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale*, hrsg. v. Frauke BERNDT/Daniel FULDA (Studien zum achtzehnten Jahrhundert 34), Hamburg 2012, S. 157–162, hier S. 158. Vgl. auch ders., „On the Means of Becoming Famous in the Learned World“: Practices in the Scholarly Constitution of Status and the Emergence of a Moral Economy of Knowledge in the Eighteenth Century, in: *Scholars in Action: The Practice of Knowledge and the Figure of the Savant in the 18th Century*, hrsg. v. André HOLENSTEIN/Hubert STEINKE/Martin STUBER, Bd. 1, Leiden/Boston 2013, S. 123–143, bes. S. 128–138; Joseph LEVINE, *Strife in the Republic of Letters*, in: *Commercium litterarium. La communication dans la république des lettres 1600–1750*, hrsg. v. Hans BOTS/Françoise WAQUET, Amsterdam/Maarsen 1994, S. 301–319; Iris FLESENKÄMPER, *Im Streit mit David Hume. Normen und Grenzen des gelehrten decorum im Schottland der Aufklärung*, in: *Geschichte(n) des Wissens. Festschrift für Wolfgang E. J. Weber zum 65. Geburtstag*, hrsg. v. Mark HÄBERLEIN/Stefan PAULUS/Gregor WEBER, Augsburg 2015, S. 495–509.

9 Bernhard HIRSCHSEL, *Geschichte der medicinischen Schulen und Systeme des neunzehnten Jahrhunderts*, Bd. 1: *Geschichte des Brown'schen Systems und der Erregungstheorie*, Dresden/Leipzig 1846, S. 231. – Dass die Auseinandersetzung um den Brownianismus in Deutschland von Anfang an mit polemischer Schärfe geführt wurde, betont auch BROMAN, *Transformation* (wie Anm. 5), S. 144–146.

halb der Medizinischen Fakultät der Universität Jena um 1800 beispielsweise ist als „spannungsgeladen und vielfach unkollegial“ beschrieben worden.¹⁰ Darüber hinaus bedrohte Röschlaubs Versuch, die Medizin auf eine neue wissenschaftliche Grundlage zu stellen, unmittelbar „die Selbständigkeit und damit den Status der Praktiker“, wie Nelly Tsouyopoulos betont: „Für die gebildeten Mediziner, Universitätsprofessoren, Leibärzte von Fürsten und zahlungsfähigen Bürger hätte eine solche strukturelle Änderung Einfluss auf ihre Position innerhalb der medizinischen Gesellschaft und entsprechend auch auf ihr soziales Ansehen gehabt.“¹¹ Zudem hat bereits Urban Wiesing konstatiert, dass Röschlaub einen ausgeprägt konfrontativen Stil der fachlichen Auseinandersetzung pflegte: „Andreas Röschlaub kritisiert seine Gegner stets mit unerbittlicher Härte, was ihm zahlreiche Kritik einbringt und seine intellektuelle Isolation befördert. Seinem scharfen Urteil bleibt er treu, obwohl er weiß, welche Herausforderung sein System für die Ärzte der Zeit darstellt, und obwohl er die Gefahr sieht, mißverstanden zu werden.“¹²

Ohne die von Hirschel angeführte „Gewichtigkeit der Gründe“ im medizinischen Sinne bewerten zu wollen, beabsichtigt der vorliegende Beitrag zu zeigen, dass Polemiken und Schmähschriften einen erheblichen Anteil daran hatten, Röschlaubs Reputation im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zu unterminieren. Während Röschlaub in seinen Publikationen vermeintliche Mängel und Fehler in den Arbeiten von Kollegen in scharfem, mitunter polemischem Ton anprangerte und dies mit der Notwendigkeit rechtfertigte, seine wissenschaftlichen Erkenntnisse zu verteidigen (1.), warfen ihm Kritiker vor, gerade durch die Schärfe seiner Kritik und seinen rüden Umgangston zeitweilig eine Deutungshoheit im medizinischen Diskurs behauptet zu haben. Sein Medizinerkollege Carl Christian Matthäi (1770–1847), der sich durch eine Rezension Röschlaubs zu Unrecht herabgewürdigt sah, griff dessen medizinisches Wirken und Charakter in einer umfangreichen Schrift frontal an und forderte die deutschen Ärzte unverhohlen auf, ihn zu ächten (2.). Im zeitlichen Umfeld seines Wechsels von Bamberg nach Landshut geriet Röschlaub aber noch von anderer

10 Steffen KUBLIK/Susanne ZIMMERMANN, Zum akademischen Leben an der Medizinischen Fakultät der Universität Jena um 1800, in: *Universität im Umbruch. Universität und Wissenschaft im Spannungsfeld der Gesellschaft um 1800*, hrsg. v. Joachim BAUER/Olaf BREIDBACH/Hans-Werner HAHN (Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 35), Stuttgart 2010, S. 225–257, hier S. 248.

11 TSOUYOPOULOS, Asklepios und die Philosophen (wie Anm. 4), S. 157.

12 Urban WIESING, *Kunst oder Wissenschaft? Konzeptionen der Medizin in der Zeit der deutschen Romantik (Medizin und Philosophie 1)*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1995, S. 179.

Seite her unter Beschuss. Während eine anonym publizierte akademische Rede die Form der Parodie nutzte, um den damals noch in Bamberg tätigen Mediziner der Lächerlichkeit preiszugeben (3.), wurde Röschlaub kurz nach seinem Amtsantritt in Landshut auch in einen Ehrenhandel mit dem dortigen Bürgermeister verwickelt, der ihm eine gerichtliche Rüge eintrug (4.). Die gleichzeitigen Angriffe auf drei unterschiedlichen Diskursfeldern – der anonymen Satire, der Schmähschrift eines Kollegen und des Ehrenhandels – drängten Andreas Röschlaub offenbar zunehmend in die Defensive.

2. Röschlaubs konfrontativer Stil

Röschlaubs Schriften zum System des schottischen Arztes John Brown und zur von ihm selbst entwickelten Erregungstheorie wurden sowohl von konservativen Medizinern, die zumindest partiell an der Tradition der galenischen Medizin festhielten und ärztlicher Erfahrung sowie empirischer Beobachtung einen hohen Stellenwert einräumten, als auch von Anhängern der Schelling'schen Naturphilosophie vielfach kritisiert.¹³ Der Hannoveraner Arzt Johann Stieglitz (1767–1840) beispielsweise unterzog 1799 verschiedene Schriften, die das Brownsche System propagierten, in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* einer eingehenden Kritik.¹⁴ In Wien publizierte Augustin Trenker 1801 aus humoral- und neuropathologischer Sicht eine *Kritisch-philosophische Widerlegung des Brownischen Systems überhaupt: hauptsächlich der von Herrn Doctor Röschlaub hierüber herausgegebenen Pathogenie*,¹⁵ und Conrad J. Kilian (1771–1811), den Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816) 1802 als Nachfolger Röschlaubs aus Jena nach Bamberg holte, griff seinen Vorgänger in der Schrift *Differenz der echten und unechten Erregungstheorie* aus naturphilosophischer Warte an.¹⁶

13 HIRSCHSEL, Geschichte der medicinischen Schulen (wie Anm. 9), S. 230–249. Für eine Bibliographie der Schriften von Gegnern der Erregungstheorie vgl. ebd., S. 293–296.

14 Johann STIEGLITZ, Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend, in: Allgemeine Literatur-Zeitung 48–59 (11.02.–20.02.1799); vgl. HIRSCHSEL, Geschichte der medicinischen Schulen (wie Anm. 9), S. 240f.; Τσουροπουλος, Röschlaub (wie Anm. 1), S. 15.

15 Vgl. HIRSCHSEL, Geschichte der medicinischen Schulen (wie Anm. 9), S. 235.

16 Conrad J. KILIAN, Differenz der echten und unechten Erregungstheorie in steter Beziehung auf die Schule der Neubrownianer, Jena 1803; vgl. John H. ZAMMITO, The Gestation of German Biology: Philosophy and Physiology from Stahl to Schelling, Chicago/London 2018, S. 336.

Andreas Röschlaub nutzte insbesondere das von ihm herausgegebene *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde*, um sich mit kritischen Äußerungen über seine medizinischen Ansichten und Konzepte auseinanderzusetzen.¹⁷ Darin publizierte er unter dem Titel „Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie“ eine Serie von Stellungnahmen, in denen er Einwände seiner Kritiker zu entkräften versuchte und diese zugleich häufig scharf angriff. Im fünften Band seines Magazins beispielsweise reagierte er 1801 auf eine Rezension der Zweitauflage des ersten Teils seiner *Untersuchungen über Pathogenie* aus dem Vorjahr. Darin ordnete Röschlaub Äußerungen des Rezensenten *unter die Zahl der vagesten und zweideutigsten Sätze ein, welche nur bisher Ärzte als wahr behaupteten*; der Verfasser steckte aus seiner Sicht *greulich [...] im Irrthume*, er offenbare *großes Mißverstehen der Erregungstheorie*, und es wäre wohl *klüger von ihm gehandelt, wenn er in Sachen der Erregungstheorie sich ganz still verhielte*. Röschlaub forderte den Rezensenten auf, seine Werke zuerst einmal genauer zu studieren, ehe er dazu ein unqualifiziertes Urteil abgab. Mehr noch: Er war der Auffassung, *daß meine Werke Niemand kritisiren soll, welcher sie noch nicht versteht*.¹⁸

Dieser scharfen Erwiderung ließ Röschlaub *Erläuterungen* folgen, in denen er über seinen eigenen konfrontativen Stil reflektierte. Ein vorrangiges Ziel seines *Magazins*, so führte er aus, bestehe darin, seine Erregungstheorie weiterzuentwickeln und sie zugleich *gegen Anfälle von Gegnern in Schutz zu nehmen*. Davon überzeugt, dass seine Theorie die erste auf dem Feld der Medizin sei, die diesen Namen wirklich verdiene, musste er

nothwendiger Weise bald ernsthaft, bald launigst, bald in dem Tone der Hochachtung, bald des Verweises von Kleinlichkeiten, kurz: bald in diesem bald in einem anderen Tone zu den Gegnern derselben sprechen, je nachdem ihre Verfahrungsart als Gegner, ihre Kenntnisse, ihre Bekanntschaft mit der zu bekämpfenden Theorie, ihr Betragen und Ton überhaupt beschaffen war.¹⁹

17 Vgl. dazu auch den Beitrag von Irmtraut Sahmland in diesem Band.

18 Andreas RÖSCHLAUB, Erklärung des Herausgebers über die Rezension der zweiten Auflage des ersten Theiles seiner Untersuchungen über Pathogenie, in: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde* 5/1 (1801), S. 179–193, Zitate S. 180, 186f., 189.

19 Andreas RÖSCHLAUB, Einige Erläuterungen über etliche Stellen der im vorigen Stücke enthaltenen Erläuterungen, in: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde* 5/1 (1801), S. 194–202, Zitate S. 194f.

Der Stil, in dem Röschlaub Auseinandersetzungen mit Kritikern austrug, beinhaltete daher implizit auch stets eine Aussage über den wissenschaftlichen Rang, den er seinen Kontrahenten beimaß. Dass er dabei mitunter auch einen *grell auffallenden Ton wählte*, hielt er für gerechtfertigt: *Schmeicheln habe ich nicht gelernt, und will es nicht erst anfangen.*²⁰ Wenn er polemisch werde, geschehe dies nur im Dienst der Sache, also der wissenschaftlichen Wahrheitssuche und des medizinischen Fortschritts:

*So lange ich Polemik von meiner Seite zu unterhalten für nöthig oder doch nützlich finde, so lange [...] werde ich sie fortsetzen. Aber der Ton, in welchem sie geführt werden soll, hängt von dem Betragen meiner Gegner und ihrer Würdigkeit ab. Ich bin nun völlig überzeugt, daß ich einem Hufeland mit aller Hochachtung, wie einem Manne von großen Verdiensten zu begegnen habe: allein manchem Anonymus in dem Journale der Widersprüche, in der A.L.Z., in manchen anderen Blättern, kann ich nur wie vagen Skriblern begegnen. Der Kritiker, Rezensent, Redakteur von Rezensionen, welcher sich nicht als ächten Kritiker darstellt, sich selbst in seinem Betragen zu vieles zu Schulden kommen läßt, der verdient gewiß mehr, als jeder andere, und derber vorgekommen zu werden.*²¹

Dass er sich insbesondere mit Besprechungen in der A.L.Z. – der *Allgemeinen Literatur-Zeitung*, einem der führenden Rezensionsjournale um 1800²² – auseinandersetzen müsse, hielt Röschlaub sowohl angesichts der weiten Verbreitung dieses Mediums als auch angesichts des Niveaus der fraglichen Texte für evident: *Die allermeisten kleineren oder größeren Rezensionen zeugten von der größten Ignoranz der Rezensenten in dem Systeme, und von der Verworrenheit und Grundlosigkeit ihrer gesammten Kenntnisse.* Die Sammelbesprechung von Johann Stieglitz über den Brownianismus könne zwar am ehesten noch einen gewissen Wert beanspruchen, aber selbst diese zeige, dass der Rezensent weder Browns Hauptschrift, die *Elementa medicinae*, noch die neueren Bearbeitungen der *Erregungstheorie* ganz gehörig versteht. Überdies hätten *alle Rezensenten solcher Schriften [...] ein Betragen gezeigt, das Züchtigung verdient, und zwar um so mehr, weil es gerade in der A.L.Z. geschah, welche vordem in ziemlichem Kredite und Ansehen stande, von der man wenigstens vermuthete, daß wahre Kritiker allda rezensirten.*²³ Während ernsthafte und renommierte Wissenschaftler wie Christoph Wilhelm Hufeland

20 Ebd., S. 195.

21 Ebd., S. 196.

22 Vgl. Thomas HABEL, *Gelehrte Journale und Zeitungen der Aufklärung. Zur Entstehung, Entwicklung und Erschließung deutschsprachiger Rezensionszeitschriften des 18. Jahrhunderts* (Presse und Geschichte – Neue Beiträge 17), Bremen 2007.

23 RÖSCHLAUB, *Einige Erläuterungen* (wie Anm. 19), S. 197f.

(1762–1836) seine Wertschätzung genossen, zeigte Röschlaub sich daher entschlossen, auch weiterhin *die schärfste Geißel gegen unberufene Schriftsteller und hauptsächlich gegen unwissende Kritiker* zu gebrauchen.²⁴ Wie sich zeigen wird, setzte sich mancher von Röschlaubs *Geißel* Getroffene allerdings unvermutet heftig zur Wehr.

3. Die Auseinandersetzung mit Carl Christian Matthäi

Im fünften Band seines *Magazins zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde* veröffentlichte Andreas Röschlaub 1801 einen 37 Seiten langen Text unter dem Titel „Einiges über Theorie und ihren Werth für den Arzt, nebst Würdigung eines Aufsatzes von Dr. C. C. Matthäi, Physikus in Hameln.“²⁵ Der angesprochene Autor war der niedersächsische Arzt Carl Christian Matthäi, der in Göttingen und Helmstedt studiert hatte, daraufhin in Wunstorf praktiziert hatte und 1801 als Landphysikus nach Hameln berufen worden war. Im selben Jahr hatte er ein *Handbuch der von J. Brown zuerst vorgetragenen Erregungstheorie* veröffentlicht; er war also an den neuen medizinischen Konzepten, die Röschlaub propagierte und die er gemeinsam mit Adalbert Friedrich Marcus zu dieser Zeit am Bamberger Krankenhaus erprobte, durchaus interessiert.²⁶ In seinem Beitrag kanzelte Röschlaub Matthäis Aufsatz „Wann darf und soll der Arzt am Krankenbette die Bestimmungsgründe seines Handelns nach dem System wählen?“ allerdings gleich zu Beginn als wissenschaftlich weitgehend wertlos ab: Wäre dieser nicht *in dem Journale des berühmten Hufeland* erschienen, so hielte er ihn eigentlich *keiner Erwähnung werth*. Dass er sich überhaupt damit befasse, sei einerseits der Tatsache geschuldet, dass Matthäis Beitrag an prominenter Stelle gedruckt worden war; andererseits diene er ihm – ungeachtet seiner *Seichtheit* – als Anlass, um grundsätzlich über das Verhältnis von Theorie und Empirie in der Medizin zu reflektieren.²⁷ Matthäis Verständnis der ärztlichen Tätigkeit

24 Ebd., S. 201.

25 Andreas RÖSCHLAUB, Einiges über Theorie und ihren Werth für den Arzt, nebst Würdigung eines Aufsatzes von Dr. C. C. Matthäi, Physikus in Hameln, in: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde* 5 (1801), S. 300–336.

26 Vgl. August HIRSCH, Matthaëi, Karl Christian, in: ADB 20 (1884), S. 608. Wiesing zitiert Matthäi – für den er falsche Lebensdaten angibt – als Beispiel für die „weitverbreitete Theorieverdrossenheit“ seiner Zeit: WIESING, *Kunst oder Wissenschaft?* (wie Anm. 12), S. 73f.

27 RÖSCHLAUB, Einiges über Theorie (wie Anm. 25), S. 300f.

unterscheide sich grundlegend von seinem eigenen. Carl Christian Matthäi gehöre offenbar zu jenen Empirikern, die sich ganz auf Erfahrung, Beobachtung und Diagnose verließen – und von denen Röschlaub eine denkbar schlechte Meinung hatte:

Wer kennt diese Race von Ärzten nicht? Und wer sie kennt, wer glaubt ihnen nicht auf ihr Wort, daß das Theoretisiren, daß Prinzipien für ihre Praktik ganz entbehrliche, völlig unnütze Dinge seyn: und wer wird diejenigen nicht selbst eines Widerspruches mit ihrem Betragen beschuldigen, welche von ihnen sich einfallen lassen, von der Theorie, als etwas für den Arzt wichtigem zu sprechen? Wahrlich sie können, dürfen und müssen alles Theoretisirens sich entschlagen, um als wahre Experimentissimi vor den Kranken zu treten.²⁸

Theoretiker wie er selbst beschäftigten sich hingegen mit Zusammenhängen, Kausalitäten und Prinzipien. Matthäis Einwand, dass in der Geschichte der Medizin unterschiedliche Theorien einander abgelöst hätten, hielt Röschlaub entgegen, dass es nur eine wahre Theorie geben könne: *Ist diese einmal vorhanden; dann muß aller Streit unter denen, welche sie verstehen, nothwendig aufhören; und wer sie nicht versteht, der mag immerhin streiten, oder ohne alle Theorie Krankheitskurirer seyn.*²⁹ Und der Einsicht des Empirikers in die Unheilbarkeit mancher Krankheiten hielt Röschlaub die optimistische Erwartung entgegen, dass diese zukünftig heilbar sein würden, wenn erst das richtige theoretische Fundament dafür gelegt sei. Bereits das Brownsche System habe in dieser Hinsicht erhebliche Fortschritte gebracht. Wenn Matthäi *die praktische Brauchbarkeit der Theorie einsähe*, so Röschlaub, *so würde er nicht so albernes Zeug darüber vorgebracht haben.*³⁰ Wenn man hingegen – wie Matthäi dies offenbar propagiere – bei bestimmten Krankheiten lediglich auf altbewährte Heilmittel und -methoden recurriere, dann gehe man lediglich *den Weg der Pfuscher und Quacksalber.*³¹ Im Endeffekt gehe es darum, Theorie und Empirie in Einklang zu bringen:

Theorie muß mit Erfahrung, diese mit jener zusammenstimmen, und gleichsam in Eins zusammenfallen. Beide müssen reine Geschichte der Natur seyn. Daraus folgt, daß nur wahre Theorie den Arzt zum Ziele führt, ihn immer sicher leitet. Es ist schlechthin unmöglich, daß die Theorie je die Schuld einer schlechten Behandlung eines Kranken trägt, wenn sie als wahre Theorie existirt, und der Arzt ganz richtig sie in Anwendung bringt.³²

28 Ebd., S. 310.

29 Ebd., S. 314.

30 Ebd., S. 318.

31 Ebd., S. 320.

32 Ebd., S. 320f.

Indem er verschiedene Textpassagen aus Matthäis Aufsatz zerpflückte, versuchte Röschlaub zu zeigen, dass dieser sich seiner Sache selbst nicht so sicher war, wie er vorgab. Es erschien dem Bamberger Mediziner *kaum übertrieben*, Matthäi als *rohen Empiriker* zu betrachten, *welcher kaum durch mehr als den Doktorstitel von dem elendesten Pfuscher und Quacksalber unterschieden ist*.³³ Röschlaub hielt es für erwiesen, dass der Arzt aus Hameln weder ein rechtes Verständnis von medizinischer Theorie noch eine zutreffende Vorstellung von genuiner Erfahrung habe: *Denn wüßte er dieses, so wüßte er, daß Erfahrung gar nicht ohne Theorie, so wie nicht Theorie ohne Erfahrung existiren könne*.³⁴ Nur wer sich theoretisches Wissen aneigne, dürfe sich Arzt oder Heilkünstler nennen; alle anderen seien schlichte Handwerker.³⁵ Auf den Einwand, dass bislang keine *solide Theorie* existiere, entgegnete Röschlaub,

daß sich durch die neuern Bearbeitungen des Brownschen Systems allerdings eine Theorie, die erste wahre bisher, ankünde, welche nur der Vervollkommnung und Vollendung bedarf, um ganz das zu seyn, was der Arzt bedarf, um wahrhaft Künstler zu seyn. Schon der jetzige Zustand der Erregungstheorie gewährt dem Arzte in sehr vielen Fällen, wie sie gewöhnlich vorkommen, volle Gewißheit, sowohl in Hinsicht der Diagnostik und Indikazion, als selbst der Prognostik.³⁶

Carl Christian Matthäi, der inzwischen von Hameln als Brunnenarzt und Landphysikus nach Verden gewechselt war, beließ es nicht bei einer einfachen Entgegnung auf diese Kritik an seiner Arbeit, sondern antwortete darauf gleich mit einem ganzen Buch. Im folgenden Jahr erschien in Frankfurt am Main seine rund 330 Seiten starke Schrift unter dem Titel *Über Andreas Röschlaubs Werth als Schriftsteller, Arzt und Mensch, nebst einigen die Erregungstheorie betreffenden Untersuchungen*. Wie er gleich zu Beginn in einem pathetischen Appell deutlich machte, wollte Matthäi mit seiner Publikation seinen Medizinerkollegen vor Augen führen, dass Röschlaub sie geblendet habe:

Aerzte Deutschlands! Andreas Röschlaub wußte auf mancherlei Wegen euer Vertrauen und euren Beifall eine kurze Zeit sich zu erwerben. Ihr ergriffet mit thätiger Theilnahme die Idee, die Medicin auf eine höher Stufe [sic!] der Vollkommenheit [...] zu erheben, der er ernstlich nachzustreben versprach. Er hat euch getäuscht! Verwir-

33 Ebd., S. 326.

34 Ebd.

35 Ebd., S. 327–336.

36 Ebd., S. 336.

*... rung, nicht Vervollkommnung, ist das Ziel, dem er nachstrebte! und dies Ziel hat er erreicht!*³⁷

Dieser Mann, der als Hochschullehrer nach wie vor großen Einfluss, insbesondere auf angehende Mediziner, ausübe, würde *Menschenleben als Mittel, nicht als Zweck [...] betrachten* und schrecke nicht einmal davor zurück, *der Theorie zu gefallen, Menschen zu vergiften, oder in unheilbare Krankheiten zu stürzen*. Die *bessern Aerzte Deutschlands* sollten sich mit ihm, Matthäi, *gegen diesen Rasenden* verbünden, Röschlaub das Handwerk legen und ihm öffentlich ihre Verachtung zeigen.³⁸ Es ging dem Autor also um viel mehr als die schlichte Widerlegung eines Kontrahenten – er wollte diesen vollständig diskreditieren und aus der wissenschaftlichen Gemeinschaft verbannt sehen. In seiner Streitschrift charakterisierte Matthäi die neuere Geschichte der Medizin als vergebliche Suche nach einer umfassenden, alles erklärenden Theorie. Die *größten, geübtesten, glücklichsten practischen Aerzte* seien *daher immer im bessern Sinne des Worts Empiriker* gewesen, deren Behandlungsgrundsätze letztlich auf Erfahrung basierten.³⁹ Die Faszination, die John Browns System Ende des 18. Jahrhunderts auf viele Ärzte ausübte, erklärte Matthäi damit, dass der schottische Arzt zumindest den Versuch unternommen habe, *der Medicin ein höchstes Princip zu bestimmen, [...] und so Ordnung in das ungeheure Heer der Thatsachen zu bringen*.⁴⁰ Im Gegensatz zu praktisch allen anderen Ärzten habe Andreas Röschlaub Browns Systems verabsolutiert und postuliere vehement dessen uneingeschränkte Gültigkeit. Röschlaub, so Matthäi weiter, habe trotz seiner Arbeitsbelastung als Armen- und Krankenhausarzt sowie als Medizinprofessor in Bamberg innerhalb von nur fünf Jahren eine schier unglaubliche Menge an Arbeiten publiziert: *Scheint es nicht alle menschliche Kräfte zu überstiegen, in 5 Jahren 350 gedruckte Bogen zu liefern?*⁴¹ Bei einer derart ausufernden Produktion könne kaum etwas *anders herauskommen, wie ein Combiniren, Wiederkäuen einiger Ideen, da das mechanische Arbeiten, Schreiben, den Druk besorgen, kaum Zeit übrig läßt, neue Ideen zu schöpfen*.⁴² Demnach zielte Matthäis Streitschrift durch eine Prüfung von Röschlaubs

37 Karl Christian MATTHÄI, Über Andreas Röschlaubs Werth als Schriftsteller, Arzt und Mensch, nebst einigen die Erregungstheorie betreffenden Untersuchungen, Frankfurt a. M. 1802, unpaginierte Vorrede.

38 Ebd.

39 Ebd., S. 3.

40 Ebd., S. 5.

41 Ebd., S. 13.

42 Ebd., S. 14.

Arbeiten auf den Nachweis ab, dass dieser tatsächlich nur ein Vielschreiber und Dogmatiker, aber keineswegs ein origineller theoretischer Kopf war. Ein Kernpunkt von Matthäis Kritik an Röschlaub war dessen vermeintlich blinder Glaube an die Richtigkeit seines medizinischen Systems:

Röschlaub verbreitet eine verderbliche Selbstsucht, und gelehrten Dünkel über einen großen Theil unserer jungen Aerzte. Er giebt sich das Ansehen, als sei das einzig wahre, einzig mögliche System der Medicin schon gefunden, bestehe dasselbe in dem Brownschen System, so wie er es unter dem Namen der Erregungstheorie vortrug, tobt gegen alle, die dies für unwahr halten, beurtheilt in diesem Sinn die Schriften unserer besten Köpfe, findet in ihnen nicht das einzig wahre System, nennt also ihre Bemühungen unnütz, überflüssig, verderblich für Menschenwohl; und das zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie nicht lehren, was sie wirklich nicht wissen, das einzig mögliche System, und sie nicht unedel genug sind, ein Wissen zu affectiren, was sie wirklich nicht besitzen, was niemand besitzt, am wenigsten Röschlaub.⁴³

Die Medizin, so Matthäi, könne gar kein kohärentes System hervorbringen, da ihre Grundsätze niemals absolute Gewissheit beanspruchen könnten oder zwingend einer inneren Logik folgen würden. Dies sei auch Brown bewusst gewesen, während Röschlaub sich bei der Naturphilosophie bedient habe, um die von ihm angestrebte Kohärenz und Systematik vorzuspiegeln. Ein medizinisches System im logischen Sinne auf dem Grundsatz der Erregbarkeit aufzubauen, sei schlicht nicht möglich, weswegen die Ärzte weiterhin auf Erfahrung und Beobachtung angewiesen blieben.⁴⁴ Röschlaub sei somit

denselben Weg gegangen, den Brown ihm zeigte, er mag den Philosophen so viele Worte abborgen, wie er will; er mag sagen: seine Fundamentalsätze bedürften der Erfahrung zu ihrer Begründung nicht; wären absolut gewiß, giengen aller möglichen Erfahrung vorher, oder mag es lassen. Wenn man ihren Ursprung verfolgt, so sieht man, daß er sich täuschte, oder absichtlich das Publicum zu täuschen suchte.⁴⁵

Letztlich habe Röschlaub nichts anderes getan, als Browns Ideen *mit der ekelhaftesten Weitschweifigkeit vorgetragen zu haben*; etwas substantiell Neues habe er ihnen nicht hinzugefügt.⁴⁶ Dieses Verdienst wiege freilich gering *gegen den ungeheuren Schaden, den er stiftete durch die Dum[m]dreistigkeit, die Verachtung des Beobachtungs- und Erfahrungsweges, die er in den Köpfen mehrerer noch nicht geübter Aerzte, die das Spinnge-*

43 Ebd., S. 19f.

44 Ebd., S. 22–34.

45 Ebd., S. 34.

46 Ebd., S. 35.

webe seiner Sophistereien, das Unwahre, Unverschämte seiner dreisten Behauptung nicht zu durchschauen vermochten, fest setzte.⁴⁷ Dass Röschlaub willkürlich erdachte Begriffe, halbwahre Sätze, unfruchtbare Hypothesen wieder in die medizinische Wissenschaft einführe, die Brown erfolgreich daraus getilgt habe, werden durch dessen grobe Umgangs- und Kommunikationsformen noch verschlimmert. Matthäi warf ihm vor, daß sein Betragen alles schikliche, und sittliche Gefühl empört, daß er den Ton und die Sprache der Karrenschieber, das Geschwätz der alten Weiber durch sein Beispiel unter den Schriftstellern Deutschlands einzuführen suchte.⁴⁸

Matthäi bediente alle Register der Polemik: Er reihte rhetorische Fragen und Invektiven aneinander, titulierte Röschlaub als *Schwäzer*, *Sophisten* und *Keulenschwinger* und warf ihm Streit- und Rachsucht vor.⁴⁹ Er sprach seinem Kontrahenten *richtiges Denkvermögen* ab,⁵⁰ konstatierte eine Vielzahl von Widersprüchen in dessen Schriften, kommentierte zahlreiche Textstellen voller Hohn und Sarkasmus und spielte Brown und Röschlaub gegeneinander aus: *Was würde Brown sagen, wenn er noch lebte; wie würde er Röschlaub aushunzen, daß er seine Grundsätze so verballhornte.*⁵¹ In sprachlich-stilistischer Hinsicht sei er *der wässerichte Schriftsteller, den je unsere Nation im wissenschaftlichen Fache hervorbrachte. [...] Die Tautologie ist seine liebste Figur; und man muß ihm den Ruhm, lassen, daß er alle seine Vorgänger in dieser Art der schönen Diction übertrifft.*⁵² Statt Präzision in der wissenschaftlichen Diktion praktiziere er lediglich *Wortgeklingel.*⁵³ Lese man seine Schriften im Zusammenhang, erscheine es schier *unglaublich [...], daß ein so widersinniges Gemengsel aus einem Kopfe seinen Ursprung nehmen konnte.*⁵⁴ Während John Brown, Immanuel Kant oder Johann Gottlieb Fichte jahrelang an ihren wissenschaftlichen Systemen gefeilt hätten, ehe sie diese in ausgereifter Form publizierten, spreche *Röschlaub immer von Dingen, die er noch thun will, und unterhält seine Leser während der Zeit mit einem weitläufigen Geschwätz, und nennt es Vorbereitung, annähernde Anstrengung zur Hervorbringung der Wissenschaft.*⁵⁵ Sogar

47 Ebd., S. 36.

48 Ebd., S. 36f.

49 Ebd., S. 39f.

50 Ebd., S. 46, 93.

51 Ebd., S. 61.

52 Ebd., S. 76f.

53 Ebd., S. 82.

54 Ebd., S. 94.

55 Ebd., S. 97f.

antijüdische Vorurteile mobilisierte Matthäi gegen Röschlaub⁵⁶ – der zwar christlicher Herkunft war, aber am Bamberger Krankenhaus eng mit dem Konvertiten Adalbert Friedrich Marcus zusammengearbeitet hatte.⁵⁷

Ein zentraler Vorwurf Matthäis lautete, dass es Röschlaub an empirischer Erfahrung fehle und er mit elementaren medizinischen Tatsachen, *die jeder Arzt und Naturforscher durchaus kennen muß*, nicht vertraut sei. Dadurch habe er sich *unwürdig gemacht, den Namen eines Arztes ferner zu führen*.⁵⁸ Matthäi ereiferte sich über *die Dreistigkeit dieses Unwissenden, seine Phantasien und Grillen für Erfahrungen auszugeben*.⁵⁹ Röschlaub maße sich an, dass die *Beobachtungen eines Anfängers, die er in einem Zeitraum von etwas mehr wie einem Jahre machte, die Resultate der geübtesten, beschäftigsten, scharfsinnigsten Aerzte über den Haufen werfen sollten*.⁶⁰ In einem Kapitel über *Schriften, die Röschlaub noch zu liefern gedenkt*, listete Matthäi nicht weniger als 28 Themen auf, zu denen sein Kontrahent künftige Publikationen angekündigt hatte.⁶¹ Dem Brownschen System habe er nichts Substantielles hinzugefügt, sondern lediglich dessen Gedanken *in einer andern Folge, mit andern Worten vorgetragen*.⁶² Nicht besser stehe es um die medizinische Praxis: *Die Behandlung ist so confus, die Recepte so schlecht, daß man zweifelhaft werden muß, ob es überhaupt schlechter zu machen sei*.⁶³ Ein eigenes Kapitel von Matthäis Schrift war *Röschlaubs Streit- und Zanksucht* gewidmet: Seine angeblichen Widerlegungen anderer Autoren liefen zumeist auf *Wortklaubereien* hinaus, und er bediene sich eines Tones, *der alles übertrifft, was je pöbelhaftes, unverschämtes und grobes geschrieben worden sei*. Abgeschlossen wurde das entsprechende Kapitel durch ein fast 60 Namen umfassendes *alphabetisches Verzeichniß der Schriftsteller, die Röschlaub mehr oder weniger mit Koth bewarf, durch willkürliche Behauptungen ihren wissenschaftlichen und moralischen Werth antastete*. Diese Liste reichte von dem Tübinger

56 An vielen Stellen [in Röschlaubs Werken] kommt das unter den gemeinen Juden gebräuchliche Ausrufungswort Mein! vor. Schon an einer andern Stelle, [...] wo er den Geruch der Juden bestimmt, hat er seinen genauen Umgang mit ihnen bemerklich gemacht. Man braucht sich also nun auch nicht zu verwundern, wenn er ihre Sprache in Schriften einführt. Ebd., S. 111.

57 Vgl. Mark HÄBERLEIN/Michaela SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816). Ein Bamberger Arzt zwischen aufgeklärten Reformen und romantischer Medizin (Stadt und Region in der Vormoderne 5), Würzburg 2016.

58 MATTHÄI, Über Andreas Röschlaubs Werth (wie Anm. 37), S. 113.

59 Ebd., S. 130.

60 Ebd., S. 139.

61 Ebd., S. 144–150.

62 Ebd., S. 155f.

63 Ebd., S. 173.

Medizinprofessor Johann H. Ferdinand Autenrieth (1772–1835) über dessen Erfurter Kollegen August Friedrich Hecker (1763–1811) und Alexander von Humboldt (1769–1859) bis hin zu dem Göttinger Anatomen Heinrich August Wrisberg (1739–1808).⁶⁴ Besonders erbittert war Matthäi über die massive Kritik Röschlaubs an dem von ihm offenbar sehr geschätzten Jenaer Mediziner Christoph Wilhelm Hufeland: *Dieser Gelehrte, dessen liebenswürdiger Character alle, die ihn kennen, mit Hochachtung erfüllt, der für die Arzneikunde so viel leistete, ist ohnstreitig von Röschlaub am elendesten behandelt.*⁶⁵ Während Hufeland als das Musterbild des höflichen, bescheidenen und nur der Sache verpflichteten Forschers erscheint, habe sein Kontrahent ihn derart unflätig attackiert, *daß man zweifelhaft werden muß, ob Röschlaub nicht schon jetzt seinen Verstand völlig verloren hat.*⁶⁶

Als Mensch schließlich zeichne sich Röschlaub vorrangig durch *Eitelkeit, Stolz und Hochmuth, Bösigkeit und Lästersucht* sowie durch *Mangel an Wahrheitsliebe* aus. Wenn er Kranke behandle, schrecke er auch nicht davor zurück, *gegen eigene bessere Ueberzeugung* zu handeln. Die Liste dieser Charaktermängel und Verfehlungen kulminierte in dem Vorwurf, dass Röschlaub *aus Mangel an Aufmerksamkeit* und Unwissenheit Menschenleben gefährdet habe.⁶⁷ Um ihn als Lügner zu enttarnen, führte Matthäi aus, dass dieser in seinem Magazin eine Krankengeschichte des bekannten Dichters August von Kotzebue (1761–1819) abgedruckt habe.⁶⁸ Als Kotzebue, der sich damals in Russland befand, von dort zurückgekehrt sei, habe er in mehreren Zeitungen inseriert, dass die ganze Geschichte eine Erfindung des Bamberger Arztes sei. Darauf wiederum habe Röschlaub mit einem *wahrlich unsinnigen Ausfall auf Kotzebue* reagiert und *die ganze Geschichte für Spaß und Scherz* erklärt.⁶⁹ Matthäi war daher überzeugt, *daß ein sehr großer Theil des medicinischen Publicums die Schriften dieses halb-wahnsinnigen nicht weiter lieset, und wer es noch thut, nur den größten Unwillen und Abscheu für einen Mann empfindet, der eben so stolz als einfältig und bösig ist.*⁷⁰ Dass der Bamberger Arzt einen Säugling mit einer beträchtlichen Menge einer Opiumtinktur

64 Ebd., S. 180–276, Zitate S. 185, 192, 200.

65 Ebd., S. 224.

66 Ebd., S. 228.

67 Ebd., S. 286f.

68 Vgl. zu dieser Episode Urban WIESING, *Der Dichter, die Posse und die Erregbarkeit. August von Kotzebue und der Brownianismus*, in: *Medizinhistorisches Journal* 25 (1990), S. 234–251.

69 MATTHÄI, *Über Andreas Röschlaubs Werth* (wie Anm. 37), S. 296–300, Zitat S. 297.

70 Ebd., S. 302.

behandelt habe, hielt Matthäi schließlich für einen schlagenden Beweis, dass dieser mutwillig Menschenleben aufs Spiel setze.⁷¹

Matthäis Streitschrift fand in Fachkreisen einige Aufmerksamkeit. Die in Salzburg erscheinende, von Johann Jacob Hartenkeil (1761–1808) herausgegebene *Medicinchirurgische Zeitung*⁷² etwa widmete ihr eine neunseitige Besprechung, die ausführlich aus dem Werk zitierte. Der Rezensent schützte zwar einerseits Objektivität vor und bezeichnete sich selbst als einen *große[n] Freund der Erregungstheorie*; gleichwohl stimmte er mit Matthäi darin überein, dass man *den Unfug, den Hr. Prof. Röschlaub bisher trieb, nicht gleichgültig mit ansehen* und weder seine Vorgehensweise noch seinen Ton gutheißen könne. Er war sich mit Matthäi zwar nicht in allen Punkten einig, hielt dessen Kernaussagen jedoch für treffend. Die Streitschrift werde zweifellos ein beträchtliches Echo finden: *Beynahe alle gelehrte Aerzte Deutschlands, denen Röschlaub so unanständig begegnete, werden sich [...] über die Erscheinung dieser zum Theil sehr gründlich, zum Theil sehr nachdrucksvollen Schrift freuen.*⁷³ Von Matthäis Charakterisierung Röschlaubs als Mensch freilich distanzierte sich der Rezensent der *Medicinchirurgischen Zeitung*, da *Niemanden das Recht gebührt, sich in öffentlichen Schriften als Untersucher und Richter über das Moralische irgend eines Individuums aufzuwerfen.*⁷⁴

4. Eine fingierte Abschiedsrede

Unter dem Titel *Über die Aferanwendung des neuesten Systems der Philosophie auf der Medizin* erschien im Jahre 1802, in dem Andreas Röschlaub von Bamberg nach Landshut wechselte, *Eine Rede vorgetragen von Professor Andreas Röschlaub, herausgegeben von einem seiner Freunde*. Die Schrift war sämtlichen Medizinprofessoren der Universität Landshut gewidmet – zum Glückwunsche, daß nun Sie den großen Röschlaub in Ihrer Mitte besitzen. Bereits die Vorrede zu dieser Schrift war von Ironie durchtränkt: Der anonyme Herausgeber behauptete, er habe die Rede bei Röschlaubs letztem Auftritt als Dekan der Bamberger Medizinischen Fakultät anlässlich der Disputation von

71 Ebd., S. 314–329.

72 Zum Herausgeber vgl. Alfred Stefan WEISS, *Salzburgs Medizin um 1800 – Der Arzt Dr. Johann Jakob Hartenkeil (1761–1808), sein Leben und Wirken in der Stadt Salzburg*, in: *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde* 148 (2008), S. 105–146.

73 *Medicinchirurgische Zeitung* Nr. 54, 9. Juli 1802, S. 49–58, Zitate S. 50f.

74 Ebd., S. 57f.

dessen Schüler Christian Pfeufer (1780–1852)⁷⁵ gehört und anschließend zu Papier gebracht. Da der ganze Festakt *eine Erhabenheit und Würde* ausgestrahlt habe, wie sie *des großen Röschlaubs würdig war*, habe dieser die Gelegenheit genutzt, über die *wichtige Materie* des Verhältnisses von neuester Philosophie und Medizin *etwas erschöpfendes vorzutragen*. Der Herausgeber wollte sich zwar nicht dafür verbürgen, dass er die gesamte Rede wortgetreu wiedergebe; er versicherte jedoch, dass *in der ganzen Rede nichts vorkommt, was nicht wenigstens H. Prof. Röschlaub hätte sagen können*.⁷⁶

Der eigentliche Text der vermeintlichen Rede ließ Röschlaub als einen Mann erscheinen, der an maßloser Selbstüberschätzung litt und zutiefst von seiner eigenen Bedeutung überzeugt war. Dazu schlug er einen hochtrabenden Ton an:

*Vier Jahre, geehrteste H[erren] Zuhörer, vier glückliche Jahre sind es, daß ganz Deutschland meinen Namen mit Verehrung nennt. Vier glückliche Jahre für mich, der in dieser allgemeinen Verehrung den Lohn für seine kostbaren Bemühungen um das Wohl der gesammten Heilkunde findet. Vier glückliche Jahre für Sie, geliebten Herren Kollegen, Professoren und Beisitzer der medizinischen Fakultät, die durch das wohlthätige Licht meines Ruhms wie der Mond von der Sonne erleuchtet wurden. Vier glückliche Jahre für Sie, zahlreichen Herren Zuhörer, die an meinen Brüsten die erregende Milche des Brownianismus sogen, von meinem Munde die ewigen Wahrheiten der Erregungstheorie vernahmen, und so treu in ihre Herz gruben. Vier glückliche Jahre für euch Bürger Bambergs, die ihr so manchen Mutterpfening von den aus ganz Europa zuströmenden Studierenden in eure Hände bekommen habt. – Wenn ich diese kurze, aber in der Geschichte der Heilkunde merkwürdige Periode mit einem unpartheyischen Blicke übersehe, wenn ich bedenke, wie viel die Heilkunde durch mich gewonnen, wenn ich die Zahl derjenigen berechne, die durch mich aus dem Schlamme der Unwissenheit gerissen und zu Jüngern und Aposteln der Erregungstheorie umgeschaffen wurden, so stehe ich hier auf diesen Katheter, vor euern Augen [...], ja vor der ganzen Welt fest, wie die hundertjährige Eiche, die dem Sturmwinde trotzt.*⁷⁷

In diesem pathetischen Tonfall schilderte der vermeintliche Festredner Röschlaub, wie er das System des schottischen Arztes John Brown in Deutschland bekannt gemacht und *mit unbegrenzter, aber in ökonomischer Hinsicht vortheilhafter Weitschwei-*

75 Pfeufer wurde 1816 als Nachfolger von Adalbert Friedrich Marcus Leiter des Bamberger Allgemeinen Krankenhauses. Bernhard SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (1648–1803). Studien zur Institutionen- und Sozialgeschichte, 2 Bde. (Spektrum Kulturwissenschaften 7) (Diss.), Berlin 2004, Bd. 2, S. 1282–1286.

76 [Anon.], Über die Aferanwendung des neusten Systems der Philosophie auf der Medizin, o.O. 1802, Vorrede.

77 Ebd., S. 7.

figkeit weiterentwickelt habe. Seine Erregungstheorie habe er *als die erste und einzige Theorie der Heilkunde in der gerechtesten Selbstgenügsamkeit ausposaunt[]*. In harter Arbeit habe er ein umfangreiches Werk verfasst, bis ihm *das ewige Wiederholen selbst Langeweile* bereitet habe, und seine Kollegen derart beschimpft und gescholten, dass ihm schließlich *keine Lästerungen mehr gegen alle jene Dummköpfe, die mir aus angeborener und daher unheilbarer Stupidität keinen blinden Glauben beymessen wollten, einfallen wollten*.⁷⁸ Ermutigt durch erste publizistische Erfolge, habe er den eingeschlagenen Weg konsequent weiterverfolgt: *Wer einmal mit reeller Energie sich über sich selbst erhebt, wer einmal den gehörigen Grad Eigendünkels hat, um alles außer sich zu verachten [...], der könne gar nicht anders handeln, als ich bisher wirklich gehandelt habe*.⁷⁹ Da er wenig von Naturwissenschaften verstünde und sich nie für längere Zeit außerhalb Bambergs aufgehalten habe, hätte er allerdings seinen *Mangel an reellen Kenntnissen [...] geschickter Weise auf mancherley Art kaschieren* müssen:

*Ich hüllte mich mit meiner Ignoranz ins heilige dunkel der neuern Philosophie; vom Kantianismus hatte ich einiges durchs Hörensagen profitirt; ein aus Jena kommender Student hatte mich versichert, das Fichte weiter wäre als Kant; ich nahm daher bey einer gelehrtscheinenden Wanderung Fichtes Wissenschaftslehre mit mir im Postwagen, wobey ich lernte, daß in diesem Werke die Rede vom Ich und nicht Ich sey; nun blieb mir nur noch übrig, mich an Schelling zu wenden, von dem ich auch mit vielem Ernste einige Werke las; endlich kam ich so weit, daß mit Hülfe eines weiltläufigen Wortgepränges allen Leuten glauben machen konnte, ich seye nun selbst in die neuere und neueste Philosophie eingeweiht.*⁸⁰

Die Vermengung halbverdauter philosophischer Ideen mit dem Brownschen System habe Röschlaub Ansehen und Bewunderung bei seinen Zuhörern verschafft, so dass er *im Besitze des reinsten, nur durch wenige Umstände gestörten, literarischen Glückes* gewesen sei, zumal er seine Gegner *immer mit Schimpfen so zu betäuben vermochte, daß ihnen Hören und Sehen vergieng, und sie allen Muth verloren, etwas ferner zu sagen*.⁸¹ Die *enge Verbindung* mit Schelling habe Röschlaubs Ruhm weiter gefestigt, so dass er schließlich selbst davon überzeugt gewesen sei, er sei *der vom Schicksal auserkohrene, die Heilkunde durch Bearbeitung nach Prinzipien der Naturphilosophie ein für allemal auf den Gipfel der Vollkommenheit zu heben*.⁸² Röschlaubs Glück und seine *Hoffnung der*

78 Ebd., S. 8.

79 Ebd., S. 10f.

80 Ebd., S. 11.

81 Ebd., S. 12.

82 Ebd., S. 12f.

Unsterblichkeit seien erst getrübt worden, als junge Studierende aus Jena, dem *Sitze der neusten Philosophie*, nach Bamberg gekommen seien und begonnen hätten, ihm *jene Anbetung* zu versagen, die er *von meinen Zuhörern zu fordern, gewohnt war. Es wurde bey den häufigen Disputationen Mode, Streitsätze aufzustellen, von denen ich oft kein Wort verstand, wobey ich aber doch deutlich merken konnte, daß sie der Erregungstheorie eben nicht sehr ersprieslich seyen.*⁸³ Im Zuge seiner Beschäftigung mit der Schelling'schen Naturphilosophie sei Röschlaub angeblich klar geworden, dass diese mit seiner Erregungstheorie kaum vereinbar sei. Nachdem er sich früher über die rein praktischen Ärzte mokiert habe, sei er nun zum Angriff auf die Naturphilosophie übergegangen, und die Disputation seines Schülers Christian Pfeufer liefere den Beweis, dass Röschlaub nunmehr *durch alle Grade der Plathheit aus den philosophischen Höhen zum Mist herabsteige.*⁸⁴ Die angebliche Rede schloss mit einem pathetischen Appell an die Empiriker unter den deutschen Ärzten, Röschlaub seine *Verirrung ins Gebiet der Philosophie* nachzusehen und ihn wieder gnädig in ihre Reihen aufzunehmen.⁸⁵

Diese satirische Schrift fand in der Fachwelt durchaus Beachtung. Die bereits erwähnte *Medizinisch-chirurgische Zeitung* berichtete im selben Jahr, dass eine Neuaufgabe erschienen sei, die in einer Ergänzung zum Titelblatt auch die Urheber nenne: *Ein Pasquill auf Prof. Röschlaub, projektirt von Hofrath Marcus und Prof. Döllinger in Bamberg, und verfaßt von Doktor Reubel, dem Schwaben, weil. Doktor legens ebendasselbst.* Joseph Reubel (1779–1852) war im selben Jahr mit einer stark naturphilosophisch inspirierten Dissertation in Bamberg promoviert worden,⁸⁶ während Röschlaubs Bamberger Kollege Ignaz Christoph Döllinger (1770–1841) kurze Zeit später nach Würzburg wechselte⁸⁷ und Adalbert Friedrich Marcus am Bamberger Krankenhaus Röschlaubs unmittelbarer Vorgesetzter gewesen war. Demnach wäre der Angriff aus Röschlaubs engerem kollegialen Umfeld gekommen. Röschlaub selbst, so die *Medizinisch-chirurgische Zeitung* weiter, habe allerdings in der in München erscheinenden *Oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung* die Schrift *für ein Pasquill* erklärt und hin-

83 Ebd., S. 13.

84 Ebd., S. 15.

85 Ebd., S. 16.

86 Für eine Kurzbiographie Reubels (1779–1852) vgl. SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 75), Bd. 2, S. 1286–1289.

87 Zu Ignaz Döllinger (1770–1841) vgl. Robert HERRLINGER, [Art.] Döllinger, Ignaz, in: NDB 4 (1959), S. 20f.

zugefügt, daß er nicht glauben könne, daß die auf dem Titelblatte der zweyten Auflage genannten Männer einen, sey es auch noch so indirekten Antheil daran haben sollten.⁸⁸

Mit der Bezeichnung der fingierten Rede als Pasquill rekurrirten Röschlaub und die *Medicinisch-chirurgische Zeitung* auf eine bereits aus der Antike bekannte, in Italien um 1500 wiederbelebte und in der Frühen Neuzeit unvermindert populäre Gattung der Schmä- bzw. Spottschrift, die darauf abzielte, bestimmte Personen in Misskredit zu bringen und ihre Ehre zu verletzen.⁸⁹ Sie machten damit deutlich, dass diese vermeintliche Abschiedsrede mehr war als ein literarischer Scherz: Sie zielte offenkundig darauf ab, Röschlaubs Ruf zu einer Zeit zu schädigen, als er sich anschickte, sich an einer neuen Wirkungsstätte zu etablieren. Indem Röschlaub der Lächerlichkeit preisgegeben wurde, sollte er innerhalb der akademischen Fachwelt marginalisiert werden.⁹⁰ Dieser satirische Angriff hatte immerhin insofern Erfolg, als manche Bibliographien des 19. Jahrhunderts das Machwerk versehentlich Andreas Röschlaub selbst zuschrieben und in die Liste seiner Publikationen einreiheten.⁹¹

88 *Medicinisch-chirurgische Zeitung* Nr. 52, 2. Juli 1802, Beilage, S. 32; vgl. Nelly TSOUYOPOULOS, Der Streit zwischen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und Andreas Röschlaub über die Grundlagen der Medizin, in: *Medizinhistorisches Journal* 13 (1978), S. 229–246, hier S. 232; vgl. auch ZAMMITO, *The Gestation of German Biology* (wie Anm. 16), S. 336.

89 Vgl. Chiara LASTRAIOLI, Un cas de transfert de genre littéraire au XVIe siècle. Pasquins, pasquils, pasquillen, in: *Textes et cultures. Réception, modèles, interférences*, hrsg. von Pierre NOBEL, Bd. 2, Besançon 2004, S. 63–78; Oswald BAUER, Pasquille in den Fuggerzeitungen. Spott- und Schmähdgedichte zwischen Polemik und Kritik (1568–1605) (Quelleneditionen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 1), Wien 2008; Christian KUHN, Ballads, Libels, and Songs, in: *The Handbook of Medieval Studies. Terms – Methods – Trends*, hrsg. v. Albrecht CLASSEN, Bd. 2, Berlin/New York 2010, S. 1618–1633. Speziell zu Bamberg vgl. Christian KUHN, Schmähschriften und geheime Öffentlichkeit in Bamberg an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: *Bamberg in der Frühen Neuzeit. Neue Beiträge der Geschichte von Stadt und Hochstift*, hrsg. v. Mark HÄBERLEIN/Jerstin KECH/Johannes STAUDENMAIER (Bamberger Historische Studien 1), Bamberg 2008, S. 373–399.

90 Vgl. dazu Sebastian KÜHN, Gesellig, agonal, distanzierend. Formen des Lachens in gelehrten Kulturen um 1700, in: *Valenzen des Lachens in der Vormoderne (1250–1750)*, hrsg. v. Christian KUHN/Stefan BIESSENECKER (Bamberger Historische Studien 8), Bamberg 2012, S. 211–237, bes. S. 223–230, 236.

91 Vgl. etwa Johann Georg MEUSEL (Hrsg.), *Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller*, 5. Aufl. Lemgo 1811, Bd. 15, S. 188f.; *Index lucupletissimus librorum [...] Vollständiges Bücher-Lexicon enthaltend alls von 1750 bis zu Ende des Jahres 1832 in Deutschland und in den angrenzenden Ländern gedruckten Bücher*, Leipzig 1835, *Vierter Theil*, S. 541.

5. Die Kontroverse mit dem Landshuter Magistrat

Ebenfalls im Jahre 1802 erschien ein von einem fiktiven Münchner Buchhändler namens Hilarius Bieder an *Hans Sachs von Straubing* gerichtetes Schreiben, das aktuelle politische und gesellschaftliche Entwicklungen in Kurbayern aufs Korn nahm. Noch im selben Jahr ließ der pseudonyme Autor – der sich nun in Abgrenzung zu einem Nachahmer *Hilarius Bieder Senior* nannte – eine zweite Schrift folgen. In einem Abschnitt über die bayerische Schul- und Hochschulpolitik bemängelte der Verfasser, dass die Regierung zwar *hastig auf Errichtung und Besetzung der Lehrstühle* dringe, es jedoch *mit der Wahl der Lehrer, wie überhaupt mit der Wahl der Mittel, nicht gar so genau zu nehmen* scheine. Insbesondere die Berufung zahlreicher *Ausländer* war dem vermeintlichen Buchhändler ein Dorn im Auge. So habe er zwar über die beiden ehemaligen Bamberger Professoren, den Juristen Thaddäus Gönner (1764–1827) und den Arzt Andreas Röschlaub *viel lobwürdiges gelesen*, doch sein Respekt vor den beiden frisch Berufenen sei stark gesunken, nachdem er *beim letzten Schießen in Landshut die Ehre hatte, mit ihrem moralischen Charakter näher bekannt zu werden*.⁹² Es ging dem Autor also nicht primär um die wissenschaftliche Reputation Gönners und Röschlaubs; vielmehr griff er deren Charakter und Leumund an.

Während Gönner verbale Entgleisungen vorgehalten wurden, die er sich angeblich in angetrunkenem Zustand während der Faschingszeit geleistet hatte, lautete der Vorwurf gegen Röschlaub auf finanzielle Untreue. Der offenbar gut informierte Autor führte unter Bezug auf glaubwürdige Zeugen und ein auf den 25. Mai 1802 datiertes Protokoll des Landshuter Magistrats aus:

Heinrich Korzendorfer, bürgerlicher Rieme in Landshut, hatte von seiner Vaterstadt Weißmain, im Bambergischen, 537 fl. 5 kr. 2 pf. zu erheben. Dieses Geld wurde dem von Bamberg eben nach Landshut reisenden H[err]n Professor Röschlaub, nebst einem Schreiben des Magistrats von Weißmain, an den Magistrat der Haupt- und Regierungs-Stadt Landshut versiegelt mitgegeben. Herr Röschlaub händigte den Brief [...] ohne das Geld mit der Erklärung ein: er hätte das Geld auf Wechsel gegeben, und es könnte erst in 13 Tagen folgen. [...] Dem Rieme schien die Sache verdächtig, und keineswegs rathsam, so lange zu warten, weil er schon von Bamberg aus wußte, daß Gold und Silber in den Händen des Herrn Röschlaub sehr unsicher wäre; daher

⁹² [Anon.], Zweytes Schreiben des Hilarius Bieder Senior, Buchhändler zu München, an Hans Sachs von Straubing, o.O. 1802, S. 17.

*eilte er mit dem Briefe zum H[err]n Amts-Bürgermeister Popp, von diesem erhielt er, unter Androhung des Arrestes, den Auftrag, das Geld ohne Verzug einzubringen.*⁹³

Als Korzendorfer Röschlaub am folgenden Tag in Gönners Wohnung mit dieser Forderung konfrontiert habe, habe Gönner den Landshuter Amtsbürgermeister als *Spitzbuben* beleidigt; gleichwohl hätten es *diese gerechten Herren* für ratsam befunden, *das Geld heraus zu geben*. Aus Sicht des pseudonymen Autors warf diese Episode ein bezeichnendes Licht darauf, wie es um die *Rechtschaffenheit* der beiden neuberufenen Hochschullehrer bestellt war:

*Wenn schlechte Handlungen gewöhnlich schlechte Grundsätze verrathen, so läßt sich die Rechnung auf die Grundsätze dieser und anderer Herren Professoren, wie auch die Schlußfolge leicht machen, daß man solche Männer nothwendiger Weise von den Lehrstühlen, und selbst aus dem Vaterlande entfernen müsse; wenn die baierische Jugend nicht ganz verpestet, und nach und nach alles unter und über sich gekehrt werden will.*⁹⁴

Röschlaub fühlte sich durch diesen Angriff auf seine Ehre zu einer 40-seitigen Verteidigungsschrift veranlasst, die er vom Landshuter Universitätsbuchhändler drucken ließ.⁹⁵ Gelehrte, führte der Mediziner darin eingangs aus, gehörten nicht einem bestimmten Land, *sondern der ganzen Welt*; die Frage, woher er stamme, sei *auf keiner wahren Universität* relevant. Wenn er jetzt als *Ausländer* bezeichnet werde, bezeuge dies nur die Provinzialität seiner Kritiker: *Als Gelehrter konnte ich vor meiner Berufung nur für jene Bayern Ausländer seyn, welche blos hausgebackenen Verstand für sich verdaulich finden, nichts Fremdes sich zu assimiliren vermögen. Und selbst für diese höre ich auf, Ausländer zu seyn, seitdem ich dem Rufe folgte, welchen mir das Churfürstliche Ministerium zusendete*. Seit seinem Wechsel von Bamberg nach Landshut hätten die dortigen Studenten ihn als Hochschullehrer kennengelernt, während der Nutzen dieses Umzugs für Röschlaub selbst noch fraglich sei: *Schließlich habe er einen Ort, in welchem ich an dem Ersten Krankenhospitale Teutschlands praktischer Arzt und Lehrer war, in welchem es mir wirklich wohl gieng, verlassen, ungewiß, ob mir im neuen Aufenthaltsorte gleiche Freuden werden zu Theile werden.*⁹⁶ Röschlaub nutzte die Gelegenheit, eine Lan-

93 Ebd., S. 19f.

94 Ebd., S. 20f.

95 Dr's. Andreas RÖSCHLAUB Avis an das Bayern'sche Publikum in welchem er eine, durch Landshut'sche Magistratspersonen offenbar veranlaßte, grobe Pasquillirung höchster Personen aufdeckt, Landshut 1803.

96 Ebd., S. 3–5.

ze für seine Herkunftsregion, das zwischen 1779 und 1795 von einem aufgeklärten Fürstbischof regierte Hochstift Bamberg, zu brechen und gleichzeitig einige Spitzen gegen vermeintlich rückständigere katholische Territorien zu platzieren:

Man denke, daß ich aus einem Lande stamme, gebildet komme, welches unter der sechszehnjährigen Regierung des größten Fürsten seiner Zeit, eines Franz Ludwig von Erthal, zu einer hohen Stufe von reiner und geistiger Aufklärung und Kultur empor stieg, während dem manche Länder im Dunkel mönchischer Fadheit sich in ein erbärmliches Chaos [...] niederzusinken schienen [...].⁹⁷

Er könne zwar nachvollziehen, so Röschlaub, dass man wegen seines Rufes nach Landshut *neidisch* auf ihn sei; er sei jedoch bestürzt darüber, dass man nun *Verfolgungen, Kabalen, Intriquen gegen ihn spiele*. Er würde sich auch gar nicht zu den anonymen Denunziationen seiner Person äußern, wenn ihm nicht bewusst wäre, *daß in solchem Pasquile meine bürgerliche und moralische Ehre auf das empfindlichste angegriffen wurde*, aber auch *diejenigen, welche meine Berufung bewirkten, am meisten dabei angegriffen würden*.⁹⁸ Im weiteren Verlauf seiner Schrift führte Röschlaub aus, dass der Verfasser *ein Wicht von trauriger Gestalt* sein müsse, der mit seinem *Schandprodukt*⁹⁹ tatsächlich nicht ihn, sondern den Kurfürsten und seine Regierung beleidigt habe. Durch die wörtliche Wiedergabe eines Eintrags im Weismainer Stadtratsprotokoll und die ausführliche Darstellung des Hergangs aus seiner Sicht versuchte der Mediziner, die gegen ihn erhobenen Vorwürfe als haltlose Unterstellungen zu entlarven.¹⁰⁰ Besonders verdächtig erschien Röschlaub indessen, dass der Pasquillant das Protokoll des Landshuter Stadtrats kannte – für ihn ein klarer Hinweis darauf, dass führende Magistratspersonen ein Komplott gegen ihn geschmiedet hatten. In scharfen Worten prangerte er insbesondere die *ungeheuer dumm[e]* Handlungsweise und Pflichtvergessenheit des *im Dienste des Staates fettgewordenen Richters* Anton Popp an und monierte, dass ihm die Einsichtnahme in das Landshuter Ratsprotokoll verweigert

97 Ebd., S. 5f. Zum aufgeklärten Regierungsstil Franz Ludwig von Erthals im Hochstift Bamberg vgl. Georg SEIDERER, *Formen der Aufklärung in fränkischen Städten. Ansbach, Bamberg und Nürnberg im Vergleich* (Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte 114), München 1997; Heinrich LANG, *Das Fürstbistum Bamberg zwischen Katholischer Aufklärung und aufgeklärten Reformen*, in: *Bamberg im Zeitalter der Aufklärung und der Koalitionskriege*, hrsg. v. Mark HÄBERLEIN (Bamberger Historische Studien 12 / Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bamberg 19), Bamberg 2014, S. 11–70.

98 Dr's. Andreas RÖSCHLAUB *Avis* (wie Anm. 95), S. 7f.

99 Ebd., S. 10f.

100 Ebd., S. 15–22.

worden sei. Für Röschlaub war evident, daß Magistratspersonen von Landshut die nobeln Organe waren, mittels welcher der traurige Pasquillant einen Theil der Materialien zu dem Pasquile erhielt, durch welchen er die höchsten Personen der Bayern'schen Regierung zu infamieren sich bestrebt habe.¹⁰¹ In einem recht pathetischen Schlussabschnitt kontrastierte Röschlaub sein Selbstbild als ehrenhafter, patriotischer und allein der Wahrheit verpflichteter Gelehrter mit seinen Widersachern, welche mit der Gerechtigkeit, wie mit einer feilen Metze im Finstern umgehen.¹⁰²

Diese Schrift veranlasste wiederum den Landshuter Bürgermeister Anton Popp zu einer über 50-seitigen Entgegnungsschrift, in der er sich vehement gegen Röschlaubs Anschuldigungen verwahrte und diesen zum öffentlichen Widerruf seiner Behauptungen aufforderte. Wie Popp einleitend darlegte, blieb ihm nach der Logik der Ehre gar nichts anderes übrig, als sich zu verteidigen: *Wer zu boshaften Lügen, zu Verleumdungen, und öffentlichen Inzichten schweigt, welche die Ehre, und den guten Namen rauben, die bürgerliche Existenz zernichten, der würde Feigheit ohne gleichen verrathen, und mit der allgemeinen Verachtung sich selbst brandmarken.* Da die Anschuldigungen öffentlich gemacht worden seien, müsse auch er das publizistische Medium wählen und die Verleumdung mit der ganzen Kraft der Wahrheit niederdonnern. Dabei vergaß der Autor nicht, auf Röschlaubs Kontroversen mit anderen Medizinern hinzuweisen:

*Allein wenn ich gleich nicht der Stifter eines neuen medizinischen Systems bin; vor der gigantischen Größe Röschlaubs, als Schriftsteller, und Arzt zurückbeben soll, und die Fehden, in die er sich fast mit allen verdienstvollen Aerzten Deutschlands verwickelte, nicht gewohnt bin; so achte ich es unter meiner Würde auf eine niedere, und pöbelhafte Weise zu schmähen, und zu verunglimpfen.*¹⁰³

Popp gestand Röschlaub zwar das Recht zu, sich gegen die Schmähungen des *Hilaris Bieder* zu verteidigen, verwahrte sich jedoch entschieden gegen die persönlichen Anschuldigungen des Mediziners: Dieser sei

*ein Verleumder, der seine eigene Ehre nur durch Verunglimpfung anderer zu retten glaubt; der gerne die häusliche Zufriedenheit, und das öffentliche Zutrauen eines Mannes zerstören möchte, der ihn nie beleidigte, und der bereits 30 Jahre hindurch mit erprobter Treue, und Rechtschaffenheit dem Staate diene.*¹⁰⁴

101 Ebd., S. 22–36, Zitate S. 25f., 36.

102 Ebd., S. 36–40, Zitat S. 38f.

103 Anton POPP, Abgedrungene Vertheidigung gegen Doctor Andreas Röschlaubs Avis an das baiern'sche Publikum [...], o.O. 1803, S. 3f.

104 Ebd., S. 6.

Daran schloss sich die ausführliche Version der Geschichte des fraglichen Geldtransfers aus der Sicht des Bürgermeisters an, in der dessen Verhalten als durchweg korrekt und rechtschaffen erschien, während er seinen Kontrahenten als unbeherrscht und rachsüchtig darstellte. Er habe Röschlaub *nicht die entfernteste Veranlassung* gegeben,

*daß er seine Galle über mich ausgoß, mich als einen unmoralischen Menschen schilderte, als einen Pasquillanten-Gehilfen, dummen, und im Dienste des Staates fett gewordenen Richter, als Veranlasser zu Pasquillirung höherer Personen der öffentlichen Meinung preis gab.*¹⁰⁵

Für Röschlaub hingegen sei es eine *alte Gewohnheit* [...], *nur zu schmähen, und zu lästern, aber nichts zu beweisen.*¹⁰⁶ Den *ehrenrührerische[n] Worte[n]* des Mediziners stellte der Amtsbürgermeister seine eigenen *Beweise* gegenüber¹⁰⁷ und machte eine Reihe von Unwahrheiten in dessen Schrift aus. Dabei zeigte er sich auch mit den Auseinandersetzungen vertraut, in die Röschlaub zu dieser Zeit mit seinen Medizinerkollegen Carl Christian Matthäi und Christoph Wilhelm Hufeland sowie mit dem Dichter August von Kotzebue verwickelt war.¹⁰⁸

Über den weiteren Verlauf der Auseinandersetzung berichtete die *Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek*, dass Röschlaubs Schrift ihrem Verfasser *wegen beleidigender Ausdrücke einen Verweis von höchster Stelle* eingetragen habe. Zugleich hatte Bürgermeister Popp beim Justizkollegium der Universität Landshut eine Injurienklage gegen den Medizinprofessor eingereicht. Am 30. Januar 1804 habe das Gericht Röschlaub verurteilt, *alle dem Kläger schriftlich zugefügte Injurien und Kalumnien gerichtlich, jedoch unter Vorbehalt der Ehre, zu widerrufen.* Röschlaubs Widerklage dagegen wurde abgewiesen, und er musste überdies die Prozesskosten tragen. Röschlaub habe dem Justizkollegium daraufhin eine Erklärung übergeben, die auch im Druck erschienen sei.¹⁰⁹ In dieser nur wenige Seiten umfassenden Schrift publizierte Röschlaub das zu seinen Ungunsten ausgefallene Urteil und entschuldigte sich damit, dass er *in dem Eifer für die Ehre eines öffentlichen Lehrers* übers Ziel hinausgeschossen sei und sich *injuriöser Ausdrücke* bedient habe. Dem Urteil verdanke er die *Einsicht*, dass er Popp

105 Ebd., S. 18f.

106 Ebd., S. 10.

107 Ebd., S. 20.

108 Ebd., S. 35–37.

109 Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek 88 (1804), S. 487f.

beleidigt, dieser sich hingegen korrekt verhalten habe. Daher leiste er den geforderten Widerruf.¹¹⁰

6. Fazit

Insgesamt wird deutlich, dass Andreas Röschlaub einen ausgesprochen harten, konfrontativen Stil der Auseinandersetzung pflegte. Dass er die Spielregeln gelehrten Dekorums, des von Höflichkeit und Respekt getragenen Streits unter Fachkollegen, konsequent missachtete, dürfte auf eine Kombination verschiedener Faktoren zurückzuführen sein: seine Herkunft aus einem nicht-akademischen Milieu, seinen raschen Aufstieg in der medizinischen Fachwelt, der sein ohnehin ausgeprägtes Selbstbewusstsein zusätzlich stärkte, und den Gestus der Brownianer als wissenschaftliche Revolutionäre. Dieser konfrontative Stil machte Röschlaub jedoch auch anfällig für Angriffe auf seine Person und sein Werk, die nicht zuletzt angesichts der weit verbreiteten Praxis anonymer Rezensionen und pseudonymer Satiren ungemein heftig ausfallen konnten.

So unterschiedlich die hier vorgestellten Konfliktszenarien auch sind, so spielt doch in allen drei Auseinandersetzungen die Ehre der Protagonisten eine zentrale Rolle. In wissenschaftlichen Kontroversen wie mit Carl Christian Matthäi stand das Renommee der Gelehrten zur Disposition. Während Röschlaub Matthäi jegliche Anerkennung als gelehrter, d. h. theoretisch versierter Arzt absprach, bemühte sich dieser in aller Ausführlichkeit um den Nachweis, dass Röschlaub weder den Maßstäben wissenschaftlicher Objektivität genüge, noch sein Verhalten und sein Umgangston eines Gelehrten würdig waren. Die anonyme Schrift *Über die Aferanwendung des neusten Systems der Philosophie* nutzte das Medium des Pasquills bzw. der Satire, um Röschlaub als selbstverliebten Prahlhans zu entlarven, der von seiner eigenen wissenschaftlichen Größe zutiefst überzeugt war und seine Theorie verbissen und mit allen Mitteln gegen Kritiker verteidigte. Auch in dem Konflikt mit dem Landshuter Magistrat spielte die Ehre eine zentrale Rolle; Bürgermeister Popp bezeichnete sie in seiner Klageschrift gegen Röschlaub als *so eine zarte Pflanze, daß der leiseste Hauch der Kalumnie ihr Verderben drohet*.¹¹¹

110 Andreas RÖSCHLAUB, An das Publikum, [Landshut 1804], unpaginiert.

111 POPP, Abgedrungene Vertheidigung (wie Anm. 102), S. 50.

In grundlegenden Studien zum Phänomen der Ehre im 18. Jahrhundert charakterisierte Martin Dinges diese als eine Art Vermögen, das einerseits eng mit Herkunft, Stand, Beruf und Geschlecht konnotiert war, andererseits durch individuelles Verhalten gemehrt oder gemindert werden konnte. Daher musste die persönliche Ehre auch stets verteidigt werden, wenn sie verletzt wurde, und Angriffe auf die Ehre eines Kontrahenten zogen häufig eine Eskalationsspirale verbaler und tätlicher Beleidigungen nach sich.¹¹² Wie dieser Beitrag gezeigt hat, galt Ehre auch im gelehrten Milieu als ausgesprochen kostbares Gut, das durch Attacken auf Kollegen unter Umständen vermehrt werden konnte, das im Falle von Angriffen auf die eigene Reputation aber stets verteidigt werden musste. Die Ausweitung des Publikationswesens um 1800 schuf in Form neuer Fachzeitschriften, populärer Rezensionen sowie unzähliger Gelegenheitsschriften vielfältige Möglichkeiten, solche gelehrten Ehrenhändel auszutragen – und Andreas Röschlaub wie auch seine Gegner machten von ihnen regen Gebrauch.

112 Martin DINGES, Ehrenhändel als ‚kommunikative Gattungen‘. Kultureller Wandel und Volkskulturbegriff, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 75 (1993), S. 359–393; ders., Der Maurermeister und der Finanzrichter. Ehre, Geld und soziale Kontrolle im Paris des 18. Jahrhunderts (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 105), Göttingen 1994; ders., Die Ehre als Thema der historischen Anthropologie, in: *Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. Klaus SCHREINER/Gerd SCHWERHOFF (Norm und Struktur 5), Köln/Weimar/Wien 1995, S. 29–62. Vgl. auch Dagmar BURKHART, *Eine Geschichte der Ehre*, Darmstadt 2006; Winfried SPEITKAMP, *Ohrfeige, Duell und Ehrenmord. Eine Geschichte der Ehre*, Stuttgart 2010.

Andreas Röschlaub und Adalbert Friedrich Marcus: Wie aus Verbündeten Gegner wurden

1. Einleitung

Als die beiden Ärzte Friedrich Speyer und Karl Moritz Marc 1817 eine Biographie ihres im Vorjahr verstorbenen Onkels, des Bamberger Arztes Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816), vorlegten,¹ sah sich der Landshuter Medizinprofessor Andreas Röschlaub zu einer Reaktion veranlasst. Es sei unzutreffend, so Röschlaub, *dass die [...] angeführten Umstände des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Marcus und mir wankend machten oder nur besonders aus meiner Schuld wankend machen konnten.*² Was veranlasste Marcus' ehemaligen Schüler und Mitstreiter zu dieser Reaktion auf Marcus' Biographie? Warum war das zerrüttete Verhältnis zwischen den beiden Medizinern sogar über Marcus' Tod hinaus ein Thema? Worin bestand der Grund ihres Zerwürfnisses? Diesen Fragen geht der folgende Beitrag nach.

Im Jahre 1818 führte ein anonymes Autor in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* den Bruch zwischen den beiden Ärzten auf unterschiedliche medizinische Auffassungen, insbesondere auf ihr jeweiliges Verhältnis zu Schellings Naturphilosophie, zurück. Schelling, so der Rezensent,

bewirkte den Uebergang des Brownianism in die Erregungstheorie. Röschlaub bearbeitete nach diesen Grundsätzen die Medicin, M. machte sich diese Ansicht zu eigen, legte sie seinen klinischen Vorlesungen zum Grunde, und modificierte nach ihr sein Verfahren am Krankenbette. Aber dieser Einfluß der Naturphilosophie ging weiter, veranlasste eine gänzliche Erschütterung der Grundfesten des Brown'schen Systems,

1 Friedrich SPEYER/Karl Moritz MARC, Dr. A. F. Marcus nach seinem Leben und Wirken geschildert. Nebst Krankheits-Geschichte, Leichenöffnung, neun Beilagen und dem vollkommen ähnlichen Bildnisse des Verstorbenen, Bamberg 1817.

2 Andreas RÖSCHLAUB, Einige Worte für Herrn Doctor Speyer und die Leser der von ihm verfassten Schrift: Dr. Ad. Fr. Marcus nach seinem Leben und Wirken, in: Neues Magazin für die klinische Medizin 1 (1816) S. 483–492, hier S. 486.

und kündigte den nahen, völligen Verfall desselben an. Hierüber zerfelen Marcus und Röschlaub [...].³

Dass die Diskussion um das Verhältnis der beiden Mediziner nach Marcus' Tod erneut einsetzte, ist insofern nicht verwunderlich, als die Textsorte des Nachrufs bzw. Nekrologs, die seit dem 16. Jahrhundert in diversen Formen und Medien – „vom Flugblatt über die Broschüre und die Buchausgabe bis hin zu Veröffentlichungen in unterschiedlichen Periodika“ – existierte,⁴ an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert eine Blütezeit erlebte.⁵ Da Nachrufe stets eine Konstruktion der Sinnhaftigkeit des beschriebenen Lebens anstreben,⁶ „den Prozess der Integration einer Person und ihres Werkes in das kulturelle Gedächtnis verdeutlichen“ und „als Forum der Kanonisierungs- oder Ent-Kanonisierungsversuche genutzt werden“ können,⁷ ist die Auseinandersetzung um das Gedenken einer Person ein Gradmesser dafür, inwieweit die Lebensleistung dieser Person akzeptiert oder umstritten war. Dass nach Adalbert Friedrich Marcus' Tod neben der uneingeschränkt positiven, mitunter geradezu hagiographischen Biographie seiner Neffen⁸ auch kritische Stimmen laut wurden, zeigt an, dass die Einschätzungen der Zeitgenossen zu Leben und Wirken des Bamberger

3 Arzneygelahrtheiten, in: Allgemeine Literatur-Zeitung Nr. 4, Januar 1818, Sp. 25–32, Zitat Sp. 30, und Nr. 5, Januar 1818, Sp. 33–40. Diese Rezension des Werkes von Speyer und Marc stammt von einem Autor, der Marcus wohl persönlich kannte, da er äußerte: *M. erschien genialischer im Gespräch als in seinen Schriften*. Ebd., Sp. 40. Vermutlich handelt es sich bei dem Rezensenten um Georg Michael Klein (1776–1820), der auch die Vorrede zu SPEYER/MARC, Dr. A. F. MARCUS (wie Anm. 1), S. III–XXIX verfasst hatte, da es zahlreiche textliche Übereinstimmungen gibt. Spätestens 1809 muss der aus Würzburg stammende Klein Marcus kennengelernt haben, da er von diesem Jahr an die philosophischen Vorbereitungsklassen des Bamberger Lyzeums leitete. Klein beschäftigte sich u.a. mit Schellings Philosophie. Vgl. zu ihm Carl von PRANTL, [Art.] Klein, Georg Michael, in: ADB 16 (1882), S. 90f.

4 Ralf Georg BOGNER, *Der Autor im Nachruf. Formen und Funktionen der literarischen Memorialkultur von der Reformation bis zum Vormärz* (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 111), Tübingen 2006, S. 9.

5 Vgl. insbesondere den erstmals 1791 erschienenen *Nekrolog [...] enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahr verstorbener Deutscher, den Nekrolog für Freunde der deutschen Litteratur* (1791–1794) sowie den *Nekrolog der Deutschen* (1802–1806).

6 Vgl. hierzu exemplarisch Thomas WINKELBAUER (Hrsg.), *Vom Lebenslauf zur Biographie – Geschichte, Quellen und Probleme der historischen Biographik* (Schriftenreihe des Waldvierteler Heimatbundes 40), Horn 2000.

7 BOGNER, *Der Autor im Nachruf* (wie Anm. 4), S. 17.

8 Vgl. Mark HÄBERLEIN/Michaela SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, *Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816). Ein Bamberger Arzt zwischen aufgeklärten Reformen und romantischer Medizin* (Stadt und Region in der Vormoderne 5), Würzburg 2016, S. 12–14 und passim.

Arztes durchaus geteilt waren. Insofern bietet Röschlaubs Reaktion auf die Marcus-Biographie von Speyer und Marc einen möglichen Schlüssel zum Verständnis der Beziehung dieser beiden Männer, die ursprünglich in einer Lehrer-Schüler-Beziehung gestanden hatten, die sich im Laufe der Zeit zunächst zu einem Verhältnis auf Augenhöhe entwickelt hatte, ehe es infolge der Emanzipation Röschlaubs von den Ansichten seines Lehrers Marcus zum Bruch gekommen war.

Um das Verhältnis zwischen Röschlaub und Marcus genauer zu bestimmen, wird im Folgenden die Entwicklung ihrer persönlichen Beziehung von Röschlaubs Bamberger Studienzeit über ihre medizinische Zusammenarbeit um 1800 bis zur Distanzierung Röschlaubs von Marcus im zeitlichen Umfeld seines Wechsels von Bamberg nach Landshut (1802) skizziert. Anschließend wird Röschlaubs Reaktion auf die Marcus-Biographie von Speyer und Marc im *Neuen Magazin für die klinische Medizin* vor dem Hintergrund ihrer persönlichen Beziehung genauer untersucht und mit der Sicht einiger Zeitgenossen verglichen. Abschließend wird versucht, die Reaktionen Röschlaubs zu interpretieren und einzuordnen.

2. Marcus und Röschlaub – ein Lehrer-Schüler-Verhältnis

Der 1768 in Lichtenfels geborene Röschlaub hatte nach dem Besuch des Gymnasiums in Bamberg im Jahre 1784 an der dortigen Universität ein Philosophie- und 1788 ein Medizinstudium aufgenommen.⁹ Er gehörte bereits während seines Studiums zu den regelmäßigen Teilnehmern der klinischen Vorlesungen des Direktors des 1789 neu eröffneten Allgemeinen Krankenhauses, Adalbert Friedrich Marcus, und soll diese Einrichtung zu Studienzwecken täglich besucht haben. Noch als Student hatte Röschlaub 1793 von seinem von der Universität Pavia zurückgekehrten Freund Ignaz Christoph Döllinger (1770–1841) eine Kopie des Buches *Elementa medicinae* des schottischen Arztes John Brown (1735–1788), wahrscheinlich in einer Ausgabe von Pietro Moscati (1792), erhalten. Das Werk, das 1780 in Teilen, vier Jahre später erstmals vollständig und in den folgenden Jahrzehnten unzählige Male aufgelegt sowie

9 Zu Röschlaubs Bamberger Zeit vgl. Bernhard SPÖRLEIN, *Die ältere Universität Bamberg (1648–1803). Studien zur Institutionen- und Sozialgeschichte*, 2 Bde. (Spektrum Kulturwissenschaften 7) (Diss.), Berlin 2004, Bd. 2, S. 1292–1297 sowie den Beitrag von Bernhard Spörlein in diesem Band.

mehrfach übersetzt wurde,¹⁰ elektrisierte ihn förmlich. Auch andere deutsche Mediziner rezipierten es seit Mitte der 1790er Jahre intensiv. In Hildburghausen wurde 1794 eine lateinische Ausgabe gedruckt und im folgenden Jahr legte der Mediziner Melchior Adam Weikard (1742–1803) eine Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche vor, der Christoph H. Pfaff (1773–1853) 1796 eine Übertragung aus dem Englischen folgen ließ.¹¹

Im Juli 1795 wurde Andreas Röschlaub an der Medizinischen Fakultät der Universität Bamberg mit seiner Dissertation *De febris fragmentum*¹² promoviert, deren Kernthesen bereits stark vom Brownianismus beeinflusst waren. „Aus der Brownschen Lehre“ zog er – so die Medizinhistorikerin Nelly Tsouyopoulos – „zwei Konsequenzen [...], welche für die Medizin von großer Bedeutung und Tragweite sein sollten.“ Zum einen fasste er die Physiologie „als Lehre sämtlicher Erscheinungsformen des Organischen“ auf und hob damit die Grenzen zwischen Physiologie und Pathologie auf. Zum anderen betrachtete er Fieber nicht mehr als Krankheit an sich, sondern als Symptom dafür, „daß der gesamte Organismus der Anforderung durch die Außenwelt nicht gewachsen, daß die gesamte Reaktionsfähigkeit des Körpers (*incitatio*) vermindert ist.“¹³ Wie stark die Diskussion um das Brownsche System um diese Zeit entbrannte, zeigt die im gleichen Jahr erschienene Arbeit über die Wirkung von Giften nach Brown von Charles Chrétien Henri Marc (1771–1840), einem Neffen von Adalbert Friedrich Marcus, der später in Frankreich Karriere machte.¹⁴ Die Professo-

10 Vgl. zur Rezeptionsgeschichte Judith A. OVERMIER, John Brown's *Elementa Medicinae*: An Introductory Bibliographical Essay, in: Bulletin of the Medical Library Association 70/3 (1982), S. 310–317; Guenter B. RISSE, Scottish Medicine on the Continent: John Brown's Medical System in Germany, in: Proceedings of the XXIII International Congress of the History of Medicine, Bd. 1, London 1974, S. 682–687.

11 OVERMIER, John Brown's *Elementa Medicinae* (wie Anm. 10), S. 315, 317. Vgl. zu Weikard und dem Brownianismus Markwart MICHLER, Melchior Adam Weikard (1742–1803) und sein Weg in den Brownianismus. Medizin zwischen Aufklärung und Romantik. Eine medizinhistorische Biographie, Leipzig 1995.

12 Andreas RÖSCHLAUB, *De febris fragmentum sub cuius subiunctis positionibus*, Bamberg 1795.

13 Nelly TSOUYOPOULOS, Andreas Röschlaub und die Romantische Medizin. Die philosophischen Grundlagen der modernen Medizin (Medizin in Geschichte und Kultur 14), Stuttgart 1982, S. 107.

14 Charles Chrétien Henri MARC, Allgemeine Bemerkungen über die Gifte und ihre Wirkungen im menschlichen Körper. Nach Brownischem Systeme dargestellt, Erlangen 1795. Vgl. zu ihm den Nachruf: Eloge de M. Marc, in: Bulletin de l'Académie nationale de médecine 4 (1839/40), S. 484–487.

ren der Medizinischen Fakultät der Universität Bamberg, die die Neuartigkeit dieser Thesen erkannten, nahmen sie – wie zahlreiche andere konservative Mediziner – mit einiger Skepsis auf.¹⁵

Röschlaub arbeitete in den folgenden Jahren weiterhin mit dem Konzept des Brownianismus und veröffentlichte 1796 seine ersten Zeitschriftenaufsätze. Anfang 1797 wurde er zum außerordentlichen Professor für Pathologie und Klinik an der Universität Bamberg ernannt. 1798 erhielt er eine ordentliche Professur in diesen Fächern. Im selben Jahr erschien auch sein Werk über den Einfluss der Brownschen Theorie auf die praktische Heilkunde.¹⁶ 1799 übernahm er schließlich auch die Stelle des zweiten Arztes des Bamberger Allgemeinen Krankenhauses und wurde damit Stellvertreter von Adalbert Friedrich Marcus.¹⁷ Zu dieser Zeit wurde der Brownianismus auch von Adalbert Friedrich Marcus selbst propagiert und im Bamberger Krankenhaus praktisch erprobt.¹⁸

Die Anwendung des neuen Systems machte Bamberg als medizinischen Standort überregional und sogar international bekannt; in den zweieinhalb Jahren, in denen Röschlaub und Marcus zusammenarbeiteten, erreichte der Ruhm des Allgemeinen Krankenhauses seinen Höhepunkt. Die in Leipzig erscheinende *Zeitung für die elegante Welt* berichtete im Februar 1802 über den starken Zustrom junger Ärzte nach Bamberg, die das Erscheinungsbild der fränkischen Residenzstadt zunehmend prägen würden.¹⁹ Selbst konservative Ärzte wie Christoph Wilhelm Hufeland (1762–1836),

15 TSOUYOPOULOS, Andreas Röschlaub (wie Anm. 13), S. 107, 114; dies., Asklepios und die Philosophen. Paradigmawechsel in der Medizin im 19. Jahrhundert (Medizin und Philosophie 1), Stuttgart-Bad Cannstatt 2008, S. 95f.

16 Andreas RÖSCHLAUB, Von dem Einflusse der Brown'schen Theorie auf die praktische Heilkunde, Würzburg/Bamberg 1798.

17 TSOUYOPOULOS, Andreas Röschlaub (wie Anm. 13), S. 54–56; SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 1295.

18 HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 8), S. 181–207. Marcus besaß auch die wichtigsten Schriften der Vertreter des Brownianismus: Michaela SCHMÖLZ-HÄBERLEIN/Mark HÄBERLEIN, Die medizinische Bibliothek des Adalbert Friedrich Marcus. Privater Buchbesitz und ärztliches Wissen in Bamberg um 1800 (Bamberger Historische Studien 15), Bamberg 2016, S. 110.

19 Ueber Bamberg: dessen Gesellschaftston und öffentliche Vergnügungen, in: *Zeitung für die elegante Welt* Nr. 20, 16.2.1802, Sp. 154f. Vgl. SPEYER/MARC, Dr. A. F. Marcus (wie Anm. 1), S. 42f.: *Man zählte oft über hundert junge Aerzte aus allen Theilen von Europa (wir erinnern uns sogar der Anwesenheit zweier Amerikaner), welche mit dem größten Interesse die Vorlesungen Röschlaubs, und dem klinischen Unterrichte unseres Freundes beiwohnten.* Siehe auch Wolfgang GRÜNBECK, Der Bamberger Arzt Dr. Adalbert Friedrich Markus (Diss. med.), Universität Erlangen-Nürnberg 1971, S. 114; Wulf

dessen Lebenskraft-Konzept dem Brownianismus diametral entgegenstand,²⁰ schienen nun einzulenken: Im Herbst 1800 besuchte er Marcus und Röschlaub in Bamberg, und im Vorwort seines im gleichen Jahr erschienenen *System[s] der practischen Heilkunde*²¹ zollte er den medizinischen Reformen und Innovationen seiner Zeit Respekt.²²

Von einigen Ärzten wurde der Reformeifer am Bamberger Krankenhaus jedoch durchaus kritisch gesehen. Ende 1798 etwa besuchte der aus Clausthal gebürtige und an den Universitäten Jena und Göttingen ausgebildete Arzt Jakob Friedrich Ludwig Lentin (1776–1803)²³ die fränkische Bischofsstadt. Er schilderte seine dortigen Eindrücke in seiner in Briefform abgefassten, 1800 in Berlin erschienenen Schrift *Medizinische Bemerkungen auf einer literarischen Reise durch Deutschland*. An Marcus' ärztlicher Praxis kritisierte Lentin, dass *der unvoreurtheilte Zuschauer [...] mit Misbilligung betrachten müsse, wie dieser Mann, durch zu großen Enthusiasmus, sich den Weg zur kalten Prüfung ungangbar machte*. Die Ärzte im Bamberger Allgemeinen Krankenhaus waren aus seiner Sicht keine objektiven Wissenschaftler, sondern überzeugte Jünger der Brownschen Lehre:

Gleich bey meinem ersten Eintritt in die Krankenzimmer ward ich überzeugt, daß hier nicht mehr von einer vergleichenden Prüfung zweyer Systeme die Rede seyn könne, und Hofr[at] Markus erkläre bald sich dahin, daß er mit seiner Prüfung zu Ende sey, und nach fester Überzeugung, von den entschiedenen Vorzügen des Brownischen

SEGEBRECHT (Hrsg.), *Romantische Liebe und romantischer Tod. Über den Bamberger Aufenthalt von Caroline Schlegel, Auguste Böhmer, August Wilhelm Schlegel und Friedrich Wilhelm Schelling im Jahre 1800*, 3. Aufl. Bamberg 2008, S. 121; Eva BRINKSCHULTE, *Krankenhaus und Krankenkassen. Soziale und ökonomische Faktoren der Entstehung des modernen Krankenhauses im frühen 19. Jahrhundert. Die Beispiele Bamberg und Würzburg (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 80)*, Husum 1998, S. 136.

20 Vgl. Klaus PFEIFER, *Medizin der Goethezeit. Christoph Wilhelm Hufeland und die Heilkunst des 18. Jahrhunderts*, Köln 2000 sowie den Beitrag von Andreas Schenker in diesem Band.

21 Christoph Wilhelm HUFELAND, *System der praktischen Heilkunde. Ein Handbuch für akademische Vorlesungen und für den praktischen Gebrauch*, Jena/Leipzig 1800.

22 SPEYER/MARC, Dr. A. F. Marcus (wie Anm. 1), S. 43f.; Tsouyopoulos, Röschlaub (wie Anm. 13), S. 56f.; Thomas H. BROMAN, *The Transformation of German Academic Medicine, 1750–1820*, Cambridge 1996, S. 156; SEGEBRECHT, *Romantische Liebe* (wie Anm. 19), S. 122, 197f.

23 Zu ihm vgl. Wolfram KAISER, *Die mitteldeutschen Universitäten als Ausbildungsstätten Harzener Mediziner*, in: *Harz-Zeitschrift* 52/53 (2000/01), S. 153–173, bes. S. 156, 159. Zum Entstehungskontext vgl. Clemens Maria TANGERDING, *Der Drang zum Staat. Lebenswelten in Würzburg zwischen 1795 und 1815*, Köln/Weimar/Wien 2011, S. 286.

*Heilverfahrens, in seiner Klinik dasselbe zur Norm annähme, ohne fernere Rücksicht auf die ältere Praktik.*²⁴

Die einseitige Bevorzugung der neuen Theorie gegenüber dem bewährten humoralpathologischen System ließ aus Lentins Sicht die Praxis am Bamberger Krankenhaus suspekt erscheinen. Die Diskussionen um den Stellenwert der Brownschen Lehre erreichte um diese Zeit ihren Höhepunkt: 1802 kam es auch an Marcus' Alma Mater Göttingen zu Auseinandersetzungen zwischen Anhängern und Gegnern des Brownianismus.²⁵

Während Beobachter wie Lentin daran zweifelten, dass Marcus und Röschlaub neue medizinische Systeme wie den Brownianismus tatsächlich unparteiisch beurteilten, zweifelten andere wie der in Halle ausgebildete August Friedrich Hecker (1763–1811) an der Gründlichkeit und Seriosität von Marcus' wissenschaftlichen Bemühungen. Aber auch Röschlaub geriet zunehmend in die Kritik. 1802 erschien Carl Christian Matthäis Werk *Ueber Andreas Röschlaubs Werth als Schriftsteller, Arzt und Mensch*, das eine scharfe Abrechnung mit dem Bamberger Mediziner darstellte.²⁶

3. Röschlaub emanzipiert sich

Während Röschlaub als Marcus' Stellvertreter am Bamberger Krankenhaus an dessen *Prüfung des Brownschen Systems am Krankenbette* (4 Hefte, 1797–1799) mitarbeitete, baute er zugleich Browns Theoriegebäude systematisch zu einer eigenen medizinischen Theorie aus. Mit seinen in den Jahren 1798 bis 1800 erstmals publizierten *Untersuchungen über Pathogenie oder Einleitung in die Heilkunde* avancierte er zu einem der meistdiskutierten Mediziner seiner Zeit. Das seit 1799 von Röschlaub herausgegebene *Magazin der Vervollkommnung der theoretischen und practischen Heilkunde*,

24 Jakob Friedrich LENTIN, *Medizinische Bemerkungen auf einer Literärischen Reise durch Deutschland*. In *Briefen*, Berlin 1800, S. 48–51. Vgl. dazu auch HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 8), S. 202–204.

25 Ulrich NIEWOEHNER-DESBORDES, *Der Brownianismus und die Göttinger Unruhen 1802 oder ein Scharlachstreit*, in: *Würzburger medizinhistorische Mitteilungen* 12 (1994), S. 185–204.

26 Vgl. den Beitrag von Mark Häberlein in diesem Band.

welches bis 1809 in Frankfurt am Main erschien, entwickelte sich zum führenden Organ der Anhänger des Brownianismus in Deutschland.²⁷

Röschlaub ging zwar wie Marcus von Browns System aus, das aus seiner Sicht den Konflikt zwischen Vitalismus und Mechanismus in der Medizin des 18. Jahrhunderts überwunden hatte und das er vehement gegen Kritiker verteidigte. Seit Ende der 1790er Jahre entwickelte er dieses System jedoch sukzessive weiter – zunächst indem er Browns Trennung zwischen allgemeinen und lokalen Krankheiten aufhob und den Begriff der Erregbarkeit näher erläuterte, dann indem er das Brownsche System mit der Theorie des „Bildungstribs“ des Göttinger Physiologen Johann Friedrich Blumenbach und der Naturphilosophie Friedrich Wilhelm Joseph Schellings zu einer eigenständigen Erregungstheorie kombinierte. Das „Lebensprinzip“ war Röschlaubs Auffassung zufolge die Fähigkeit des Organismus, auf Stimuli der Umwelt zu reagieren. „Der Organismus vermittelt die Wirkungen der Außenwelt sowohl durch seine passive Rezeptivität als auch durch seinen aktiven Widerstand.“ Gesundheit wie Krankheit waren aus dieser Perspektive das Ergebnis einer dynamischen Interaktion zwischen Organismus und äußerer Umwelt. Die medizinische Therapie war dementsprechend auf die Regulierung der Abwehrmechanismen des Körpers abzustellen. Anstatt lediglich Symptome zu erfassen, sollte der Arzt das komplexe Ursachengeflecht einer Krankheit und alle schädlichen Einflüsse der Umwelt auf den Organismus des Patienten identifizieren.²⁸

Friedrich Wilhelm Schelling arbeitete zeitweilig eng mit Röschlaub zusammen: Im Frühjahr 1799 verfasste er eine Replik auf eine Sammelrezension von Schriften über das Brownsche System des Hannoveraner Arztes Johann Israel Stieglitz (1767–1840)²⁹ in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* und schickte diese an Röschlaub, der sie

27 Nelly TSOYPOPOULOS, *The Influence of John Brown's Ideas in Germany*, in: *Brunonianism in Britain and Europe*, hrsg. v. W. F. BYNUM/Roy PORTER (Medical History, Supplement 8), London 1988, S. 63–74, hier S. 63f.; Urban WIESING, *Kunst oder Wissenschaft? Konzeptionen der Medizin in der Zeit der deutschen Romantik (Medizin und Philosophie 1)*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1995, S. 158f. Vgl. auch den Beitrag von Irmtraut Sahmland in diesem Band.

28 TSOYPOPOULOS, Röschlaub (wie Anm. 13), S. 120–128, 134–148, Zitat S. 121; vgl. dies., *The Influence* (wie Anm. 27), S. 67f.; WIESING, *Kunst oder Wissenschaft?* (wie Anm. 27), S. 159–165; BROMAN, *Transformation* (wie Anm. 22), S. 150–152.

29 Stieglitz stammte wie Marcus aus Arolsen; die beiden Familien waren mehrfach miteinander verschwägert; vgl. Michaela SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, *Globale Vermittler und religiöse Grenzgänger. Die Familie des Bamberger Arztes Adalbert Friedrich Marcus*, in: *Blätter für fränkische Familienkunde* 40 (2017), S. 185–208, bes. S. 190, 192f., 199. Er gehörte jedoch zu den entschiedenen Gegnern des Brownianismus.

gemeinsam mit seiner eigenen Entgegnung in seinem *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde* publizierte. Im folgenden Jahr hielt sich der Jenaer Philosoph – mit einer kurzen Unterbrechung – mehrere Monate in Bamberg auf, wo er sich intensiv mit Browns und Röschlaubs Theorien befasste und Privatvorlesungen über die Naturphilosophie hielt. Unter Röschlaubs Einfluss übernahm Schelling, der den Brownianismus zunächst als zu mechanistisch abgelehnt hatte, zentrale Prinzipien der Erregungstheorie und integrierte sie in seine Naturphilosophie.³⁰

Allerdings trug Marcus' Hinwendung zu Schellings Naturphilosophie auch maßgeblich zur wachsenden Entfremdung zwischen den beiden Protagonisten der Bamberger Medizin bei, denn während die naturphilosophische Neuausrichtung der Medizin den Brownianismus aus Marcus' Sicht obsolet machte, hielt Röschlaub zunächst unbeirrt daran fest, dass Browns System die Medizin als Wissenschaft auf ein neues wissenschaftliches Fundament gestellt habe. Dass Marcus seit 1801/02 junge Ärzte, die sich ganz der Naturphilosophie verschrieben hatten, enthusiastisch unterstützte, sah Röschlaub als Verrat an den Grundprinzipien ihrer gemeinsamen Arbeit an.³¹ Im Gegensatz zu Marcus war Röschlaub noch 1807 vollkommen von der revolutionären Bedeutung des Brownschen Systems überzeugt: *Sollte ein geistreicher Schriftsteller, schrieb er, irgend berechtigt seyn, zu sagen, die größten Tendenzen unseres (d. h. des verlaufenen Jahrhunderts) seyen die französische Revolution, Fichte's Wissenschaftslehre und Wilhelm Meister, so hätte er, meinem Dafürhalten nach, wenigstens, als die vierte derselben, John Brown's Elementa nennen sollen.*³² Seinen ehemaligen Lehrer betrachtete er daher zunehmend als Opportunisten, der neue wissenschaftliche Ansätze vor allem deshalb aufgreife, weil er sich davon Beachtung und eine Steigerung seines eigenen Renommées versprach.

30 SPEYER/MARC, Dr. A. F. Marcus (wie Anm. 1), S. 45f.; GRÜNBECK, Markus (wie Anm. 19), S. 45; TSOUYOPOULOS, Röschlaub (wie Anm. 13), S. 162–166; BROMAN, Transformation (wie Anm. 22), S. 149; SEGEBRECHT, Romantische Liebe (wie Anm. 19), S. 122–126, 213–218.

31 Vgl. dazu HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 8), S. 230–238.

32 Zitiert nach Thomas HENKELMANN, Zur Geschichte des pathophysiologischen Denkens. John Brown (1735–1788) und sein System der Medizin, Berlin/Heidelberg/New York 1981, S. 18f.

4. Röschlaubs Sicht auf Marcus

In den Quellen fassbar wird die Entfremdung zwischen Adalbert Friedrich Marcus und Andreas Röschlaub seit Anfang 1802. Den Anlass für ihr Zerwürfnis bildete offenbar Marcus' Einsatz für den jungen Mediziner Joseph Reubel (1779–1852), der ganz auf die naturphilosophische Linie eingeschwenkt war.³³ Nachdem Reubel auf das Betreiben von Marcus und Ignaz Christoph Döllinger hin gestattet worden war, als Privatdozent Vorlesungen über Naturphilosophie an der Universität Bamberg zu halten, distanzierte sich Röschlaub deutlich von dessen Aktivitäten. Nachdem er einige Wochen lang seine Veranstaltung besucht hatte, teilte er Anfang Februar 1802 Schelling mit, dass er künftig darauf verzichten werde, den Ausführungen eines Mannes zu lauschen, *der vor etlichen Jahren Kaiserlicher Dragoner war*. Daran schließt sich eine wenig schmeichelhafte Charakterisierung seines Bamberger Kollegen und ehemaligen Lehrers an, der professionelle Konkurrenz ebenso zum Ausdruck bringt wie persönliche Distanz:

Marcus will sich heben. Reubel soll die Leiter bauen, auf der er sich erhebe. Nothwendiger Weise muß Reubel hoch bauen, damit Marcus hoch hinauf kömmt. Im ersten Stücke seines Magazins für Therapie und Klinik wurden, wie Sie wohl werden gefunden haben, meine Schriften vom Verfasser (– ob der Marcus sey, weiß ich nicht. –) ausgeplündert. Das darf freilich in der Folge nicht mehr geschehen: sonst ist es um das Emporsteigen geschehen. [...] Marcus ist ein guter Kopf; aber nur nicht für hohe Spekulation gemacht. Sein Leichtsinn taugt dazu nicht. Und man weiß nur zu sehr, daß er gerne seinen Namen gedruckt sieht vor Werken, an denen er gearbeitet hat, ohne sie gearbeitet zu haben. Ich weiß, daß Marcus Ehrgeiz, so sehr er ihn zu verdecken sucht, ihn blind mache. Er hat von jeher sich Leute für sich zu gewinnen gewußt, die für ihn schrieen [...]. Solange ein Zweck ihm erreichbar scheint, sucht er an ihnen zu hängen, und verläßt sie, wie er seine Absicht vereitelt sieht. Aber auch nie hat er ein besseres Schicksal von solchen Leuten gehabt. Alle, die er gehoben hat, sind wider ihn aufgestanden, schänden über ihn u.s.f. Doch es geschieht allen solchen Narren recht.³⁴

33 Vgl. zu ihm die Kurzbiographie bei SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 9), S. 1286–1289. Reubel spezialisierte sich ab 1820 auf die Homöopathie und korrespondierte mit Samuel Hahnemann, beschäftigte sich aber zeitlebens weiterhin mit der Naturphilosophie. Vgl. Michael STOLBERG, Geschichte der Homöopathie in Bayern (1800–1914), Stuttgart 1999, S. 15f., 22, 88; Heinz EPPENICH, Geschichte der deutschen homöopathischen Krankenhäuser: Von den Anfängen bis zum Ende des Ersten Weltkriegs (Quellen und Studien zur Homöopathiegeschichte 1), Heidelberg 1998, S. 4.

34 Friedrich Wilhelm Joseph SCHELLING, Briefe 2: Briefwechsel 1799–1802, Teilband 1, Stuttgart-Bad Cannstatt 2006, S. 408. Vgl. auch HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich

Das Charakterbild, das Röschlaub von Marcus zeichnete, zeigt ihn als von Ehrgeiz und Ruhmsucht getriebenen Opportunisten, der sich ohne Skrupel mit fremden Federn schmückte und seine wissenschaftlichen Überzeugungen wechselte, wenn es seinen Ambitionen nützlich schien. Bei all seinen Fähigkeiten fehle Marcus die intellektuelle Tiefe für systematische Theoriebildung, und trotz seiner gewinnenden Persönlichkeit würden sich Marcus' Weggefährten über kurz oder lang von ihm abwenden. Auch Röschlaub selbst hatte sich nach eigenem Bekunden von seinem früheren Mentor zu dieser Zeit bereits entfremdet:

Marcus war nie reell Freund von mir. Mehr war ich es für ihn, oder vielmehr ich suchte ihn zu heben, da ich an seinem Emporsteigen keinen Nachtheil für mich sah. Ich weiß, daß er mir eigentlich nie gefährlich hiedurch werden kann. Aber seinen Kniffen werde ich ganz offen entgegen gehen, und dabei doch ihm zeigen, wie wenig ich gesinnt sey. [mich] ähnlicher Kniffe zu bedienen.³⁵

Im selben Jahr nahm Andreas Röschlaub einen Ruf als Professor für Pathologie und Medizinische Klinik an die Universität Landshut an. Obwohl er zweifellos auch andere Gründe für den Wechsel von Bamberg nach Landshut hatte – sein dortiges Gehalt war deutlich höher³⁶ und sein Verhältnis zu der Kommission, bei welcher die administrative Verantwortung für das Bamberger Krankenhaus lag, war angespannt³⁷ – dürfte ihn auch sein persönliches Zerwürfnis mit Marcus bei seiner Entscheidung, Bamberg zu verlassen, beeinflusst haben. In einem weiteren Brief an Schelling vom Mai 1802 spitzte Röschlaub die Kritik an seinem ehemaligen Lehrer und späteren Kollegen jedenfalls nochmals zu: *Marcus ist ein Schuft, dem es blos um sich, nie um Wissenschaft und wissenschaftliche Köpfe zu thun ist. [...] Er hat an mir sehr schlecht gehandelt; aber immer die Maske des Freundes gegen mich gezeigt. Er will immer durch Anderer Eigenthum glänzen.*³⁸ Und drei Monate später warf Röschlaub seinem einstigen Mentor vor: *Er schwimmt im Geist der Zeit, und zappelt sich immer oben auf, wie eine Mücke in Weingeist (Brantwein).*³⁹

Marcus (wie Anm. 8), S. 234.

35 SCHELLING, Briefe (wie Anm. 35), Teilband 1, S. 408f.

36 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 833, 1295f.; TSOUYOPoulos, Röschlaub (wie Anm. 13), S. 62.

37 HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 8), S. 235f.

38 SCHELLING, Briefe (wie Anm. 35), Teilband 1, S. 434f.

39 Ebd., S. 452; vgl. GRÜNBECK, Markus (wie Anm. 19), 136; SEGEBRECHT, Romantische Liebe (wie Anm. 19), S. 128.

Neben dem Umstand, dass er die von ihm entwickelte Erregungstheorie von Marcus ungenügend gewürdigt sah, dürfte Röschlaub auch die Tatsache gekränkt haben, dass Marcus eine neue Fachzeitschrift ohne seine Beteiligung herauszugeben gedachte. Als 1802 eine anonyme Schmähsschrift gegen Röschlaub unter dem Titel *Über die Aftersanwendung des neuesten Systems der Philosophie auf der Medizin* erschien, hielten manche Zeitgenossen Adalbert Friedrich Marcus und Ignaz Christoph Döllinger für deren geistige Urheber.⁴⁰ Nelly Tsouyopoulos bewertet diese Schrift als „Zeugnis des intellektuellen Neides.“⁴¹

Nach Röschlaubs Weggang nach Landshut scheint der Kontakt zwischen ihm und Marcus weitgehend zum Erliegen gekommen zu sein; auch in ihren jeweiligen medizinischen Schriften und Briefwechseln würdigten sie einander nur gelegentlich eines Kommentars. Nachdem Marcus im Herbst 1804 wegen der Publikation eines Zeitungsartikels unter falschem Namen zu einer vierwöchigen Haftstrafe verurteilt worden war, erwog er zwar kurzzeitig, Bamberg zu verlassen und Röschlaub seine Nachfolge als Direktor des Bamberger Krankenhauses anzutragen, doch nach Marcus' erfolgreicher Rehabilitierung war davon keine Rede mehr.⁴² In der Vorrede zu einer Schrift seines Neffen Friedrich Speyer äußerte Marcus im folgenden Jahr seine Überzeugung, dass die *Unzulänglichkeit der Erregungstheorie* mittlerweile klar erwiesen sei, weil ihr die Naturphilosophie den Rang abgelaufen habe:

*Selbst wenn der verdienstvolle Röschlaub das gegebene Versprechen erfüllen wollte, den spezielleren Theil der Therapie zu bearbeiten, so ließe sich vorsehen, daß dieser nicht mehr die von ihm selbst in seiner Nosologie verbreitete Erregungstheorie seyn würde. Der genievollte Röschlaub kann nicht auf dem tieferen Standpunkt der eigentlichen Erregungstheorie stehen bleiben.*⁴³

Im selben Jahr, in dem Adalbert Friedrich Marcus und Friedrich Wilhelm Joseph Schelling gemeinsam die *Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft* herauszugeben be-

40 Vgl. HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 8), S. 235 sowie den Beitrag von Mark Häberlein in diesem Band.

41 TSOUYOPOULOS, Röschlaub (wie Anm. 13), S. 62; vgl. auch SEGBRECHT, Roman-tische Liebe (wie Anm. 19), S. 127.

42 Werner E. GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und die Medizin der Romantik. Studien zu Schellings Würzburger Periode, Frankfurt a. M. 1995, S. 201f.; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 8), S. 275.

43 Friedrich SPEYER, Ideen über die Anwendung natürlicher und künstlicher Bäder. Nebst einer Vorrede von Adalbert Friedrich Marcus, Jena 1805, S. VII f. Vgl. HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 8), S. 292f.

gannen, versuchte Andreas Röschlaub seinen einstigen Mentor bei Schelling zu discreditierten, wobei er auch vor antijüdischen Invektiven gegenüber dem Konvertiten Marcus nicht zurückschreckte:

Was Sie nicht glauben werden, was aber dennoch ganz gewiß ist, ist, daß Hr Marcus in München keine Gelegenheit versäumte, mich auf eine feine (jüdische) Weise herab zu setzen. [...] Er ist halt und bleibt ein Jud. Daß er aber auch Ihnen, durch seine zudringliche Freundschaftlichkeit schadete, – weiß ich ebenfalls. [...] Dieses sey mein letztes Wort über Marcus, welchen ich endlich werde verachten müssen, so wie er ziemlich schon von vielen soliden Männern verachtet ist.⁴⁴

Die Abneigung gegenüber Marcus, die Röschlaub hier äußerte, beruhte durchaus auf Gegenseitigkeit: *Lassen Sie den Röschlaub laufen*, schrieb Marcus wenige Monate später an Schelling, *es ist nichts mit ihm anzufangen*.⁴⁵ Seinen einstigen Weggefährten bezeichnete er im September 1805 sogar als einen *Gemüthskrank[e]n von einer tückischen Art, der alte[s] Weiber-Geklatsch verbreite*.⁴⁶

Angesichts des Schweigens, das in den folgenden Jahren zwischen den beiden einstigen Weggefährten herrschte, dürfte die medizinische Fachöffentlichkeit überrascht gewesen sein, als Andreas Röschlaub sich 1814 mit einer Schrift zu Wort meldete, in der er Adalbert Friedrich Marcus frontal angriff. Den Auslöser dafür bildete eine Typhusepidemie, die sich nach dem gescheiterten Russlandfeldzug der Napoleonischen Armee im Gefolge der zurückkehrenden Truppen in Mitteleuropa verbreitete. Im Zuge dieser Epidemie starben 1813/14 im Bamberger Krankenhaus und in den dortigen Militärlazaretten zahlreiche Soldaten sowie mehrere Ärzte und Pflegepersonal. Unter den Toten war auch der mit Marcus befreundete Johann Philipp Ritter. Marcus führte eine Teilobduktion an dessen Leiche durch, aufgrund derer er zu dem Ergebnis gelangte, dass dessen Tod auf eine Hirnentzündung zurückzuführen sei und die Krankheit antiphlogistisch, d. h. durch starke Aderlässe, zu behandeln sei. Diese Diagnose und der zugehörige Therapievorschlagn, die Marcus in mehreren Schriften publizierte, wurde von der großen Mehrheit seiner Medizinerkollegen vehement abgelehnt. Noch im gleichen Jahr veröffentlichte Marcus' langjähriger Kollege Georg Anton Dorn (1760–1830) zusammen mit dem Regimentsarzt Philipp Jakob

44 Schelling. Briefe und Dokumente, hrsg. v. Horst Fuhrmans, 3 Bde., Bonn 1962–1975, Bd. 3, S. 204.

45 Ebd., S. 230.

46 Ebd., S. 258f. Vgl. Häberlein/Schmölz-Häberlein, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 8), S. 299.

(von) Weintz (1778–nach 1847) eine Gegendarstellung, die Marcus wiederum mit einer scharfen Replik beantwortete.⁴⁷

In diese ohnehin von beißender Polemik und gegenseitigen persönlichen Angriffen geprägte publizistische Auseinandersetzung schaltete sich 1814 auch Andreas Röschlaub mit einer Schrift *An Dr. Adalbert Friedrich Marcus über den Typhus ein*. In Form eines persönlichen Sendschreibens an Marcus rekapitulierte Röschlaub zunächst seine Lehrjahre in Bamberg und seine einstige Kooperation mit dem dortigen Krankenhausdirektor sowie ihr späteres Zerwürfnis, um schließlich scharf mit dem früheren Lehrer und Kollegen abzurechnen. Anstatt seine Theorie über die Entstehung des Typhus zunächst der medizinischen Fachwelt zur Prüfung vorzulegen, habe Marcus sich aus *egoistisch-politischen Motiven* gleich an die breitere Öffentlichkeit gewandt.⁴⁸ Marcus' Beweisführung wies nach Röschlaubs Ansicht zahlreiche Widersprüche und Ungereimtheiten auf. Seine Kritik an der Argumentation seines Kontrahenten verknüpfte Röschlaub mit zahlreichen ironischen Seitenhieben auf dessen Geltungsdrang und den mehrfachen Wechsel seiner medizinischen Überzeugungen: Von jemandem wie Marcus könne man nicht erwarten, *daß er eines einmal ausgesprochenen Satzes noch genau sich erinnere, nachdem seine Begeisterung ihn einen zweyten, dritten Satz auszusprechen, oder gar eine oder mehrere Seiten niederzuschreiben, getrieben hat*.⁴⁹ In Anbetracht der massiven Aderlässe, die Marcus empfehle, müsse er im Falle einer Nobilitierung *Marcus von Typhuswehr heißen, und das Schild [seines] Adelswappen ein Dutzend Lazaretten und einige Dutzend Blutegel zieren*.⁵⁰ Auf die Spitze trieb Röschlaub seine Polemik mit dem satirischen Vorschlag, die antiphlogistische Methode im Bamberger Krankenhaus gewinnbringend einzusetzen: Wenn jedem Kranken, der dort behandelt wurde, drei Pfund Blut abgezapft würden, so ließen sich Dutzende Zentner Blut sammeln.

Nun aber lässt sich Blut zur Bereitung der Blutlauge, der Berliner-Blau's, der Blausäure und anderer Artikel mehr verwenden. Gesetzt also, es würden zu Bamberg Fa-

47 Vgl. dazu ausführlich HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 8), S. 356–369.

48 Andreas RÖSCHLAUB, *An Dr. Adalbert Friedrich Marcus über den Typhus*, Landshut 1814, S. 20.

49 Ebd., S. 73.

50 Ebd., S. 160.

*briken für alle diese Artikel angelegt, und [...] mit den Krankenanstalten verbunden; welche schöne Summe Geldes müßten für eben diese gewonnen werden können.*⁵¹

Adalbert Friedrich Marcus reagierte auf diese Attacke seines ehemaligen Stellvertreters mit einer scharf und polemisch vorgetragenen Replik: *Gleich wie der Ritter von Mancha sprengt er mit der Rosinante dahin, wo es etwas zu retten giebt.*⁵² Röschlaub sei zwar ein begabter Theoretiker der Medizin, doch gehe ihm die Befähigung zum guten praktischen Arzt weitgehend ab. Daher sei der Landshuter Professor *eher fähig, einer ganzen Generation zu lehren, wie man heilen soll, als nur einen einzigen Kranken selbst zu heilen.*⁵³ Ihr Zerwürfnis führte Marcus auf ihre unterschiedliche Haltung zu Schellings Naturphilosophie zurück: Während er selbst diese neue Lehre vorbehaltlos begrüßt und hoffnungsvolle Nachwuchsmediziner gefördert habe, sei Röschlaub unvermittelt zum *Verfolger der jungen, angehenden Naturphilosophischen Aerzte* mutiert.⁵⁴ Während Marcus seine eigene Auffassung vehement verteidigte, sprach er der Kritik seines Kontrahenten jegliche wissenschaftliche Substanz ab: Röschlaub habe nicht mehr anzubieten als das *leere Raisonnement* und die *Spaßhaftigkeit des Dorfbarbiere mit der Professorsmine.*⁵⁵

Weder Röschlaub noch Marcus bemühten sich in dieser Kontroverse um einen sachlichen Tonfall und eine nüchterne Argumentation; vielmehr ergriffen beide die Gelegenheit zu einer persönlichen Abrechnung und bedienten sich daher eines polemischen Duktus sowie ehrenrühriger Angriffe auf die Reputation des Kontrahenten. Konservativen Ärzten, die den vermeintlichen Innovationen der Bamberger Medizin von Anfang an skeptisch gegenübergestanden hatten, dürfte der Umstand, dass sich deren führende Repräsentanten nun gegenseitig mit Schmutz bewarfen, späte Genugtuung verschafft haben. 1819 erschien in deutscher Übersetzung ein Werk des französischen Arztes Caspar Vieusseux über antiphlogistische Heilverfahren, das sich ausführlich mit den von Marcus in Bamberg praktizierten Methoden auseinan-

51 Ebd., S. 134f. Vgl. auch HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 8), S. 369–373.

52 MARCUS, Über den Typhus (wie Anm. 48), S. 4.

53 Ebd., S. 5f.

54 Ebd., S. 9f.

55 Ebd., S. 35. Vgl. GRÜNBECK, Markus (wie Anm. 19), S. 127–131; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 8), S. 373–375.

dersetzte.⁵⁶ Die kritische Sicht dieser Publikation auf Marcus scheint maßgeblich von Röschlaubs polemischer Schrift herzurühren.

5. Röschlaubs retrospektive Sicht auf sein Verhältnis zu Marcus

Als Adalbert Friedrich Marcus 1816 starb, lag seine Kontroverse mit Röschlaub über den Typhus gerade einmal zwei Jahre zurück. Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass sich der Landshuter Mediziner erneut herausgefordert sah, als Marcus' Neffen Friedrich Speyer und Karl Moritz Marc schon kurz nach dem Tod ihres Onkels eine materialreiche, aber ausgesprochen einseitige Biographie des Verstorbenen vorlegten, in der sie das Zerwürfnis zwischen Marcus und Röschlaub vor allem Letzterem anlasteten. In seiner Stellungnahme bekundete Röschlaub zwar erneut seinen Respekt vor der Leistung des älteren Kollegen, benannte aber auch klar dessen Schwächen – insbesondere seine Neigung, alle Erfolge für sich allein zu reklamieren und unliebsam gewordenen Kollegen übel nachzureden. Außerdem habe Marcus ihm seinen wissenschaftlichen Erfolg geneidet:

Was auch Herrn Doctor Speyer oder irgend welchen andern Männern über mich insinuirt worden seyn mag: meine Vergehen, die etwa Veranlassung zu jener Spannung gegeben haben, bestanden nie, weder in Anfeindung irgend welcher Personen, noch in uncollegialischem oder unfreundschaftlichem Benehmen, wohl eher darin, dass ich mir anmaßte, für und durch mich selbst etwas zu seyn; dass ich mich nicht der Meinungen anderer anschmiegte, und, was ich grundlos oder irrig fand, aufrichtig für grundlos und irrig erklärte. Besonders darin, dass ich ohne darnach zu trachten, zu einiger Celebrität als Gelehrter kam; und mein Haupt-Verbrechen war, wie Marcus selbst bekannte, dass man mir durch die von mir durchaus nicht gesuchte Vocation als Professor der Medicinischen Klinik zu Landshut, ein Zutrauen auf mein ärztlich practisches Talent bezeugte. Zwar wurde mir von Marcus noch so ein wenig litterarisches Verdienst gelassen: allein seitdem ich diese Vocation bekam und annahm, sollte mir anfänglich mündlich, dann auch schriftlich alle Fähigkeit zum ärztlichen Practiker von demselben abgesprochen werden, der mich doch mehrere Jahre hindurch vorher, ich kann sagen mehrere Tausende ganz allein zu behandeln überlassen hatte. Und das möchte freylich ganz billig gewesen seyn, denn ich hatte ja die Kühnheit meine Methodus medendi in vielen Puncten für besser, als die des berühmten Marcus,

⁵⁶ Caspar VIEUSSEUX, Ueber künstliche Blutaussäuerungen und ihre Anwendung in der Mehrzahl der Krankheiten. Aus dem Französischen frei übers. und hrsg. v. Carl Ludwig KLOSE, Breslau 1819, S. 50, 259f., 353. Das Werk war 1815 in französischer Sprache erschienen. Ob die Passagen zu Marcus bereits im Original enthalten sind oder vom Übersetzer hinzugefügt wurden, konnte nicht überprüft werden.

zu halten, wenn ich gleich in anderen Punkten der Praxis ihm willig den Vorzug einräumte, und nie die Achtung, die ich einem älteren und erfahreneren Kollegen schuldig zu sein, erachtete, und nur im mindesten verletzte.⁵⁷

Für sich selbst nahm Röschlaub in Anspruch, Marcus zunächst auf die neuen Konzepte des Brownianismus und der Naturphilosophie aufmerksam gemacht zu haben; auch von seinen Bemühungen um die Weiterentwicklung dieser Konzepte habe der Verstorbene profitiert:

Denn a) obgleich Marcus für sinnreiche neue Lehre Empfänglichkeit hatte, so gewann ich doch früher, als er, so wie vorher an Brownischen Systeme, so später an den naturphilosophischen Ansichten Schellings (an welchen mich zuerst Fichte gewiesen hatte) ein solches Interesse, dass ich wie einen Reil, J. A. Schmid und andere, so auch einen Marcus auf dieselben aufmerksam machte. Dadurch wurde unser Verhältniss noch freundlicher besonders seitdem ich in persönlicher Bekanntschaft mit jenem Denker gesetzt hatte. b) Wenn nun dieselben Ansichten (oder die sogenannte Naturphilosophie) großen Einfluß auf die Heilkunde gewann; so geschah dieses nicht ohne meine Veranlassung. Von derselben erwartete ich damals [...], die, für eine ächte medicinische Theorie unentbehrlichsten Grund Einsichten (was ich freylich in späteren Jahren nicht erfüllt sah). Diese vermisse ich ungleich eher als Marcus daran dachte an dem Brownschen System.⁵⁸

Angesichts der Fragmentierung der medizinischen Theorie, wie sie um 1800 gegeben war,⁵⁹ kam der Reputation des einzelnen Mediziners große Bedeutung zu. Vor diesem Hintergrund betonte Röschlaub, dass er sich gegenüber seinem Mentor stets persönlich korrekt verhalten hatte (was man angesichts mancher Passagen in Röschlaubs Briefen an Schelling bezweifeln mag). Der Bruch zwischen ihnen sei vielmehr mit Marcus' Persönlichkeit und Charakter zu erklären. Röschlaubs Fazit nach Marcus' Tod lautete:

Das Benehmen, welches fürderhin mehrere Jahre hindurch zwischen Marcus und mir bestand, war so beschaffen, dass man es selten unter Aerzten so gut finden wird, dass ich nie an dasselbe ohne Vergnügen mich erinnere und dass man es allgemein für ein inniges freundschaftliches Verhältniss halten möchte. Um so mehr frapirte mich die Spannung, die ich auf einmal im Anfange des Winter-Semesters 1801 auf 1802 entdeckte, bis mir die Gründe dazu klar wurden.

57 RÖSCHLAUB, Einige Worte für Herrn Doctor Speyer (wie Anm. 2), S. 489f.

58 Ebd., S. 486f.

59 Vgl. Karl E. ROTHSCHUH, Deutsche Medizin im Zeitalter der Romantik. Vielheit statt Einheit, in: Schelling. Seine Bedeutung für eine Philosophie der Natur und der Geschichte, hrsg. v. Ludwig HASLER, Stuttgart-Bad Cannstatt 1981, S. 145–151.

Diese sah Röschlaub vor allem in Marcus' negativer Reaktion auf seine Berufung nach Landshut. Er wollte sich dazu zwar nicht näher äußern, aber doch erwähnen, *dass ich die ersten obgleich mit Artigkeiten maskirten Feindseligkeiten von Marcus genau erkannte*. In versöhnlichem Tonfall, der einem Nachruf angemessen erschien, fügte Röschlaub hinzu, er hätte zur Verbesserung ihrer Beziehung *jeden mit meiner Ehre vereinbarten Schritt gethan*. *Denn stets verehrte ich in Marcus, so lange ich ihn kannte, einen Mann mit seltenen Talenten. Dass sie nicht erfolgte, kann ich nur bedauern. Er ruhe in Frieden!*⁶⁰

Das Bild, das Röschlaub hier von Marcus zeichnete, weist einige Parallelen zu den Einschätzungen anderer zeitgenössischer Mediziner auf. Die meisten würdigten Marcus' intellektuelle Brillanz, seine Qualitäten als Organisator und Leiter medizinischer Anstalten und seine Empathie am Krankenbett; viele kritisierten aber auch seine wissenschaftliche Sprunghaftigkeit und seinen Hang zur Selbstinszenierung. Diese Schwächen thematisierte sogar das von Georg Michael Klein verfasste Vorwort zu der ansonsten eher hagiographisch anmutenden Lebensbeschreibung von Marcus' Neffen:

*Seine Fehler waren Folgen des Temperaments nicht aber einer innern Verkehrtheit und Unlauterkeit. Der größere Theil der Menschen, welcher gewöhnlich auch der gemein denkende ist, schärft seine Augen mehr für die Schatten- als Lichtseite seiner Mitmenschen, deutet selbst das Gute aus Mangel an genügender Einsicht in allen Umständen übel und bringt auf solche Art ausgezeichnete und hervorragende Menschen sich näher, um ein drückendes Gefühl sich zu ersparen, welches das Geständnis seines Abstandes von ihnen verursachen müßte.*⁶¹

Schon zu Marcus' Lebzeiten notierten aufmerksame Beobachter wiederholt die Ambivalenz seiner Persönlichkeit. So charakterisierte der Arzt Nikolaus Meyer in einem Brief an Goethe Marcus als *muntere[n] lebhaft[e]n Mann, der sehr das äußere liebe und sehr viel für den Schein tue*. Marcus hatte nach Meyers Auffassung *bey verschiedenen Anstalten, durch die er sich für das Land verdient, ja unvergeßlich gemacht hat, keinen kleinen Antheil gehabt*. Der Bamberger Arzt zeichne sich zudem durch *sehr viel Biagsamkeit* aus und sei ein *denkende[r] Artzt*. Bedauerlich sei allerdings, *daß ihm seine übrigen*

60 RÖSCHLAUB, Einige Worte für Herrn Doctor Speyer (wie Anm. 2), S. 401f.

61 G. M. KLEIN, Vorrede, in: SPEYER/MARC, Dr. A. F. Marcus (wie Anm. 1), S. III–XXIX, hier S. VIII f.

*Geschäfte so wenig Zeit als Lehrer lassen; denn nur selten erscheint er im Hospital, wo er Röschlaub die medizinische Aufsicht und Behandlung ganz überlassen hat.*⁶²

6. Resümee

Als Marcus' Nachfolger Christian Pfeufer 1825 auf die Geschichte des Bamberger Krankenhauses zurückblickte, erschien ihm die Anwendung des zunächst gemeinsam von Adalbert Friedrich Marcus und Andreas Röschlaub propagierte später dann heftig zwischen ihnen umstrittenen Brownschen Systems als zwar bedeutsame, aber doch inzwischen vergangene Episode medizinischer Experimente:

*Bei der Entstehung des Krankenhauses war die Heilmethode größtentheils auf die Grundsätze der Humoralpathologie gestützt, daher damals in einem Monate mehr Brech- und Abführungsmittel verbraucht wurden, wie in dem späteren Zeitraume in einem Jahre. Vom Jahre 1799 bis gegen das Jahr 1804 wurde die Heilmethode den Grundsätzen der Brown'schen Schule angepaßt, und jetzt sah man Opium, Naphtha, Serpentaria, balsamus vitae u. dgl. in einer solchen Quantität verordnen, die an das Unglaubliche grenzen möchte; in Marcus Prüfung des Brown'schen Systems durch Erfahrungen am Krankenbette, kann man die Beweise hiezu finden. Diese Zeit war bestimmt die glänzendste für unsere Stadt, für die Universität und für das Krankenhaus, indem von allen Gegenden Deutschlands, wie auch vom Auslande, insbesondere von Rußland, Frankreich und Dänemark Zöglinge herbeiströmten, um sich mit dem Systeme des Brownianismus zu befreunden, welches in dem Bamberger Krankenhause den höchsten Culminationspunkt seiner Ausbildung erreicht hatte.*⁶³

In diesem Zitat fasst Pfeufer die Umbrüche, die sich an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert in der medizinischen Wissenschaft vollzogen, prägnant zusammen. Die Auseinandersetzungen, die Adalbert Friedrich Marcus und Andreas Röschlaub sowohl mit Medizinerkollegen als auch untereinander austrugen, fanden in einer Zeit statt, in der alte Gewissheiten in Zweifel gezogen wurden, ohne dass sich ein bestimmtes Paradigma durchsetzen konnte.⁶⁴ Die von den beiden Medizinern vertrete-

62 Nikolaus Meyer an Goethe, Bamberg, 10.2.1801, zitiert nach Goethes Bremer Freund Dr. Nikolaus Meyer. Briefwechsel mit Goethe und dem Weimarer Kreis, hrsg. v. Hans KASTEN, Bremen 1926, S. 10f. Vgl. auch Mark HÄBERLEIN, Johann Wolfgang von Goethe, Adalbert Friedrich Marcus und die Bamberger Medizin, in: Jahrbuch Literatur und Medizin 9 (2017), S. 13–44, hier S. 27f.

63 Christian PFEUFER, Geschichte des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg: Von seiner Entstehung bis auf die gegenwärtige Zeit, Bamberg 1825, S. 122f.

64 Vgl. ΤΣΟΥΥΡΟΥΛΟΣ, Asklepios (wie Anm. 15), S. 61–185.

nen Krankheits- und Therapiekonzepte spiegeln diese Umbruchssituation wider. Die tradierte Humoralpathologie wurde zunehmend in Zweifel gezogen,⁶⁵ während sich die moderne Virologie und Bakteriologie erst im späten 19. Jahrhundert entwickelten. Das dadurch entstehende Vakuum wurde durch unterschiedliche, häufig eher von philosophischer Reflexion als von empirischen Erkenntnissen geleitete Theorien ausgefüllt, die sich zumeist nicht lange behaupten konnten.

Die sogenannte romantische Medizin, der Marcus wie Röschlaub zugerechnet werden, eröffnete über die Erprobung neuer Konzepte und Behandlungsmethoden auch neue Wege zur Gewinnung ärztlicher Reputation; der Erfolg oder Misserfolg der neuen Theorien und Methoden spiegelte sich maßgeblich im Urteil der medizinischen Fachwelt. Brownianismus und Naturphilosophie hatten Ärzten, die mit der traditionellen Humoralpathologie und deren begrenzten Heilerfolgen unzufrieden waren, kurzfristig verheißungsvolle Optionen eröffnet, die sich angesichts der Grenzen damaliger medizinischer Erkenntnismöglichkeiten jedoch nicht erfüllen sollten.⁶⁶ Vor diesem Hintergrund war es für Röschlaub wie für Marcus ungemein wichtig, ihre Sichtweisen und Deutungen in zahlreichen Publikationen und Briefen bekannt zu machen, zu propagieren und zu verteidigen. Dieses Ringen um Deutungshoheit führten Marcus' Neffen selbst nach dessen Tod im Jahre 1816 noch weiter – und Röschlaub fühlte sich zu einer Reaktion darauf bemüht, obwohl auch er den Kampf um die Deutungshoheit auf dem medizinischen Feld inzwischen längst verloren hatte. Der Medizinhistoriker August (Aaron Simon) Hirsch (1817–1894)⁶⁷ charakterisierte die Leistung Röschlaubs in den 1880er Jahren folgendermaßen:

Der große Beifall, dessen sich die Erregungstheorie Seitens der Ärzte Anfangs erfreute, war nicht von langer Dauer, und zwar wurde es von den Gegnern R.'s, welche sich vorzugsweise aus der Reihe vitalistischer Theorien rekrutierten, um so leichter, die Einseitigkeiten, Willkürlichkeiten und Irrthümer des Systems aufzudecken und zu bekämpfen, als ihm selbst, trotz des Fanatismus, mit welchem er seine Ansichten

65 Zur Humoralpathologie vgl. etwa Albrecht KOSCHORKE, Poiesis des Leibes. Johann Christian Reils romantische Medizin, in: Romantische Wissenspoetik. Die Künste und die Wissenschaften um 1800, hrsg. v. Gabriele BRANDSTETTER/Gerhard NEUMANN (Stiftung für Romantikforschung 26), Würzburg 2004, S. 259–272, hier S. 259f.

66 Vgl. Guenter B. RISSE, Brunonian Therapeutics: New Wine in Old Bottles?, in: Brunonianism in Britain and Europe, hrsg. v. W. F. BYNUM/Roy PORTER (Medical History, Supplement 8), London 1988, S. 46–62, bes. S. 60–62; TSOYUPOULOS, The Influence (wie Anm. 27), S. 68f.

67 Vgl. zu ihm Hans H. LAUER, [Art.] Hirsch, August, in: NDB 9 (1972), S. 212f. [Online-Version], URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116903864.html#ndbcontent> [17.04.2018].

*vortrug, die Ueberzeugungstreue fehlte, so dass er sich in zahlreiche Widersprüche verfang und schließlich seine Principien disceditierte.*⁶⁸

Röschlaubs Beschäftigung mit der Naturphilosophie hätte seit 1804 einen mystischen Beigeschmack gehabt; schließlich sei er zur althergebrachten empirisch-dogmatischen Medizin zurückgekehrt, habe erneut den Standpunkt eines rationalen Arztes und Klinikers eingenommen und offen seine früheren Irrtümer eingestanden.⁶⁹ Marcus' wissenschaftliche Leistung wurde von dem ebenfalls vom Judentum zum Christentum konvertierten Medizinhistoriker Hirsch, der die Geschichte seines Fachs zeitypisch als lineare Fortschrittsgeschichte darstellte, deutlich kritischer als diejenige seines Schülers Röschlaub beurteilt. Nach dem Aufbau des Bamberger Krankenhauses und seiner Hinwendung zunächst zum Brownianismus und anschließend zur Naturphilosophie sei seine medizinische Laufbahn schließlich in einen *masslose[n] Vampyrismus* gemündet,⁷⁰ womit Hirsch auf die von Marcus am Ende seiner Karriere praktizierten antiphlogistischen Methoden anspielte und offenbar auf die satirische Bemerkungen Röschlaubs während der oben beschriebenen Kontroverse um den Typhus rekurrierte. Damit trug Hirsch zur Ausgrenzung von Marcus aus dem Kanon bedeutender Mediziner bei, wobei er Röschlaubs antijüdische Invektiven gegen diesen ignorierte.⁷¹

Obwohl die Medizingeschichte des 19. Jahrhunderts Röschlaub positiver als Marcus beurteilte, blieb allein Marcus im kollektiven Gedächtnis der Stadt Bamberg verhaftet. Während sein Name in Bamberg eine Brücke, eine Straße, einen Platz und ein Universitätsgebäude schmückt, ist Andreas Röschlaub lediglich eine Seitenstraße in seiner Geburtsstadt Lichtenfels gewidmet.

68 August HIRSCH, Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker, Bd. 5: Révolat bis Trefurt, Wien/Leipzig 1884–1888, S. 58f., Zitat S. 58.

69 Ebd.

70 Ebd., Bd. 4: Lindsley bis Revillon, S. 130f. Zitat, S. 130.

71 Vgl. dazu HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 8), S. 373.

Röschlaub und Schelling: Das Ende einer Freundschaft und die Medizin der Romantik

In diesem Beitrag sollen die persönlichen und beruflichen Beziehungen zwischen zwei der bedeutendsten Naturphilosophen der Romantik, dem Arzt Andreas Röschlaub und dem Philosophen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854), ihre Freundschaft wie auch ihr Zerwürfnis während ihrer Auseinandersetzungen mit der romantischen Naturphilosophie und Medizin in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts dargestellt und analysiert werden. Diese Zeitspanne bietet sich an, weil sie für beide Persönlichkeiten prägend war im Hinblick auf ihre weitere philosophische und medizinische Entwicklung.

1. Vorbemerkung zum Forschungsstand

Bei meinen Ausführungen zu Röschlaub war die Studie von Nelly Tsouyopoulos *Andreas Röschlaub und die Romantische Medizin. Die philosophischen Grundlagen der modernen Medizin*¹ sehr hilfreich; sie stellt bis heute eine grundlegende Monographie über den in Bamberg und Landshut wirkenden Brownianer dar. Des Weiteren ist es der Autorin hoch anzurechnen, das Verdikt über die Medizin der Romantik, sie sei eine rein spekulativ vorgehende Wissenschaft, das aus dem positivistischen 19. Jahrhundert stammt, nicht übernommen zu haben; vielmehr hat Tsouyopoulos die Bedeutung der naturphilosophischen Konzepte auch für die Entwicklung der praktischen Heilkunde und deren experimentelle Methodik eindrucksvoll herausgearbeitet und so einen wichtigen Beitrag für die Neubewertung der Medizin der Romantik geliefert. Die Verfasserin schreibt: „Das Studium der Werke von Andreas Röschlaub zeigt [...], daß das Hauptinteresse der Medizin dieser Zeit sich auf die praktische Medizin richtete. Was Röschlaub und andere progressive Ärzte seiner Zeit anstrebten, war:

1 Nelly TSOUYOPOULOS, *Andreas Röschlaub und die Romantische Medizin. Die philosophischen Grundlagen der modernen Medizin (Medizin in Geschichte und Kultur 14)*, Stuttgart 1982.

eine Reform der traditionellen Klinik, eine Umorientierung in der Ausbildung der Ärzte, eine neue Gestaltung des klinischen Unterrichts und eine radikale Änderung der Struktur des Medizinalwesens.“²

2. Andreas Röschlaub – Eckpunkte seines Lebens

Der katholische Mediziner und Naturphilosoph Andreas Röschlaub wurde am 21. Oktober 1768 in Lichtenfels (Oberfranken) geboren. Er nahm 1786 in Bamberg das Theologiestudium auf, das er ein Jahr später zugunsten eines Medizinstudiums ebendort und später in Würzburg aufgab. 1795 in Bamberg mit der Dissertation *De febri fragmentum* promoviert, erhielt er dort Anfang 1797 eine außerordentliche Professur für Medizin, 1798 eine ordentliche Professur für Pathologie und Medizinische Klinik und 1799 neben Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816)³ die Funktion eines Zweiten Arztes am Allgemeinen Krankenhaus. Durch das erfolgreiche Zusammenwirken von Röschlaub und Marcus wurde Bamberg zu einem bedeutenden medizinischen Zentrum. 1802 folgte Röschlaub einem Ruf als Professor für Pathologie und Medizinische Klinik an die Universität Landshut. 1824 wurde er wegen eines Streits mit dem Landshuter Magistrat um die Vergrößerung und Reform seiner Klinik des Dienstes enthoben. Nach der Verlegung der Universität nach München 1826 konnte er dort als ordentlicher Professor für Allgemeine Pathologie und Therapie bis zu seinem Tod 1835 weiterarbeiten.

Röschlaub ist der Begründer der „Erregungstheorie“, einer auf dem System des schottischen Arztes John Brown (1735/36–1788), dessen Werke Röschlaub auch übersetzte, basierenden Krankheitslehre. Dem Brownianismus zufolge wird das Leben durch Reize aufrechterhalten, auf die der Organismus aufgrund seiner „Erregbarkeit“ reagiert. Zu starke und zu schwache Erregbarkeit des Körpers sowie unangemessen starke oder schwache Reize bedingen Krankheit, während normale Erreg-

2 Tsouyopoulos, Röschlaub (wie Anm. 1), S. 217.

3 Zu Marcus siehe Mark HÄBERLEIN/Michaela SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816). Ein Bamberger Arzt zwischen aufgeklärten Reformen und romantischer Medizin (Stadt und Region in der Vormoderne 5), Würzburg 2016; Gerhard AUMÜLLER/Christoph SCHINDLER, Adalbert Friedrich Marcus – Johann Lucas Schönlein. 100 Jahre Bamberger Medizingeschichte (Kleine bayerische Biographien), Regensburg 2016.

barkeit und normaler Reiz die Voraussetzung für einen gesunden Organismus sind. Asthenie, d. h. Körperschwäche aufgrund zu geringer Erregbarkeit, und Sthenie, zu hohe Körperkraft durch Übererregbarkeit, sind die beiden grundlegenden Formen von Krankheit. Asthenische Krankheiten werden nach Brown mit reizfördernden Medikamenten und Methoden behandelt, sthenische mit reizabschwächenden Heilmitteln wie z.B. dem Aderlass oder dem Purgieren. Röschlaub modifizierte das starre, eindimensionale, auf bloße Aktion und Reaktion ausgelegte Modell Browns durch ein prozesshaftes, dynamisches und betrachtete die Lebensprozesse als Ausdruck komplexer Wechselbeziehungen zwischen Umwelt und Organismus. In dieser Form stieß die Brownsche Lehre der Polarität von Erregbarkeit und Reiz besonders bei den romantischen Medizinern in Deutschland auf großes Interesse. Da Röschlaub die Heilkunde als ein Ganzes betrachtete, strebte er das Zusammenwirken von Krankheitslehre und Therapie sowie die Verschmelzung von Pathologie und Physiologie an und wurde darin von Medizinern wie Ignaz Döllinger (1770–1841) und Johann Christian Reil (1759–1813) begeistert unterstützt, von den konservativen Ärzten wie z.B. Christoph Wilhelm Hufeland (1762–1836) jedoch abgelehnt. Das von Röschlaub 1799 ins Leben gerufene und herausgegebene *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde* (10 Bde, 1799–1809) diente als Forum für diese neue Auffassung der Heilkunde, die auch bei Schelling auf große Zustimmung stieß, so dass sich Erregungstheorie und Naturphilosophie gegenseitig befruchteten. Seit etwa 1815 betrachtete Röschlaub sowohl den Brownianismus als auch die romantische Naturphilosophie kritischer. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich vermehrt mit dem klinischen Unterricht und der praktischen Medizin. Röschlaub war als Repräsentant der romantischen Heilkunde einer der wichtigsten und zugleich umstrittensten Mediziner seiner Epoche. Er starb am 7. Juli 1835 in Oberdischingen bei Ehingen (Württemberg).⁴

4 Vgl. zu diesem Abschnitt auch Werner E. GERABEK, [Art.] Röschlaub, Andreas in: NDB 21 (2003), S. 738 [Online-Version], URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118602004.html#ndb-content> [17.04.2018]

3. Schellings heilkundliche Neigungen

Die Affinität des aus Württemberg stammenden Philosophen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854) zur Medizin geht beispielsweise aus einem Brief an seine Eltern hervor, in dem er die Heilkunde als möglichen Beruf seines Bruders Karl⁵ nennt. Am 4. September 1797 schreibt er: Wenn Karl

*sich der Medicin widmet, so ist er in sechs bis sieben Jahren ein gemachter Mensch. Diese Wissenschaft hat in kurzer Zeit so große Fortschritte gemacht und wird bis er anfängt zu studiren, so einfach sein, daß er in wenigen Jahren Meister davon sein kann. Wie glücklich schätzte ich mich, diese Wissenschaft noch jetzt studiren zu dürfen, so wie ich sie auch wirklich zu studiren angefangen habe.*⁶

Im Jahre 1798 hatte der erst 23-jährige Schelling mit Unterstützung Goethes eine philosophische Professur in Jena erhalten, die er bis 1803 versah. Während dieser Zeit stand Schelling häufig in Kontakt mit den Ärzten Adalbert Friedrich Marcus und Andreas Röschlaub, die er in Bamberg aufsuchte.⁷ So stattete Schelling beispielsweise im Mai 1803 Marcus einen Besuch ab, wie er in einem Brief an Hegel schreibt: *Marcus regiert Land' u. Leute u. hat sich sein zu einer Medicinalschule erhobenes Hospital wieder vortrefflich eingerichtet. [...] Von Bamberg sind wir⁸ über Würzburg wohin wir von*

5 Karl Eberhard Schelling (1783–1854): der jüngste Bruder Schellings; ab 1799 Studium der Medizin in Jena, ab 1802 zu Tübingen; 1803 mit der Dissertation *Cogitata nonnulla de idea vitae, hujusque formis praecipuis* (Karl Eberhard SCHELLING, *Cogitata nonnulla de idea vitae, hujusque formis praecipuis* (Diss. med.), Tübingen 1803.) Promotion zum Dr. medicinae; 1804 und 1805 medizinische Weiterbildung in Wien, 1806 praktischer Arzt in Stuttgart, später Medizinalrat und Amtsarzt. Vgl. Luigi PAREYSON, *Schellingiana rariora* (Philosophica varia inedita vel rariora 4), Turin 1977, S. 715b. Karl Eberhards Dissertation wird von Schelling sogar in den *Jahrbüchern* rezensiert. Vgl. *Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft*. Verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten, 3 Bde., hrsg. v. Adalbert Friedrich MARCUS und Friedrich Wilhelm Joseph SCHELLING, Tübingen 1806 [recte: 1805]–1808, hier Jahrbuch 1 (1806), Nr. 2, S. 134–160.

6 Friedrich Wilhelm Joseph SCHELLING, *Briefe und Dokumente*, 3 Bde. Bd. 1: 1775–1809; Bd. 2: 1775–1803, Zusatzband; Bd. 3: 1803–1809, Zusatzband, hrsg. v. Horst FUHRMANS, Bonn 1962–1975, hier Bd. 2, S. 122.

7 Vgl. Karl Eduard ROTHSCHUH, *Naturphilosophische Konzepte der Medizin aus der Zeit der deutschen Romantik*, in: *Romantik in Deutschland. Ein interdisziplinäres Symposium*, hrsg. v. Richard BRINKMANN (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Sonderband), Stuttgart 1978, S. 243–266, hier S. 244, 250; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, *Adalbert Friedrich Marcus* (wie Anm. 3), S. 200f.

8 D. h. Schelling und seine zukünftige Frau Caroline Schlegel.

*Marcus begleitet u. wo ein Aufenthalt von ½ Tag gemacht wurde in 3 Tagen hierher nach Murrhardt [...] versetzt worden.*⁹

Einflussreiche Anhänger und Unterstützer Schellings waren in Jena die Mediziner, Naturwissenschaftler und -philosophen Lorenz Oken (1779–1851), Dietrich Georg Kieser (1779–1862), ein begeisterter Magnetiseur, ferner Heinrich Steffens (1773–1845), Johann Wilhelm Ritter (1776–1810) und Gotthilf Heinrich Schubert (1780–1860), dessen *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft*¹⁰ (1808) großes Aufsehen bei den romantischen Denkern erregten.¹¹

4. Schelling plant ein Medizinstudium in Bamberg – erster Kontakt zu Röschlaub

Bereits im Sommer 1799, d. h. während seines ersten Jenaer Aufenthaltes, zog Schelling die Möglichkeit in Betracht, an der Berliner Charité ein Anatomiestudium aufzunehmen. Doch auch Bamberg kam als möglicher Studienort in Frage, wo eine fürstbischöfliche Universität mit einer Medizinischen Fakultät existierte.¹² Am 12. September 1799 schreibt Schelling an Fichte: *Mein Plan ist so weit gediehen. Ich bin ohne fremde Unterstützung vorerst in Stand gesetzt, auf den Sommer nach Bamberg zu gehen. Röschlaub*¹³ *verlangt, daß ich dort Privatissima lese, und dieß ist mir, wie Sie leicht*

9 SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 284f.

10 Gotthilf Heinrich SCHUBERT, *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft*, Dresden 1808.

11 Vgl. Werner E. GERABEK, *Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und die Medizin der Romantik. Studien zu Schellings Würzburger Periode* (Europäische Hochschulschriften. Reihe 7, Abt. B, 7), Frankfurt a. M./Berlin/Bern 1995, S. 55f.

12 Vgl. Carlos S. LEHMANN, *Über die Medizin an der Academia Ottoniana und Universitas Ottoniano-Fridericiana Bambergensis. 1735–1803* (Diss. med.), Erlangen-Nürnberg 1967; Michael RENNER, *Bamberg als medizinisches Zentrum Oberfrankens und Bayerns im frühen 19. Jahrhundert. Medizinisch-chirurgische Schule, Irrenhaus, Kranken- und Versorgungshäuser*, in: *Bayerisches Ärzteblatt* 24 (1969), S. 250–267, 364–377, 517–528; Paul BÖHMER, *Die medizinischen Schulen Bambergs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts* (Diss. med.), Erlangen-Nürnberg 1970; Karl Ludwig SAILER, *Die Gesundheitsfürsorge im alten Bamberg* (Diss. med.), Erlangen-Nürnberg 1970; Nelly TSOYOPoulos, *Reformen am Bamberger Krankenhaus. Theorie und Praxis der Medizin um 1800*, in: *Historia hospitalium* 11 (1976), S. 103–122.

13 Zu Röschlaub siehe auch die Arbeiten von Heinz KALWEIT, *Andreas Röschlaub und seine Bedeutung für die Romantische Medizin* (Diss. med.), Berlin 1943 und K. HUMBACH, *Die naturphilosophische Schaffensperiode Röschlaubs* (Diss. med.), München 1951.

denken können, sehr erwünscht. Das darauffolgende Jahr will ich in Wien zubringen.¹⁴ Das Weitere wird sich zu seiner Zeit zeigen. Also hoffe ich in 1½ bis 2 Jahren vollkommen fertig zu seyn.¹⁵ Schelling beabsichtigte also, sich zwei Jahre lang mit der Heilkunde auseinanderzusetzen.¹⁶ Er schlug Fichte sogar vor, mit ihm nach Bamberg zu kommen. In einem Brief vom 1. November 1799 lesen wir:

Und dann die Frage an Sie, ob wir kommenden Sommer 1800 nicht zusammen leben können? Mein Plan fordert nicht nothwendig, daß ich mich so weit entferne und nach Wien gehe; ich kann dasselbe in Bamberg und Würzburg erreichen. [...] [Ich] würde [...] vorerst ganz gewiß in Franken bleiben, und wünsche nichts sehnlicher, als daß Sie dort gleichfalls Ihren Wohnsitz aufschlagen. Die gemeinschaftliche Arbeit würde uns auf immer und unzertrennlich verbinden. Da ich völlig frey bin – und nach dem Augenblick mich sehne, wo ich Jena verlassen kann, so kann ich von neuem bloß unserer gemeinschaftlichen Sache leben. Ich weiß nicht, ob irgend etwas Sie an Berlin festhält, aber denken sollte ich, daß Sie in Franken ungestörter zugleich und in mancher Rücksicht angenehmer leben, besonders wenn, wie es möglich ist, eine Jenaische Colonie uns dahin folgen sollte. In politischer Hinsicht haben Sie in Bamberg gewiß nichts zu besorgen; Röschlaub hat bei den Ministern Einfluß, und will so gar, daß ich dort Privatvorlesungen halte. [...] Ich habe bereits auf alle Fälle bei Röschlaub angefragt, ob Sie in Bamberg das Geringste riskiren. [...] Verzeihen Sie meiner Zudringlichkeit, aber ich kann nicht anders wünschen.¹⁷

Adalbert Friedrich Marcus¹⁸ und Andreas Röschlaubs¹⁹ Ruf als herausragende Mediziner war von Bamberg bis nach Jena gedungen. Am 8. August 1800 beschreibt Schelling in einem Brief an Goethe die von Brown beeinflusste Bamberger Heilkunde:

14 Schelling ging jedoch nie nach Wien.

15 SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 2, S. 190.

16 Siehe auch ebd., S. 201, Anm. 2.

17 Ebd., Bd. 2, S. 203.

18 Marcus war nie Professor an der Bamberger Alma mater, hielt aber dennoch klinische Vorlesungen für Medizinstudenten ab. Vgl. Dietrich von ENGELHARDT, Die organische Natur und die Lebenswissenschaften in Schellings Naturphilosophie, in: Natur und Subjektivität. Zur Auseinandersetzung mit der Naturphilosophie des jungen Schelling. Referate, Voten und Protokolle der 2. Internationalen Schelling-Tagung Zürich 1983, hrsg. v. Reinhard HECKMANN/Hermann KRINGS/Rudolf W. MEYER (Problemata 106), Stuttgart-Bad Cannstatt 1985, S. 53, Anm. 10.

19 Röschlaub und Marcus waren enthusiastische Befürworter der Schellingschen Philosophie. Mit beiden Gelehrten war Schelling insbesondere während seiner Würzburger Zeit eng befreundet. Röschlaub – *Professor der medizinischen Pathologie und Klinik und Ärzte am Ludwigshospitale zu Bamberg* (Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde, hrsg. von Andreas RÖSCHLAUB, [Frankfurt a. M.] 1 (1799)–10 (1809), hier Magazin 4 (1800), Titelblatt; vgl. Guido SCHNEEBERGER, Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling. Eine Bibliographie, Bern 1954, S. 56, Nr. 188a) – widmete seinem Freund Schelling im Jahre 1800 sogar den vierten Band

Das neue System der Medicin wird hier theoretisch sowohl als practisch mit einer Consequenz und Genauigkeit ausgeführt, die bis jezt wohl sonst nirgends beobachtet wird. Der schwierige Punct der Ausübung, im einzelnen Fall den Grad der gegenwärtigen Schwäche oder Stärke, und den ihm proportionalen Reiz auszumitteln, ist gerade der Punct, worauf man hier am meisten aufmerksam gemacht wird, und schon jezt existirt darüber ein aus Theorie und Erfahrung abstrahirtes Ganzes von Kunstregeln, was sehr interessant ist. Da ich auch mehrere Freunde meiner naturphilosophischen Untersuchungen [hier] gefunden habe, die mich um einige Vorlesungen darüber ersucht haben, so setzt mich dieß in eine angenehme und lehrreiche Wechselwirkung.²⁰

Das Interesse Schellings an der Medizin, das später in Würzburg besonders ausgeprägt sein wird, kommt in diesen Zeilen bereits deutlich zum Ausdruck.

Knapp zwei Jahre später, am 3. Mai 1802, spricht Marcus, der sich von Schelling in *den Tempel des Aesculap führen*²¹ lassen wollte, in einem Brief an den Philosophen die Erwartung aus, dass auch die Naturphilosophie Schellingscher Prägung in der Bamberger Klinik nicht ohne Einfluss auf das ärztliche Handeln bleiben werde:

Bamberg war einer der ersten Orte, wo man in der öffentlichen Krankenanstalt nach dem Geiste des Brownischen Systems handelte. Bamberg muß nun auch der Ruhm werden, zuerst am Krankenbette nachgewiesen zu haben, was von der Naturphilosophie jezt schon und in der Folge mehr, auf die Heilkunde wird übertragen werden.²² Dieserwegen ist es mir aber auch so sehr angenehm, junge Männer um mich zu haben, welche in den Geist der Naturphilosophie eingedrungen sind. Ich bin jezt schon überzeugt, daß wir auf dem neu zu betretenden Weg weiter kommen werden, als man jezt kaum zu wähen den Muth hat. [...] Wenn die Resultate so ausfallen, wie sich nicht anderst erwarten läßt, so weiß Deutschland auch, wer der Urheber ist und wem es diese Fortschritte zu verdanken hat.²³

des von ihm herausgegebenen *Magazins zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde*. Im selben Jahr hielt Röschlaub im Sommersemester Vorlesungen über Therapie und Allgemeine Pathologie. Vgl. von ENGELHARDT, *Die organische Natur* (wie Anm. 18), S. 53, Anm. 10. – Zahlreiche Briefe aus den Jahren 1802 bis 1808 von Röschlaub und Marcus an Schelling sind erhalten. Sie sind teilweise abgedruckt im dritten Band der Fuhrmannschen Ausgabe: vgl. SCHELLING, *Briefe* (wie Anm. 6), Bd. 3. Jedoch sind beinahe alle Antwortbriefe Schellings verschollen. Vgl. ebd., Bd. 1, S. 193, Anm. 7.

20 SCHELLING, *Briefe* (wie Anm. 6), Bd. 2, S. 232f.

21 Ebd., Bd. 3, S. 80.

22 1813 berichtet Jäck in seiner *Marcus-Biographie*, dass man um 1800 in Bamberg versucht habe, mit Hilfe der Schellingschen Naturphilosophie den Patienten am Krankenbett zu therapieren. Siehe Joachim Heinrich Jäck, *Adalbert Friedrich Marcus, nach dem Leben und Charakter geschildert*, Erlangen 1813, Sp. 723.

23 SCHELLING, *Briefe* (wie Anm. 6), Bd. 2, S. 402. Vgl. HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, *Adalbert Friedrich Marcus* (wie Anm. 3), S. 231.

Dies bezog sich natürlich auf Schelling. Und nachdem Marcus die *Ankündigung* der *mediz[inischen] Schule in Bamberg*²⁴ Röschlaub, der damals bereits in Landshut²⁵ wirkte, zugesandt hatte, schrieb Letzterer am 14. April 1804 an Schelling, er befürworte eine nähere Zusammenarbeit mit dem Philosophen – vielleicht dereinst in Bamberg²⁶, was *mir lieber als jede andere Lage wäre.*²⁷

5. Schellings Würzburger naturphilosophisch-medizinischer Freundeskreis

Der Heilkunde in hohem Maße gewogen, gelang es Schelling ab 1803 von Würzburg aus, wohin er im selben Jahr berufen worden war, einen Kreis gleichgesinnter Naturphilosophen und Ärzte aufzubauen, mit denen er mehr oder weniger intensiv korrespondierte: Ignaz Döllinger²⁸ in Würzburg, Adalbert Friedrich Marcus in Bamberg, Andreas Röschlaub und Philipp Franz von Walther (1782–1849) in Landshut²⁹, Karl Josef Windischmann (1775–1839) in Aschaffenburg, Carl August Eschenmayer (1768–1852)³⁰, Ignaz Troxler (1780–1866), Lorenz Oken, Heinrich Steffens und Gotthilf Heinrich Schubert.³¹ Mittelpunkt des von Würzburg aus agierenden Zirkels

24 SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 76.

25 Zu den Personalbibliographien der Mitglieder des Lehrkörpers der Medizinischen Fakultät zu Landshut siehe Günther WERK, Die Personalbibliographien der Mitglieder des Lehrkörpers der medizinischen und philosophischen Fakultät zu Landshut seit ihrer Gründung im Jahre 1800 bis zur Verlegung nach München 1826 mit biographischen Angaben, Regensburg 1970.

26 Schellings Affinität zu Bamberg wird beispielsweise auch daran sichtbar, dass er im Spätsommer bzw. Frühherbst des Jahres 1804 eine Erholungsreise in die oberfränkische Stadt unternahm. Vgl. seinen Brief aus Bamberg an Windischmann, datiert 16. *Septbr. 1804*: SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 117.

27 Ebd., Bd. 3, S. 76; vgl. GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (wie Anm. 11), S. 21–24.

28 Zu Döllinger vgl. zunächst Georg STICKER, Entwicklungsgeschichte der Medizinischen Fakultät an der Alma Mater Julia, in: Aus der Vergangenheit der Universität Würzburg. Festschrift zum 350-jährigen Bestehen der Universität, im Auftrage von Rektor und Senat hrsg. v. Max BUCHNER, Berlin 1932, S. 383–799, hier S. 551–553.

29 Döllinger, Röschlaub und Walther waren zuvor alle in Bamberg gewesen.

30 Siehe zu diesem Eduard Christian Scharlau ALBERTI, [Art.] Eschenmayer, Adam Karl August, in: ADB 6 (1877), S. 349f.; Walter WUTKE, Materialien zu Leben und Werk Adolph Karl August von Eschenmeyers, in: Sudhoffs Archiv 56 (1972), S. 255–296; Ralph MARKS, Konzeption einer dynamischen Naturphilosophie bei Schelling und Eschenmayer, München 1985.

31 „Manche der damaligen Begegnungen [in Würzburg] sind zu Lebensfreundschaften geworden: Schelling war später in München mit Döllinger und Walther zusammen und verbunden.

war Schelling, der ab Mitte 1805 den Mitgliedern des Kreises ein Publikationsforum schuf, die gemeinsam mit Marcus herausgegebenen *Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft*.³² Zum Schelling-Kreis ist noch der Rektor des Würzburger Gymnasiums, Professor Georg Michael Klein (1776–1820)³³, zu rechnen, der sich philosophischen Studien widmete. 1805 erschienen seine im Schellingschen Geist verfassten *Beyträge zum Studium der Philosophie als Wissenschaft des All. Nebst einer vollständigen und faßlichen Darstellung ihrer Hauptmomente*.³⁴ In welchem Maße Schellings Freunde und Kollegen, die von der Naturphilosophie beeinflusst waren, mitunter für ihren Meister schwärmten, wird aus folgenden euphorischen Äußerungen deutlich. Andreas Röschlaub schreibt am 16. Februar 1805 an Schelling:

*Nie, Freund, kommt aus meinem Munde ein Wort, das Ihr Ansehen, als Wiedererwecker ächter Naturphilosophie und als kraft- und geistvoller Bearbeiter derselben irgend zweifelhaft machen zu wollen scheinen könnte, und wer nur immer das Gegenheil von mir Ihnen berichten sollte, den erkläre ich für einen schurkischen Lügner. Bei jeder schicklichen Gelegenheit mache ich auf Ihre, besonders neuesten Werke aufmerksam, und selbst wenn ich einige Ihrer Behauptungen [...] für nicht annehmbar erkläre, so vermeide ich alles, was meine Verehrung Ihres Geistes zweideutig machte. Vielmehr lasse ich merken, daß selbst darin Sie es seyn, dem ich die jetzige Überzeugung verdanke.*³⁵

Seit 1827 war er es auch mit Röschlaub. Aber das 1805 gestörte Verhältnis ist wohl nie mehr sehr innig geworden. Auch das Verhältnis zu Marcus kühlte ab; mit Windischmann gab es nach 1812 keine Verbindung mehr. Sie blieb länger zu Eschenmayer; wurde aber auch in späteren Jahren kühl zu Oken (der 1827 für kurze Zeit nach München an die Universität kam). Im Ganzen ist dieser medizinische Freundeskreis nach 1809 fast völlig zurückgetreten. Das Ende der *Jahrbücher* (1808 erschien das letzte Heft) bedeutete auch das Ende des Kreises. Immerhin: für 1804–1808 war dieser Kreis in Schellings Leben völlig beherrschend.“ SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 288, Anm. 1.

32 Vgl. Fuhrmans, in: ebd., Bd. 1, S. 288.

33 Kath. Geistlicher, Anhänger des Schellingschen Systems, Rektor des Würzburger Gymnasiums; 1806 anlässlich des Regierungswechsels Entlassung, 1808 Gymnasiallehrer zu Bamberg, 1818 Philosophieprofessor an der Universität Würzburg. Vgl. PAREYSON, Schellingiana rariora (wie Anm. 5), S. 703b–704a.

34 Georg Michael KLEIN, *Beyträge zum Studium der Philosophie als Wissenschaft des All. Nebst einer vollständigen und faßlichen Darstellung ihrer Hauptmomente*, Würzburg [1805], bes. S. III–VIII, 208–212, 414. In der ‚Vorrede‘ lesen wir: *Die vielen und großen Mißverständnisse, zu welchen Schelling's Lehre vom All und dem Einem unter dem größten Theile der Philosophen Deutschlands seit mehreren Jahren Veranlassung gegeben hat, legten den ersten Grund zu diesem Werke. Theils die Ueberzeugung, daß sie nach ihrem ganzen Zusammenhange den Meisten noch fremd sey, und demnach von Vielen verkannt werde; theils die Auffoderung vieler unparteyischen Freunde, eine treue und faßliche Vorstellung davon dem Publikum mitzuthellen, um die schädlichen Misverständnisse zu heben, bestimmten den Verfasser zur gegenwärtigen Arbeit.* Ebd., S. III.

35 SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 172.

6. Die verschiedenen Strömungen in der Medizin der Romantik

Die Anhänger Schellings gehörten in der Regel der naturphilosophischen Richtung der Medizin in der romantischen Ära an. Doch einige wurzelten auch in anderen Strömungen dieser Heilkunde. Roths Schuh unterschied 1981 folgende Richtungen: Die uns hier besonders interessierende, sich am jungen Schelling orientierende naturphilosophische Richtung, die bereits 1815/20 ihrem Ende entgegenging; dann eine eklektisch-traditionalistische Gruppierung um die Leitfigur Christoph Wilhelm Hufeland³⁶ mit empirisch-rationeller Ausrichtung, die sich auf die Erfahrung am Krankenbett berief und in der hippokratischen Tradition stand; ferner eine anthropologische Strömung³⁷ mit eher psychologisch-mesmeristischer Ausrichtung und einem Schwerpunkt zwischen 1820 und 1835; und schließlich die theoretisch-pragmatische Schule mit Andreas Röschlaub als führender Persönlichkeit – eine Richtung, die sich „theoretisch zunächst an den Brownianismus anschließt und sich hinsichtlich der Praxisnähe in der klinisch-pragmatischen sogenannten naturhistorischen Schule von J. L. Schönlein fortsetzt.“³⁸

Die Ärzte der naturphilosophischen Richtung bemühten sich um allgemeine Ideen und Prinzipien, nach denen die jeweiligen Einzelerfahrungen in den Gesamtplan einer werdenden Natur integriert werden könnten. Derartige Grundsätze glaubten sie in der Analogiebetrachtung, der Entwicklung der Natur in Stufen, in der Polariät sowie in den Ordnungsprinzipien des Organischen (Irritabilität, Sensibilität, Repro-

36 Vgl. zu diesem auch Markwart MICHLER, [Art.] Hufeland, Christoph Wilhelm, in: NDB 10 (1974), S. 1–7; Stefan GOLDMANN, Christoph Wilhelm Hufeland im Goethekreis. Eine psychoanalytische Studie zur Autobiographie und ihrer Topik, Stuttgart 1993.

37 Vgl. dazu auch Odo MARQUARD, Zur Geschichte des philosophischen Begriffs ‚Anthropologie‘ seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in: Collegium Philosophicum. Studien. Joachim Ritter zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Ernst-Wolfgang BÖCKENFÖRDE/Wilhelm GOERDT/Karlfried GRÜNDER u.a., Basel/Stuttgart 1965, S. 209–239; ders., [Art.] Anthropologie, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 1, Sp. 362–374; D. RÖSSLER, [Art.] Anthropologie, medizinische, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 1, Sp. 374–376; Axel BAUER, Bemerkungen zur Verwendung des Terminus „Anthropologie“ in der Medizin der Neuzeit (16.–19. Jahrhundert), in: Medizinische Anthropologie. Beiträge für eine Theoretische Pathologie, hrsg. v. Eduard SEIDLER (Veröffentlichungen aus der Forschungsstelle für Theoretische Pathologie der Heidelberger Akademie der Wissenschaften), Berlin/Heidelberg/New York 1984, S. 40–55.

38 Karl Eduard ROTHSCHUH, Deutsche Medizin im Zeitalter der Romantik. Vielheit statt Einheit, in: Schelling. Seine Bedeutung für eine Philosophie der Natur und der Geschichte. Referate und Kolloquien der Internationalen Schelling-Tagung Zürich 1979, hrsg. v. Ludwig HASLER (Problemata 91), Stuttgart-Bad Cannstatt 1981, S. 145–151, hier S. 145.

duktionskraft) gefunden zu haben. Die eklektisch-traditionalistischen Ärzte hingegen sahen diejenige Heilmethode als positiv an, die sich im Einzelfall bewährt hatte. Sie waren bestrebt, ihr Vorgehen im Sinne eines Eklektizismus theoretisch zu begründen, sei es durch den Rückgriff auf die Humoralpathologie, die Homöopathie, den Brownianismus oder den Vitalismus.

Die anthropologische Gruppierung, der beispielsweise Johann Christian Heinroth (1773–1843), Johann Michael Leupoldt (1794–1874), Karl Wilhelm Ideler (1795–1860) und Christian Friedrich Nasse (1778–1851) angehörten, rückte den Menschen als be-seeltes Wesen in das Zentrum ihres Interesses, d. h. es wurde die gesunde und besonders die kranke menschliche Seele mit großem Eifer erforscht. Traum, Somnambulismus³⁹ und Wahnsinn übten ebenso wie andere psychiatrische Themen⁴⁰ eine große Anziehungskraft auf die Anthropologen aus. Man beschäftigte sich mit Theorien des animalischen Magnetismus wie denjenigen von Eberhard Gmelin (1751–1809)⁴¹, Gotthilf Heinrich Schubert, Karl Eberhard Schelling (1783–1854), dem Bruder des Philosophen, Christian Gottfried Nees von Esenbeck (1776–1858), Justinus Kerner (1786–1862) oder Joseph Ennemoser (1787–1854), gründete wissenschaftliche psychiatrische Zeitschriften⁴² und forschte auf dem Gebiet der Erfahrungsseelenkunde.

Was die theoretisch-pragmatische Schule anbelangt, so forderte ihr Hauptvertreter Röschlaub einerseits eine philosophisch abgesicherte Theorie von der menschlichen Natur, von Krankheit und Gesundheit, andererseits war man bestrebt, aus der pragmatischen Erfahrung des Arztes eine mit dem Terminus *Iatrotechnik* bezeichnete Lehre von den Heilungsvorgängen zu gewinnen. Zu Röschlaubs Schülern gehört insbesondere Johann Lukas Schönlein (1793–1864), dessen ärztliches Handeln auf Pragmatik und Empirie beruhte und der als Begründer der praxisnahen naturhistorischen

39 Zum Somnambulismus in der damaligen Zeit vgl. H. GEHRTS, Sara Gayer – die Somnambule von Großglattbach, in: Schwäbische Heimat 15 (1964), S. 220–224; ders., Das Mädchen von Orlach. Erlebnisse einer Besessenen, Stuttgart 1969.

40 Zu Psychiatrie und Psychologie im romantischen Zeitalter siehe Odo MARQUARD, Transzendentaler Idealismus. Romantische Naturphilosophie, Psychoanalyse, Köln 1987.

41 Siehe zu ihm Gerhard BAUER, Eberhard Gmelin (1751–1809). Sein Leben und sein Werk. Ein Beitrag zum Quellenstudium des thierischen Magnetismus im deutschsprachigen Raum (Diss. med.), Freiburg i. Br. 1990.

42 Siehe Gundolf KEIL, Deutsche psychiatrische Zeitschriften des 19. Jahrhunderts, in: Psychiatrie auf dem Wege zur Wissenschaft. Psychiatrie-historisches Symposium anlässlich des 90. Jahrestages der Eröffnung der „Psychiatrischen Klinik der Königlichen Universität Würzburg“, hrsg. v. Gerhardt NISSEN/Gundolf KEIL, Stuttgart/New York 1985, S. 28–35.

Schule gilt.⁴³ Selbstverständlich gab es Querverbindungen zwischen diesen Schulen – auch was die Fehden anbelangt, die zwischen ihnen ausgefochten wurden.⁴⁴

7. Schellings Schriften beeinflussen Röschlaub und die romantischen Ärzte

Medizinische Schriften, in denen sich der Einfluss Schellings greifen lässt, sind beispielsweise Eschenmayers 1798 erschienener *Versuch, die Gesetze magnetischer Erscheinungen aus Sätzen der Naturmetaphysik, mithin a priori indirekt zu entwickeln*⁴⁵, dann Conrad Joseph Kilians *Entwurf eines Systems der Gesamten Medizin. Zum Behuf seiner Vorlesungen und zum Gebrauch für praktizierende Aerzte* (1802),⁴⁶ ferner Andreas Röschlaubs *Erster Entwurf eines Lehrbuches der allgemeinen Jaterie und ihrer Propädeutik* (1804)⁴⁷ und schließlich Friedrich Joseph Schelvers *Philosophie der Medicin* (1809).⁴⁸ Im Vorwort der *Jaterie* Röschlaubs stoßen wir etwa auf folgende Sätze, die eine Beeinflussung durch Schelling dokumentieren:

*Ich bin, wie ich offen erkläre, in vielen Punkten den Arbeiten, Ideen eines Fr. W. J. und Carl Eberhard Schelling gefolgt: in manchen Punkten weiche ich davon ab; in vielen Punkten mußte ich ganz eigenen Ansichten folgen. [...] Was ich den Alten, was den Neuern, und vorzüglich einem Schelling verdanke, brauche ich [...] nicht anzuzeigen.*⁴⁹

43 Vgl. dazu Johanna BLEKER, Die Naturhistorische Schule 1825–1845. Ein Beitrag zur Geschichte der klinischen Medizin in Deutschland (Medizin in Geschichte und Kultur 13), Stuttgart/New York 1981; dies., Between romantic and scientific medicine. Johann Lukas Schönlein and the natural history school 1825–1845, in: *Clio Medica* 18 (1983), S. 191–201; Johann Lukas SCHÖNLEIN, Ansprache, gehalten am 4. November 1819, bei der Übernahme der medizinischen Klinik in Würzburg, in: *Deutsche Ärzte-Reden aus dem 19. Jahrhundert*, hrsg. v. Erich EBSTEIN, Berlin 1926.

44 Vgl. ROTHSCHUH, *Deutsche Medizin im Zeitalter der Romantik* (wie Anm. 38), S. 146–148; GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (wie Anm. 11), S. 25–28.

45 Karl August ESCHENMAYER, *Versuch, die Gesetze magnetischer Erscheinungen aus Sätzen der Naturmetaphysik, mithin a priori zu entwickeln*, Tübingen 1798.

46 Konrad Joseph KILIAN, *Entwurf eines Systems der Gesamten Medizin. Zum Behuf seiner Vorlesungen und zum Gebrauch für praktizierende Aerzte*, 2 Bde., Jena 1802.

47 Andreas RÖSCHLAUB, *Erster Entwurf eines Lehrbuches der allgemeinen Jaterie und ihrer Propädeutik*, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1804.

48 Friedrich Joseph SCHELVER, *Philosophie der Medicin*, Frankfurt a. M. 1809.

49 Röschlaub, *Lehrbuch der Jaterie* (wie Anm. 47), S. XXII; SCHELLING, *Briefe* (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 133, Anm. 3, 170, Anm. 5.

Was Röschlaubs Einbeziehung der Schriften von Schellings Bruder Karl Eberhard betrifft, so warf der Heidelberger Chemieprofessor Karl Wilhelm Gottlob Kastner (1783–1857), der Schelling im Herbst 1805 in Würzburg aufsuchte, in einem Brief an Hegel vom 15. November 1805 dem Autor der *Jaterie* vor, er habe ein Plagiat begangen. Kastner berichtet:

Schellings Bruder ist jetzt in Wien prakt[ischer] Arzt; Röschlaub hat an ihm eine Art Plagiat begangen, indem er seine medicin[ische] Dissertatio inauguralis⁵⁰ verbatim übersetzt und als erste Kapitel seiner ‚Jaterie‘ aufgesteckt hat, ohne jene Dissertation zu erwähnen. Das Lustigste hiebei ist, dass Röschlaub selbst die ‚Jaterie‘ an Schelling in Würzburg sandte und seine Prüfung sich erbat! Döllinger hat mir sehr gefallen. Ihrer ist bei Schellings sehr oft teilnehmend gedacht worden.⁵¹

Auch an Orten, an denen Schelling nicht persönlich wirkte, genoss seine Naturphilosophie einen ausgezeichneten Ruf, und zwar nicht nur bei den Geisteswissenschaftlern, sondern vor allem auch unter den Medizinem und Theologen – so beispielsweise in Landshut, wohin Röschlaub 1802 von Bamberg berufen worden war⁵², oder in Dillingen.⁵³

Röschlaub hielt beispielsweise an der Universität Landshut Vorlesungen über Schellings Naturphilosophie. Das erfahren wir aus einem Brief des Theologen Josef Widmer (1779–1844), den dieser zwischen 1802 und 1804 schrieb:

Doktor Roeschlaub hielt in Abendstunden Vorlesungen über Schellings in Landshut zu selber Zeit erst merkwürdig gewordene Naturphilosophie. Sailer⁵⁴ wollte, dass ich sie anhörte und, was ich verstanden hatte, niederschriebe, damit darüber

50 SCHELLING, *Cogitata nonnulla de idea vitae* (wie Anm. 3).

51 Schelling im Spiegel seiner Zeitgenossen, hrsg. v. Xavier TILLIETTE (*Philosophica varia inedita vel rariora* 1), Turin 1974. S. 64; vgl. GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (wie Anm. 11), S. 49.

52 Röschlaub blieb bis 1826 an der erst im Jahre 1800 errichteten Universität Landshut. Bis 1826 hatte die Landshuter Hochschule Bestand, dann wurde sie nach München verlegt, wohin auch Röschlaub berufen werden sollte. Vgl. den Beitrag von Christian Chandon in diesem Band.

53 Am 2. Februar 1805 schreibt Röschlaub aus Landshut an Schelling: *Prof. Weber, jetzt zu Dillingen* (Joseph von Weber (1753–1831), Naturforscher und katholischer Geistlicher, wechselte 1804 von Landshut nach Dillingen), *Rektor des dasigen Lyceums, welcher hier wie in Dillingen für Ihr System eiferte, erhielt die Weisung vom Schulendirektorium in München (welches auch die Klage gegen Zimmer führte) [...], nicht Philosophie sondern nur Geschichte philosophischer Systeme solle vorgetragen werden.* SCHELLING, *Briefe* (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 323.

54 Johann Michael Sailer (1751–1832), berühmter Theologe, war von 1784 bis 1822 Professor in Dillingen, Ingolstadt und Landshut, wurde 1822 zum Koadjutor ernannt und hatte ab 1829 das Amt des Erzbischofs von Regensburg inne. Zu ihm siehe Hubert SCHIEL, Johann Michael Sailer. Leben

gesprachen werden könnte. Er hatte dabei, wie ich später wohl merkte, die Absicht, mir die Unhaltbarkeit der kantischen Philosophie, ausser welcher mir damals kein Heil zu sein schien, recht anschaulich werden lassen, und seine Absicht wurde theils durch Roeschlaubs Vorträge, theils noch mehr durch seine ganz unbefangenen, sehr scharfen Bemerkungen wirklich erreicht. Dazu trug vieles bei, dass Professor Zimmer⁵⁵ gleichzeitig und noch später über die gesamte Philosophie Schellings Vorträge hielt, wodurch ein sehr heftiger Kampf zwischen den Kantianern und den Freunden Schellings entstand, der Anlass gab, über das Für und Wider zu reden, wobei Sailer nicht unterliess, mit der ihm eigenen Laune auf die schwachen Seiten beider Parteien hinzudeuten, ohne auch nur ein Wort zu verlieren, aus dem zuverlässig entnommen werden konnte, welchem der im Streite liegenden Systeme er mehr gewogen wäre.⁵⁶

Röschlaub selbst berichtet seinem Kollegen Schelling von den großen Sympathien, welche zahlreiche Landshuter Professoren – u.a. Karl Wilhelm Friedrich Breyer (1771–1818)⁵⁷, der Vetter des Philosophen – der Schellingschen Philosophie entgegenbrächten.⁵⁸

Doch Röschlaubs Landshuter naturphilosophische Vorlesungen wurden mitunter auch negativ beurteilt. So lesen wir in einem Brief, den Marcus am 16. Juli 1804 aus Bamberg an Schelling schrieb, Röschlaub sei *rein confus, und ich lasse mir die verwegens-ten Streiche aus seinen Vorlesungen erzählen. In der vorletzten Vorlesung ließ Er das Gehirn aus dem Magen entspringen, und die Irritabilitaet war Ihm die erste Dimension pp.*⁵⁹ Und Anfang 1805 warf Schelling seinem Landshuter Kollegen vor, die Auswirkungen der naturphilosophischen Spekulation auf die Heilkunde noch nicht zu kennen, was zu Misshelligkeiten zwischen beiden Gelehrten führen sollte.⁶⁰ Röschlaub beanspruchte

und Briefe, Bd. 1: Leben und Persönlichkeit in Selbstzeugnissen, Gesprächen und Erinnerungen der Zeitgenossen, Regensburg 1948.

55 Gemeint ist der Landshuter Dogmatiker Professor Patricius Benedict Zimmer (1752–1820).

56 TILLIETTE, Schelling im Spiegel seiner Zeitgenossen (wie Anm. 51), S. 116.

57 Breyer hatte in Landshut eine ordentliche Professur für Geschichte inne; er war zum Wintersemester 1804/05 von Jena nach Bayern gekommen. SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 165, Anm. 1.

58 Röschlaub informierte Schelling am 26. Januar 1805: *Kollege Breyer liebt Sie, ich bin es überzeugt, und Sie dürfen glauben, daß er mit Wärme Ihre Ideen den Studirenden empfiehlt. Lassen Sie sich von einigen Aeusserungen in seiner Rede (die ich zum Theil misbillige) nicht gegen ihn aufbringen. [...] Auch Zimmer und Sailer verehren Sie, wenn auch ein oder der andere Wohldiener Ihnen eine andere Meinung von diesen trefflichen Männern [...] beizubringen geschäftig seyn sollte.* Ebd., Bd. 3, S. 171.

59 Ebd., Bd. 3, S. 99.

60 Röschlaub beschwert sich über diesen Vorwurf am 26. Januar 1805 in einem Schreiben an Schelling: *Sie lassen mich merken, daß ich ja das ächte Resultat der Naturphilosophie für Medizin noch nicht kenne. Wozu, Freund, lassen Sie mich so etwas merken? – Wäre es denn Anmaßung von meiner Seite, wenn ich, dadurch aufgefordert, mich einer ähnlichen Andeutung retorquirte? – Ich kann Sie versichern, daß ich,*

in der Folgezeit für sich umfassende medizinische Kenntnisse, während er Schelling in die Schranken der spekulativen Philosophie verwies, die jedoch noch keinerlei befruchtende Wirkung auf die Medizin ausgeübt habe. Am 17. August 1805 unterrichtete Marcus seinen Kollegen Schelling von Röschlaubs feindseliger Haltung: *Lassen Sie den Röschlaub laufen, es ist nichts mit ihm anzufangen. Zuletzt glaubt er, man fürchtet sich vor Ihm. Wenn er von Ihnen spricht, erwähnt er stets das Nämliche. [...] Sie hätten sich nicht in das Gebieth der Medicin mischen sollen – das heißt: dieses Feld sey ausschliesend das seine? – Er ist sehr dazu gemacht zu compromittiren, man muß daher, bey einer mündlichen Unterredung auf seiner Hut seyn.*⁶¹

In Landshut fand Schellings Philosophie also nicht nur bei den Medizinern große Zustimmung, sondern auch unter den Theologen. So galt – wie wir gesehen haben – der Dogmatiker Patricius Benedict Zimmer als begeisterter Anhänger Schellings. Im Berliner Schelling-Nachlass wird ein Brief Röschlaubs vom 14. April 1804 an Schelling aufbewahrt, der für die Erforschung der Schelling-Rezeption in Landshut zentrale Bedeutung besitzt: *Nun etwas von hier [d. h. aus Landshut]. Prof. Theologiae Zimmer, welchen ich ungemein schätze, hat auf viele Studirende ungemeinen Eindruck gemacht dadurch daß er mit feurigem Eifer für Ihr System in seinen Vorlesungen sprach, und die Herrn Kantianer und ähnliche Patronen nakt hinstellte.*⁶² Neben seinen theologischen Vorlesungen bot Zimmer, wie wir dem oben zitierten Brief Josef Widmers entnehmen können, sogar Lehrveranstaltungen an, die Schellings Philosophie zum Inhalt hatten und in denen er privatissime vortrug. Dieser Philosophieunterricht wurde Zimmer jedoch alsbald verboten. Röschlaub schreibt am 16. Februar 1805 an Schelling: *Reiner und Socher lärmten vorher über positive Religion ein tolles Zeug. Nun sind beide mit ihrem Kredit auf dem Hunde, seitdem nämlich Weber, Zimmer und ich Ihr System der Philosophie vorzutragen uns bemühen. Socher will auf Ostern die Universität verlassen.*⁶³ [...] *Zimmer ist jetzt der eifrigste Verkünder Ihrer Philosophie.*⁶⁴

über das Nähere der Medizin, der Hygiene [...] Ansichten habe, welche ich [...] eben nicht für unwichtig halte. In Sachen der Spekulation werde ich Ihnen [...] stets den Preis zuerkennen, und es soll mir eine wichtige und feierliche Erscheinung seyn, wenn ich einst auch die Endresultate derselben für Medizin erblicke. Ebd., Bd. 3, S. 170.

61 Ebd., Bd. 3, S. 230.

62 Ebd., Bd. 3, S. 76.

63 Der Weggang erfolgte erst im Herbst.

64 Ebd., Bd. 3, S. 174.

Ferner huldigt Zimmer in der Schrift *Theologiae christianae specialis et theoretica pars I–IV*⁶⁵ seinem Vorbild Schelling. Nachdem 1806 der vierte Teil des Werks erschienen war, verlor Zimmer sein Amt als Dogmatiker und musste sich auf seine Pfarre Steinheim zurückziehen. Verantwortlich für diese Absetzung dürfte in erster Linie der Münchner Schelling-Gegner Kajetan von Weiller (1761–1826) gewesen sein.⁶⁶ Auch der aufklärerisch gesinnte Jakob Salat (1766–1851) bereitete Zimmer große Schwierigkeiten.⁶⁷

8. Der Tod Auguste Böhmers in Bocklet – Polemische Angriffe auf die Person und das Werk Schelling

Am 2. Mai 1800 reiste Schelling von Jena aus nach Bamberg, wo sich Caroline, seine spätere Ehefrau, in ärztliche Behandlung begeben wollte.⁶⁸ Caroline, 1763 als Tochter des bekannten Göttinger Orientalisten Johann David Michaelis (1717–1791) geboren, hatte im Alter von 21 Jahren den Arzt Wilhelm Böhmer gehehlicht, der jedoch schon bald verstarb. Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor: ein Mädchen, das früh verschied, sowie die uns besonders interessierende Auguste. In zweiter Ehe war Caroline

65 Patricius Benedict ZIMMER, *Theologiae christianae specialis et theoretica pars I–IV*, Landshut 1802–1806.

66 Vgl. den Brief Röschlaubs vom 2. Februar 1805 an Schelling, in: SCHELLING, *Briefe* (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 322f.

67 Vgl. ebd., Bd. 1, S. 322f., Anm. 53.

68 Am 17. März 1800 schreibt Dorothea Veit (1763–1839), spätere Gattin Friedrich Schlegels, aus Jena an Friedrich Schleiermacher: *Caroline ist ernsthaft krank, sie hat ein Nervenfieber. [...] Ich habe jetzt Gelegenheit die Brownsche Manier kennen zu lernen, und da ich weiter keine Offenbarung darüber haben kann, so muss ich mich begnügen die Wunder, die sie erschafft anzubeten. Hufeland nemlich hat Carolinen Anfangs Antibrownsch behandelt, und sie verschlimmerte zusehends; Schelling hat aber Hufeland so eingeheizt dass er endlich nachgab, und flüchtige Reizmittel und unausgesetzte Stärkungen als China, ungarischen Wein, nährende Cremen, und starke Bouillon nehmen liess, und sich da es geschehen Wunder vor unseren Augen.* TILLIETTE, *Schelling im Spiegel seiner Zeitgenossen* (wie Anm. 51), S. 24.

mit August Wilhelm Schlegel verheiratet⁶⁹, in dritter ab dem 26. Juni 1803 mit Schelling.⁷⁰ Caroline Schelling verstarb im Jahre 1809.⁷¹

Anfang Juni 1800 fuhr Caroline zusammen mit ihrer Tochter Auguste Böhmer von Bamberg nach Bad Bocklet zur Kur, wo das Kind schwer erkrankte.⁷² Der Kissingener Oberchirurg Büchler behandelte das Mädchen, dessen Zustand sich jedoch zusehends verschlechterte. Schelling eilte ans Krankenbett Augustes, wartete nicht die Ankunft Röschlaubs ab, der die Patientin ärztlich betreuen sollte, sondern versuchte angeblich auf eigene Faust, die Gesundheit Augustes wiederherzustellen, was schließlich misslang: Am 12. Juli 1800 verstarb das Mädchen im Alter von fünfzehn Jahren, wahrscheinlich an der Ruhr. August Wilhelm Schlegel, der zweite Gatte Caroline Schellings, schreibt am 20. Juli 1800 an Goethe: *Nur wenige Zeilen kann ich Ihnen mit gerissem Herzen schreiben. Meine unaussprechlich geliebte Tochter ist im Bade zu Bocklet [...] an der Ruhr gestorben.*⁷³ Um sich zu entlasten, wies Büchler Schelling die Schuld am Tode Augustes zu: Der Philosoph habe das Mädchen nicht kunstgerecht behandelt.⁷⁴ Zweifel an Schellings Kenntnissen der praktischen Medizin lässt auch seine Fehleinschätzung des Gesundheitszustandes Augustes aufkommen. Am 6. Juli 1800 schreibt Schelling aus Bocklet an August Wilhelm Schlegel: *Vor wenigen Tagen bin ich [...] hierher zurück gekommen und habe Carolinen vollkommen hergestellt, dagegen*

69 Die Scheidung von Schlegel erfolgte im Mai 1803. Zu A. W. Schlegel vgl. auch Comtesse de PANGE, Auguste-Guillaume Schlegel et Madame de Staël, o.O. 1938; Jochen STROBEL, August Wilhelm Schlegel. Romantiker und Kosmopolit, Darmstadt 2017.

70 Siehe Arsenij GULYA, Schelling. Leben und Werk. Aus dem Russischen übertragen von Elke KIRSTEN, Stuttgart 1989, S. 104.

71 Vgl. dazu Friedrich Wilhelm Joseph SCHELLING, Brief über den Tod Carolines vom 2. Oktober 1809 an Immanuel Niethammer. Mit Faksimile des bisher unbekanntem Autographs hrsg. und kommentiert v. Johann Ludwig DÖDERLEIN, Stuttgart-Bad Cannstatt 1975. Zu Caroline Schelling siehe ferner Gisela DISCHNER, Caroline und der Jenaer Kreis. Ein Leben zwischen bürgerlicher Vereinzelung und romantischer Geselligkeit (Wagenbachs Taschenbücherei 61), Berlin 1979; „Lieber Freund, ich komme weit her schon an diesem frühen Morgen.“ Caroline Schlegel-Schelling in ihren Briefen, hrsg. und mit einem Essay eingeleitet v. Sigrid DAMM (Sammlung Luchterhand 303), 4. erw. und bearb. Aufl. Darmstadt 1988; Petra PLÄTTNER, Das Grab der Caroline Schelling in Maulbronn (Spuren 21), o.O. 1993; Sabine APPELT, Caroline Schelling-Schlegel. Das Wagnis der Freiheit, München 2013.

72 GULYA, Schelling. Leben und Werk (wie Anm. 70), S. 131.

73 SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 2, S. 233, Anm. 2.

74 „Aber der noch in letzter Minute vor dem Tod herbeigerufene berühmte Bamberger Arzt Röschlaub erklärte zu Gunsten Schellings, daß die Krankheit von Anfang an tödlich gewesen sei.“ Diese Zeilen lesen wir 1916 im *Würzburger Lokalanzeiger*. Vgl. Neue Bayerische Landeszeitung. *Würzburger Lokalanzeiger* 31 (1916), Nr. 300 [Montag, 3. Juli, Vormittags-Ausgabe], S. 3.

aber Augusten krank gefunden. Doch wird sie in wenig Tagen so weit hergestellt seyn, daß wir nach Bamberg zurückkehren können.⁷⁵ Es kamen Gerüchte auf, dass Schelling versucht habe, mit Mitteln der Brownschen Erregungstheorie – durch Verabreichung von Opium und Wein⁷⁶ – das Kind auf dilettantische Weise zu heilen.⁷⁷ Dorothea Veit berichtet am 22. August 1800 in einem Brief an Schleiermacher vom Tod Augustes. Hervorzuheben ist, dass die Schreiberin nicht die Methoden des schottischen Arztes Brown für das Ableben des Mädchens verantwortlich machte: *Car[oline] und Schelling haben sich dermassen dort⁷⁸ lächerlich und verhasst gemacht dass es ein Spektakel ist. [...] Die Brownsche Kunst hat sich bey diesen [sic!] Fall nichts vorzuwerfen, sie hatten gar keinen Arzt bey ihr als einen ganz unbekanntnen Menschen aus der Gegend bey Bocklet, der nichts weniger als Brownisch war; zum Überfluss hat auch Schelling hineingepfuscht; um Ärzte nach Bamberg schickte man erst, als sie schon bis zum Gürtel hinauf kalt war; Röschlaub kam und fand sie schon todt.*⁷⁹ Auguste Böhmer liegt auf dem Friedhof zu Bad Bocklet begraben.⁸⁰

In seiner Abhandlung *Benehmen des Obscurantismus gegen die Naturphilosophie* wehrte sich Schelling gegen Angriffe auf sein Werk und seine Person. Beispielsweise griff er die Vorgänge während einer medizinischen Promotionsprüfung auf, die am 14. September 1801 in Bamberg stattfand. Die Jenaer *Allgemeine Literatur-Zeitung* stellte in ihrer Ausgabe vom 3. April 1802 spöttisch fest, man könne in Bamberg mit Hilfe der Schellingschen Naturphilosophie zum Doktor der Heilkunde promoviert werden. Die Thesen der Promotion wurden ebenso mitgeteilt wie spöttische Kommentare darüber.⁸¹ Ähnliche Meldungen wurden auch in andere Zeitschriften

75 SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 195f.

76 Siehe JÄCK, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 22), Sp. 723.

77 Siehe Neue Bayerische Landeszeitung (wie Anm. 74), S. 3, sowie GULYGA, Schelling. Leben und Werk (wie Anm. 70), S. 131.

78 in Bocklet.

79 TILLIETTE, Schelling im Spiegel seiner Zeitgenossen (wie Anm. 51), S. 28.

80 Zum Tod Auguste Böhmers vgl. Urban WIESING, Der Tod der Auguste Böhmer. Chronik eines medizinischen Skandals, seine Hintergründe und seine historische Bedeutung, in: *History and Philosophy of the Life Sciences* 11 (1989), S. 275–295; GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (wie Anm. 11), S. 105–107; HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 3), S. 213–218.

81 Es handelt sich um die Dissertationen von 1). F. Stransky, 2). F. Borggreve, 3). N. Sauer und 4). F. E. Niethammer. Die Verteidigung der Thesen fand im September 1801 unter der Leitung von Professor Ignaz Döllinger statt. Der anonyme Rezensent schreibt über die Bamberger Promotionspraxis: *Zu Bamberg scheint man Doctoren der Medicin zu machen, ohne die Herausgabe von Inauguraldissertationen und das Vertheidigen derselben in lateinischer Sprache zu verlangen. Es ist, so viel*

eingerrückt. Schelling wies mit Vehemenz die polemischen Angriffe der *Allgemeine Literatur-Zeitung* zurück.

In manchen Zeitungen konnte man darüber hinaus lesen, dass man mit Hilfe Schellingscher Philosopheme in Bamberg auch zum Doktor der Philosophie promoviert werden könne. Der Würzburger Theologe und Schelling-Kritiker Franz Berg (1753–1821)⁸² griff diese Meldung in seiner 1802 erschienenen Schrift *Lob der aller-*

wir wissen, dem Publicum nicht bekannt gemacht worden, was man an die Stelle dieser Prüfungen gesetzt hat, eine Rechenschaft, welche die dortige Facultät oder Regierung der Welt schuldig gewesen wäre, weil sie doch von dieser, und nicht allein vom Bamberger District ihre Doctoren wird anerkannt wissen wollen. Man erstaunt, wenn man aus diesen gedruckten Blättern sieht, welcher wissenschaftlicher und sittlicher Unfug auf dem Catheder der Bamberger medicinischen Facultät öffentlich unter Vorsitz des Hn. Prof. Ignatz Döllinger getrieben, und mit Ertheilung des Doctortitels und der medicinischen Doctorrechte belohnt wird. Das Sublimste aus dem Athenäum, aus der Lucinde, aus Schellings und Röschlaubs Schriften, ist hier benutzt. Wir heben nur das Auffallendste aus. ‚Der Menschen-Organismus ist die höchste Metamorphose der weniger cohärenten Metallreize. Die Theorie der weniger cohärenten Metallreize ist die Propädeutik der Physiologie. Negative Reize setzen im lebenden Organismus unmittelbar das Hervortreten der Reizbarkeit, werden selbst in solchem zur Reizbarkeit. [...] In asthenischen Krankheiten ist der Erkältungsprozeß durch Hitze dargestellt. In dem Weibe ist mit der Empfängniß, diesem großen electrischen Schläge unmittelbar das Beginnen eines höheren Cohäsions-Prozesses (Thierbildung) gesetzt.‘ ... So weit [...] der Ritter [Stransky] aus Böhmen. Die Vff. von Nr. 2. und 4. [Borggreve, Niethammer] zeigen sich als Anhänger der Erregungstheorie und Schellingschen Naturphilosophie, aber doch als verständige, gesittete Menschen, und wir bedauern sie, daß sie in Bamberg in solcher Gesellschaft den Doctorhut erhielten. Der Vf. aber von Nr. 3. N. Sauer, der Westphale, läßt in sich einen würdigen Zögling Röschlaubs erkennen. Man höre ihn: ‚... Der Organismus steht unter dem Schema der krummen Linie. Die Sensibilität ist der Schluß der thierischen Organisation. Im Gehirn des Menschen ist das Innerste der Erde entfaltet. ... Der Mann ist durch das Weib an die Erde gebunden. ...‘ Wahrlich es ist doch ein magnum dei beneficium sensu communi valere!“ [Jenaer] Allgemeine Literatur-Zeitung 101 [1802], 3. April, Sp. 31f.; Schellings Werke. Nach der Originalausgabe [SCHELLING, Sämtliche Werke] in neuer Anordnung hrsg. v. Manfred SCHRÖTER, 6 Bde. 6 Ergänzungsbände, München 1927–1959, Neudr. [München] 1958–1962, hier 1. Erg.-Band, S. 616f. [Bd. 4, S. 564f.]

82 Zu Berg siehe: Actenstücke zur Censurgeschichte der Trauerrede des Prof. [Franz] Bergs zu Würzburg, auf den letztverstorbenen dortigen Fürstbischoff Franz Ludwig [von Erthal]. Nebst einer Geschichtszählung [der Apologie des Professors Berg], Jena 1796; Franz BERG, Das Muster eines guten Fürsten oder Bergs Trauerrede am Grabe des verewigten Franz Ludwigs [von Erthal], des heil. R. R. Fürsten u. Bischofs zu Bamberg u. Würzburg, Herzogs in Franken u.s.w. Mit Vorrede, Anmerkungen und Bergs selbstgeschriebener Apologie, Gotha 1796; ders., Trauerrede bey der Beerdigung Franz Ludwigs, des Weisen, Fürstbischofs zu Bamberg und Würzburg im hohen Dom zu Würzburg den 5. März im Jahre 1795, Jena 1796; Verzeichniß einer schätzbaren Sammlung alter und neuer Bücher [...] welche [...] Prof. [Franz] Berg dahier hinterlassen [...], Würzburg 1821; Sebastian MERKLE, [Art.] Berg, Franz, katholischer Theologe, Historiker und Philosoph, 1753–1821, in: Lebensläufe aus Franken, hrsg. im Auftrag der Gesellschaft für Fränkische Geschichte v. Anton Chroust, Bd. 2 (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte VII, 2), Würzburg 1922, S. 14–25.

neuesten Philosophie⁸³ auf und berichtete, wie der Medizinstudent Joseph Reubel⁸⁴ mit Schellings Sätzen zum Doktor der Philosophie promoviert wurde. Reubel habe sogar – sich auf Schelling stützend – versucht, eine Philosophie der Todesüberwindung zu konstruieren. Daran schloss sich ein für Schelling überaus diffamierender Abschnitt an. Die Jenaer *Allgemeine Literatur-Zeitung* druckte in ihrer Ausgabe vom 10. August 1802⁸⁵ anlässlich einer Besprechung von Bergs Werk dessen Text in voller Länge ab und bemerkte sarkastisch: *Der Vf. [Berg] schließt mit Glückwünschen an [...] Reubel den Schwaben, und mit dem Wunsche, daß dieser mit Röschlaub und Schelling ein Triumvirat zur Vertreibung des Todes schließen möge.*⁸⁶ *Nur verhüte es der Himmel, so Berg in seiner Schrift, daß ihn [Reubel] nicht der Unfall treffe, diejenigen, welche er idealisch heilte, reell zu tödten, ein Unglück, das Schelling dem Einzigen zu Boklet in Franken an M[ademoiselle] B[öhmer], wie böse Leute sagen, begegnete.*⁸⁷ Schelling unterrichtete am 22. Oktober 1801 brieflich Goethe von den Geschehnissen,⁸⁸ die noch im Sommer 1805 dazu dienen sollten, Schelling in Landshut der Lächerlichkeit preiszugeben.⁸⁹ Diese Vorgänge trugen dazu bei, dass Schellings Stellung in Jena immer problematischer wurde.⁹⁰

83 FRANZ BERG, Lob der allerneuesten Philosophie, [Nürnberg] 1802.

84 Joseph Reubel (1779–1852), Prof. der Physiologie und Semiotik sowie der Anthropologie und Psychologie, studierte u.a. in Königsberg und Bamberg; an letztgenannter Universität wurde er auch promoviert und 1826 habilitiert; bedeutender Physiologe des 19. Jahrhunderts. Siehe Bernhard SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (1648–1803). Studien zur Institutionen- und Sozialgeschichte, 2 Bde. (Spektrum Kulturwissenschaften 7) (Diss.), Berlin 2004, Bd. 2, S. 1286–1289.

85 Nr. 225, Sp. 327f.

86 Sp. 328.

87 SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 2, S. 422, Anm. 10.

88 *Ich lege als Curiosa einigen [sic!] Bamberger Theses aus dem philosophischen Fach bei, die den medicinischen wenig nachgeben.* (SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 2, S. 358)

89 Schelling schreibt am 30. Juli 1805 an Röschlaub: *Wie ich höre und nun mit eignen Augen mich überzeugt habe, so hat Hr. Walther in Landshut sammt dem jungen Marcus die Geschichte der Bamberg[ischen] Thesen auch dort so ziemlich wieder erneuern wollen.* Ebd., Bd. 3, S. 226. In einem Brief vom 7. Februar 1806 an Schelling verspricht Walther, die Angelegenheit in Schellings Sinne zu regeln. Anscheinend hatte sich Schelling bei Walther beschwert. Dieser schreibt: *Wegen der medicinischen Thesen werde ich es mir möglichst angelegen seyn lassen, Ihrem Wunsche zu entsprechen. – Aber es muhs [sic!] erst eine ganz neue Generation vom [sic!] Medicinern angepflanzt werden, bihs [sic!] hierin etwas befriedigendes geleistet werden kann.* Ebd., Bd. 3, S. 303.

90 Die Texte zu diesem Streit sind abgedruckt bei Oskar FAMBACH, Ein Jahrhundert deutscher Literaturkritik (1750–1850). Ein Lesebuch und Studienwerk, Bd. 4: Das große Jahrzehnt (1796–1805): Das große Jahrzehnt in der Kritik seiner Zeit. Die wesentlichen und die umstrittenen Rezensionen aus der periodischen Literatur des Überganges von der Klassik zur Frühromantik, begleitet von den

9. Schelling und Röschlaub als Freunde

Die Landshuter Medizinische Fakultät verlieh Schelling im Juni 1802 auch aufgrund des Eintretens Röschlaubs die Ehrendoktorwürde. Röschlaub berichtete am 15. Mai 1802 seinem Kollegen Schelling von der Absicht der Fakultät:

Freund! Vorgestern kam ich – ziemlich wohl – hier an. Nächster Tage werde ich meine Vorlesungen – über Nosologie, Therapie und medicinische Klinik – anfangen. Ihr System soll hier mächtig studiret werden: das kann ich Sie versichern. Freunde desselben fand ich schon viele. Die medicinische Facultät, welche treffliche Männer besitzt, ist von der solidesten Hochachtung Ihrer Verdienste so eingenommen, daß sie sehnlich wünschet, es möge Ihnen nicht unangenehm sein, wenn Sie Ihnen das Diplom eines Doctors der Medicin zusendet. Einstimmig ist dieser Wunsch, und ich soll das Organ sein, das Ihnen solchen Wunsch äußere. Ich zweifle nicht, daß Sie diesem unserem Wunsche – (er wurde von meinen Collegen schon gehegt, ehe ich hier ankam) – Ihre Genehmigung zusagen und zum Zeichen Ihres Wohlgefallens daran uns sobald als möglich angeben mögen

a) Ihren Vor- und Zunamen

b) Vaterland

c) die Lehrer, von welchen, und die Orte, an welchen Sie Collegien hörten.

Den 4. Junius wird nämlich das Fest der Etablirung und Dotirung der Universität Landshut gefeiert. Unser Churfürst nämlich erklärte die Universität hier als permanent, gab dem Fonde einen jährlichen Zuschuß von 15.000 Gulden Revenuen, allerlei Gebäude, Gärten, ein Hospital für Klinik und vieles andere, kurz: er that, was verdient, durch ein solennes Fest gerühmt zu werden. Bei diesem Feste nun wird jede Facultät denjenigen, welchen sie als Mann von dem größten Verdienste für ihr Fach hält, zum Doctor desselben ernennen.⁹¹

Wie gefällt Ihnen das? Ich glaube: wohl, erwarte jedoch baldigst Ihre Antwort. - - -

Ich werde hier viele Gelegenheit erhalten, junge Männer für Ihr System zu stimmen, und - - -?

Sie verstehen mich.

Schreiben Sie mir ja bald. Ich hoffe, Sie bereuen es nicht. Leben Sie vergnügt.

Ihr Freund Röschlaub⁹²

Stimmen der Umwelt, (Ost-)Berlin 1958, S. 622–650; vgl. GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (wie Anm. 11), S. 109–111.

⁹¹ Vgl. Schellings Notizenblatt, Punkt 2.a.) Bayern. *Beförderung auf der Landesuniversität Landshut*. In: *Kritisches Journal* 1 (1802), 2. St., S. 113–126.

⁹² SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 2, S. 402f.; vgl. GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (wie Anm. 11), S. 57–61.

Schelling wiederum wollte Röschlaub 1803/04 gern von Landshut nach Würzburg holen. Marcus allerdings riet seinem Freund Schelling am 1. August 1803, er solle bei Georg Friedrich von Zentner⁹³ die Angelegenheit einer möglichen Versetzung Röschlaubs an den Main nicht zur Sprache bringen. *Vergessen Sie nicht, so Marcus, daß Geh. R. v. Zentner Landshut vor allem andern emporbringen will.*⁹⁴ Auf Grund dieser Zielsetzung der bayerischen Kultusbürokratie verbiete sich die Abwerbung herausragender Gelehrter von Landshut.⁹⁵

Röschlaub wäre gern nach Würzburg gewechselt, um dort mit Schelling und Friedrich Wilhelm von Hoven (1759–1838) zusammenzuarbeiten:⁹⁶ *Sollte ich mit Ihnen, schreibt Röschlaub an Schelling – in W[ürzburg] vereint werden, so wäre für mich die Jatrotechnik mit einem Clinicum [...], für v. Hoven spezielle Nosologie und Therapie [...] wir würden dann vieles leisten.*⁹⁷

Im Jahr 1805 trug sich Marcus mit dem Gedanken, nach Würzburg überzuwechseln, wo nach dem Tode Joseph Nikolaus Thomanns (1764–1805) der Primarius-Stuhl des Juliusspitals freigeworden war. Ein entsprechendes Bittgesuch richtete Marcus an den Grafen von Thürheim⁹⁸, der jedoch das Ansinnen des Arztes nicht in München vortrug.⁹⁹ Schelling dagegen schlug Röschlaub als Nachfolger Thomanns vor. Röschlaub reiste sogar nach München, um sein Anliegen bei von Zentner persönlich vorzutragen.¹⁰⁰

93 Georg Friedrich Freiherr von Zentner (1752–1835) war von 1779 bis 1799 Dozent bzw. Professor der Rechte in Heidelberg, dann Geheimer Referendär im „geistlichen Departement“ zu München und bis 1817 Leiter des bayerischen Studienwesens. Vgl. Franz DOBMAN, Georg Friedrich Freiherr von Zentner als bayerischer Staatsmann in den Jahren 1799–1821, Kallmünz 1962.

94 SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 11.

95 Vgl. GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (wie Anm. 11), S. 135.

96 Gegenüber Döllinger scheint Röschlaub damals (d. h. im Januar 1804) einige Vorbehalte gehabt zu haben: Dieser werde *ganz vom Hunger getrieben*. SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 44.

97 Ebd., Bd. 3, S. 45; vgl. GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (wie Anm. 11), S. 270.

98 Friedrich Karl von Thürheim (1763–1832) war von 1803 bis 1806 Präsident der beiden neuen fränkischen Landesdirektionen in Bamberg und Würzburg und „Generalkommissär“.

99 Siehe dazu das Schreiben Marcus' an Schelling, datiert 8.4.1805. SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 184.

100 Röschlaub berichtet am 1. April 1805 Schelling von seiner Reise nach München. Aus der Landeshauptstadt schreibt er: *Daß ich von hieraus Ihnen, Gel. Freund, schreibe, daraus schließen Sie wohl von selbst darauf, daß ich wegen der durch Thomanns Tod erledigten Stelle nicht ruhig bleibe. Vier Stunden nach Erhaltung Ihres Schreibens reiste ich von Landshut, aber wahrlich mit der Meinung, daß man mich nicht nach Würzburg lassen werde. [...] Hr. v. Zentner, welcher mich mit ungemainer Freundlichkeit [...] empfing, erklärte mir unter allerlei Komplimenten, Versprechungen p.p.p., daß er gegen meine Vorstellung*

Weder Marcus noch Röschlaub erhielten jedoch eine Zusage, sondern von Hoven, der Jugendfreund von Thürheims.¹⁰¹ Von Hoven, der bereits seit 1803 am Juliusspital gewirkt hatte, sollte als Primarius dieser Klinik recht erfolgreich werden, was beispielsweise auch die *Zeitung für die elegante Welt* in ihrer Ausgabe vom 8. Juni 1805¹⁰² hervorhob.¹⁰³

Andreas Röschlaub und Friedrich Wilhelm Joseph Schelling standen zunächst also in freundschaftlichem Austausch. Das gute Verhältnis zwischen den beiden Gelehrten wird beispielsweise auch in einem Brief Schellings vom 1. März 1802 an Gottlieb Ernst August Mehmel¹⁰⁴ sichtbar, den Herausgeber der *Erlanger Litteratur-Zeitung*. Schelling kritisierte den Mediziner und Botaniker Friedrich Joseph Schelver (1778–1832), der in diesem Periodikum das von Röschlaub herausgegebene *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde* negativ rezensiert hatte.¹⁰⁵

Schelling schreibt am 1. März 1802: [...] *der süffisante Ton eines Schelver gegen einen Mann von Röschlaubs Verdienst und Geist empört mich*. Mehmel habe

in dem gedruckten Circulare gewünscht, daß man Ihnen Mängel Ihrer Lit. Z. anzeige; ich bin so frei, Ihnen auf diese Veranlassung zu sagen, daß zu wünschen waere, jene Schelverische Rec[ension] waere nicht erschienen, da offenbare Betisen [...] darinn enthalten sind, wie denn der Verf. unter anderm so unklug ist, die fingirte Geschichte

votiren werde. Man könne mich in Landshut nicht weglassen; ich müsse alda schaffen [...]; man habe unbeschränktes Zutrauen zu mir. [...] Allein alles das ist es nicht, was mir am meisten entgegen steht. Dieses ist – was Sie wohl schon errathen haben –, ein Bericht des Herrn Grafen von Thürheim, worin er, schlau genug, angiebt, der Universitätenfond dulde es nicht, die Stelle wieder zu besetzen: von Hoven sey ohnhin schon da u.s.f. - Dieses wirkt über alles, und ist ein Wort zu seiner Zeit. [...] Was ich wünschte, wäre: daß von der Würzburger Universität aus unmittelbar ein Vorschlag, mich zu berufen, hieher komme. [...] – Freund, Sie kennen mein Gemüth, meine Liebe gegen Sie. Ihr Umgang ist es, den stets mein Gefühl misset. Dieses ist mein Hauptgrund, warum ich jetzt in Würzburg leben möchte, und warum ich alles versuchen werde, um es zu erreichen. Ebd., Bd. 3, S. 203. Röschlaub hoffte wahrscheinlich, Schelling möge sich als Mitglied des Würzburger Universitätssenates für eine Berufung Röschlaubs an den Main einsetzen.

101 Vgl. auch ebd., Bd. 3, S. 184, Anm. 7.

102 Nr. 69.

103 Vgl. GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (wie Anm. 11), S. 200–204.

104 Gottlieb Ernst August Mehmel (1761–1840), Philosophieprofessor in Erlangen, gab seit 1799 die *Erlanger Litteratur-Zeitung* heraus, die jedoch bereits 1802 ihr Erscheinen wieder einstellen sollte. Vgl. SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 199, Anm. 19; PAREYSON, Schellingiana rariora (wie Anm. 5), S. 708b.

105 Erlanger Litteratur-Zeitung Jg. 1802, Nr. 4 u. 5, 13. u. 18. Januar 1802; siehe SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 254, Anm. 53.

*eines Kranken, dem der Name des Kotzebue beigelegt wird, ebenso wie dieser u. Hufeland, für eine wirklich im Ernst erdachte Geschichte zu halten.*¹⁰⁶

Am 8. März 1802 erschien in der *Erlanger Litteratur-Zeitung* erneut eine Buchbesprechung, wahrscheinlich wiederum aus der Feder Schelvers.¹⁰⁷ Diesmal kritisierte der Rezensent nicht gerade wohlwollend Röschlaubs 1801 herausgekommenes *Lehrbuch der Nosologie*.¹⁰⁸ So monierte er beispielsweise, Röschlaub habe kein Verständnis für die Schellingsche Philosophie. Eine Erklärung der Krankheiten sei nur möglich, wenn die Grundstrukturen von Schellings spekulativer Physik korrekt interpretiert würden.¹⁰⁹

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Schelling und Röschlaub führte – wie schon damals in Gelehrtenkreisen üblich – zu einem regen gegenseitigen Austausch von Schriften. Beispielsweise kündigte Röschlaub am 7. August 1804 die Übersendung seines neuesten Werkes *Erster Entwurf eines Lehrbuches der allgemeinen Jaterie und ihrer Propädeutik*¹¹⁰ nach Würzburg an.¹¹¹ Und am 30. Juli 1805 lobte Schelling in einem Schreiben an Röschlaub dessen jüngst erschienenenes heilkundliches Werk: *Ihre physiologischen Fragmente*¹¹² *haben mir aufs neue die größte Achtung Ihres herrlichen Kunstgeistes eingeflößt, den ich jederzeit (ich darf es sagen) erkannt habe.*¹¹³

106 Ebd., Bd. 1, S. 254.

107 Erlanger Litteratur-Zeitung (1802), Nr. 19.

108 Andreas RÖSCHLAUB, *Lehrbuch der Nosologie*, Bamberg 1801.

109 SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 254, Anm. 53.

110 RÖSCHLAUB, *Lehrbuch der Jaterie* (wie Anm. 47).

111 *Der erste Band einer allgemeinen Therapie von mir ist nun gedruckt. Nächster Tagen werden Sie ihn erhalten.* SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 115.

112 Andreas RÖSCHLAUB, *Physiologische Fragmente*, in: *Magazin zu Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde* 8/3 (1805), S. 361–418.

113 SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 225; vgl. GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (wie Anm. 11), S. 269–271.

10. Schellings Zerwürfnis mit Röschlaub – Die Erregungslehre als ein Auslöser

Schellings Aufsatz *Vorläufige Bezeichnung des Standpunktes der Medicin nach Grundsätzen der Naturphilosophie*¹¹⁴ wie die von ihm und Marcus herausgegebenen *Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft* allgemein erschienen zu einer Zeit, als in der Medizin der Romantik die Stellung des Brownianismus immer problematischer zu werden begann und sich damit entscheidende Umbrüche und Paradigmenwechsel abzeichneten. Mit seiner *Vorläufige[n] Bezeichnung* verabschiedete sich Schelling 1805 von der Erregungstheorie. Dabei bezog er sich auch auf Röschlaubs *Erste[n] Entwurf eines Lehrbuches der allgemeinen Jaterie und ihrer Propädeutik*.¹¹⁵ Schelling schreibt unter Bezugnahme auf die Brownsche Lehre:

*Man muß bekennen, daß durch diese Ansicht, welche auch die Beystimmung des vorzüglichsten Begründers der Erregungstheorie unter den Deutschen erhalten hat, ein verhältnißmäßig bedeutender Schritt zur Erkenntniß der Natur und des Ursprungs der Krankheiten [...] geschehen ist. Allein nach unsrer allmählich erlangten und immer mehr befestigten Ueberzeugung muß die Sache noch tiefer ergriffen, und eine Ansicht genommen werden, auf die es unvermeidlich ist zu kommen.*¹¹⁶

Lobend erwähnte Schelling dagegen Steffens, der Grundlegendes über die Wirkungsweise von Heilmitteln erforscht habe¹¹⁷, und Troxler, dessen Schrift *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*¹¹⁸ in ihrem allgemeinen Theile das Beste sei, was nach naturphilosophischen Ansichten über eigentliche Medicin bis dahin geschrieben war.¹¹⁹

Was die Erregungstheorie betreffe, so bemängelte Schelling insbesondere die Einteilung der Krankheiten in sthenische und asthenische. Denn es gebe bestimmte Erkrankungen, die sowohl als sthenische als auch als asthenische in Erscheinung

114 *Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft* 1/1 (1805), S. 165–206; SCHELLING, *Sämmtliche Werke* (wie Anm. 81), Bd. 7, S. 260–288.

115 RÖSCHLAUB, *Lehrbuch der Jaterie* (wie Anm. 47).

116 *Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft* 1/1 (1805), S. 185; Briefe (1962–1975) (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 261, Anm. 2.

117 *Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft* 1/1 (1805), S. 193. Steffens publizierte seine pharmakologischen Forschungsergebnisse in Heinrich STEFFENS, *Beyträge zur inneren Naturgeschichte der Erde*, Freiberg 1801, S. 73–77.

118 Ignaz TROXLER, *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, Jena 1803.

119 *Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft* 1/1 (1805), S. 183, Anm. *; SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 262, Anm. 2.

träten und entsprechend behandelt werden müssten.¹²⁰ *Von gleichem Gehalt*, so Schelling, *wie die Eintheilung der Krankheiten, ist die der einwirkenden Potenzen, z.B. der Arzneimitteln, in stärkende und schwächende, und der Streit über positive und negative Reize daher ein völlig leerer.*¹²¹ Schelling war im Gegensatz dazu der Auffassung, dass Gleiches Gleiches hervorrufe und kein äußeres Princip durch seinen Gegensatz mit dem organischen Stoffe wirkt.¹²² Er maß den Arzneimitteln in der Heilkunde überaus große Bedeutung zu; folglich betrachtete er die Erklärung ihrer Wirkungsweise *als den eigentlichen Proberstein einer wahren medicinischen Theorie.*¹²³

Röschlaub reagierte auf Schellings Kritik an der Erregungslehre überaus gereizt. In sein *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde* rückte er 1806 folgenden Text ein:

*Auch mache ich kein Geheimnis daraus, daß ich alles das, was mit jener angeblichen Naturphilosophie wesentlich und nothwendig zusammenhängt, geradehin verwerfe, und daß ich in meinen bisherigen Schriften jede Stelle, welche mit dieser wesentlich zusammenhängt, ebenfalls verwerflich finde, somit daß ich mit dieser Schule gar nichts gemein haben will, als was in sich wahr ist, ungeachtet es das Schicksal hatte, auch von dieser Schule als wahr ausgesprochen zu werden.*¹²⁴

120 Vgl. Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft 1/1 (1805), S. 190.

121 Ebd., S. 191.

122 Ebd.

123 Ebd., S. 193.

124 *Magazin* (wie Anm. 19), 9/1 (1806), S. 306; vgl. ROTHSCUH, *Deutsche Medizin im Zeitalter der Romantik* (wie Anm. 38), S. 150, Anm. 20 – Am 26. Januar 1805 hatte Röschlaub an Schelling folgendes geschrieben: *Was Ihnen von Wien aus (mittels Schmidt? Troxler?) benachrichtigt wurde, nämlich: daß ich gegen Naturphilosophie auftreten wolle, ist [...] Lüge. Kennen Sie mich denn nicht als den Mann, der Ihnen vor allem einen solchen Vorsatz eröffnen würde? [...] ich bin allerdings gesonnen, gegen die abgeschmackten Auswüchse der von Ihnen vorgetragenen und von dem [lies: den] zum Theil gemeinsten und geistlosesten, zum Teile aber kenntnisleersten Menschen aufgeschnappten und wieder ausgekrantmen Naturphilosophie, aber nur, wie sie von diesen angewendet wurde, also gar nicht gegen Ihr System derselben aufzutreten, und die Leerheit, Geistlosigkeit und Abgeschmacktheit der meisten solchen Produkte zu beweisen. Allein wie kann ich das unternehmen, wollen, wenn ich gegen Sie, Sie den Lehrer aller dieser Menschen auftreten wollte? [...] Wenn Sie [...] das zweite Stück des 8ten Bds meines Magazins erhalten, und eben so bei dem nicht viel später [erscheinenden] [...] dritten, muß ich wünschen, daß Sie das, was darin von mir ist, uneingenommen von jenem Geträtsche lesen mögen. Sie werden in jeder Stelle, in welcher auf Sie etwas sich beziehen kann, finden, wie sehr ich Ihre Meinungen, Ihre Aussagen, Ihre Ideenreihe von dem unterscheide, was Ihren Schülern zukömmt; wie sehr ich Sie verehere, und selbst jedes Streben, Ihnen anzunahen; wie ich aber die Pestulanz der platten Nachbeter lächerlich finde, und manchmal auch persiflire.* SCHELLING, *Briefe* (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 169–171; vgl. GERABEK, *Friedrich Wilhelm Joseph Schelling* (wie Anm. 11), S. 357–359.

Einem Aufsatz Röschlaubs im achten Band seines *Magazins* vom Januar 1805¹²⁵ ist ebenfalls eine recht harsche Vorrede vorangestellt. *Verargen wird mir niemand, schreibt Röschlaub, wenn ich mir die Fliegen abwehre, und manche so, wie's den Fliegen gewöhnlich geschieht, behandle.* Er sei zu nichts weniger [...] entschlossen, als mich der Polemik [...] zu enthalten, obwohl er zu keiner Zeit so viele Gründe fand, dazu zu schreiten, als gerade jetzt. [...] Ich wenigstens finde zu meinem Bedauern, daß jetzt eine Sucht einreisse, mit keinen oder doch sehr wenigen Kenntnissen ausgerüstet sich ungemein gelehrt zu dünken, wenn man sich auf einen sogenannten höheren Standpunkt hingestellt hat. Röschlaub beabsichtigte aufzuzeigen, wie nichtig, prekäir, unwissenschaftlich, kenntnislos und unvernünftig die bei weitem meisten Werke solcher Helden in der Physik und Medizin seyen. [...] Nie werde ich einer wahren [...] Spekulation Hohn sprechen; vielmehr achte ich sie. Er halte jedoch das Meiste von dem, was man [...] dafür [...] ausgiebt und ausposaunt [...] für mislungene Geburten.¹²⁶ Schelling fühlte sich von diesen Worten angegriffen, was Röschlaub jedoch sogleich zu entkräften suchte.¹²⁷ Oken und Troxler, die für sich in Anspruch nahmen, erstmals eine gültige Theorie bzw. Philosophie der Heilkunde geschaffen zu haben, waren eigentlich gemeint, als Röschlaub seine Invektive gegen die Schelling-Nachahmer und -Verfälscher verfasste.¹²⁸

Nachdem vor allem Röschlaub den Brownianismus in Deutschland bekanntgemacht hatte¹²⁹, konstatierten zahlreiche Ärzte und Naturphilosophen euphorisch den Beginn einer neuen Epoche für die Heilkunde. Dieser Meinung schloss sich zunächst auch Schelling an.¹³⁰ Allerdings riefen die Theorien des schottischen Arztes Brown bei anderen Gelehrten wie Christoph Wilhelm Hufeland¹³¹, Christoph Heinrich Pfaff

125 Andreas RÖSCHLAUB, Über den Begriff positiver und negativer Reize, in: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde* 8/2 (1805), S. 191–242.

126 Ebd., S. 159ff.; SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 167f., Anm. 1.

127 Am 30. April 1805 schreibt Röschlaub an seinen Würzburger Kollegen: *Aufrichtig gestehe ich Ihnen, in dem 2ten St. des 8. Bds von meinem Magazine kann ich das Verdrehen einer Stelle von einer Ihrer Schriften nicht finden, das Sie gefunden haben wollen. Ich muß Sie daher bitten, nochmal, und zwar ohne alle vorgefaßte Meinung, meinen Aufsatz zu durchgehen [sic!], ehe Sie vor dem Publikum dagegen sprechen.* SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 205.

128 GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (wie Anm. 11), S. 367f.

129 Vgl. hierzu insbesondere TSOUYOPOULOS, Röschlaub (wie Anm. 1).

130 Vgl. dazu dessen *Ersten Entwurf* von 1799. SCHELLING, *Sämmtliche Werke* (wie Anm. 81), Bd. 3, S. 220ff.

131 Vgl. dazu Christoph Wilhelm HUFELAND, *Bemerkungen über die Brownsche Praxis*, in: *Journal der praktischen Arzneikunde und Wundarzneikunst* 12 (1797), S. 12–150, 318–349.

(1773–1852)¹³² und Philipp Karl Hartmann (1773–1830)¹³³ sogleich Skepsis und Kritik hervor.¹³⁴

Das System der Schellingschen Natursicht, das nun insbesondere darauf abzielte, die herkömmliche Erregungstheorie zu überwinden, hatte Auswirkungen auf die Pharmakologie wie auch auf die Krankheitslehre. In der Folgezeit sollte der Brownianismus hingegen immer mehr unter Druck geraten.

11. Der Streit zwischen Schelling und Röschlaub spitzt sich zu

Röschlaubs Verhältnis zu Schelling gestaltete sich im Sommer und Herbst 1805 wegen heftiger Intrigen alles andere als positiv¹³⁵, so dass die Freundschaft zwischen beiden schließlich daran zerbrach.¹³⁶ Gegenüber Windischmann äußerte Schelling am 27. August 1805 im Hinblick auf Röschlaub: *Ich gestehe Ihnen, daß die durchaus persönlichen und selbstsüchtigen Ausbrüche dieses Menschen mich lange angewidert haben.* Schelling vermutete, Röschlaub sei wegen seines Zeitschriftenprojektes – der geplanten Herausgabe der *Jahrbücher* – verstimmt, einer möglichen Konkurrenzpublikation zu Röschlaubs von 1799 bis 1809 erschienenem *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde*. Schelling konstatiert:

Die Idee der Jahrbücher, bei welchen ich (Gott weiß es!) an nichts weniger dachte, als mit ihm in Rivalität zu treten, hat ihn ganz außer sich gesetzt; er läuft wie ein Besessener umher und schimpft und schändet auf allen Landstraßen über mich. Ich

132 Vgl. Christoph Heinrich PFAFF, Abhandlung über Brown's System der Arzneywissenschaft, in: John Brown's System der Heilkunde. Nach der letzteren, vom Verfasser sehr vermehrten und mit Anmerkungen bereicherten Englischen Ausgabe übersezt, und mit einer kritischen Abhandlung begleitet v. C. H. PFAFF, Kopenhagen 1796, 4. Aufl. ebd. 1804; ders., Revision der Grundsätze des Brownschen Systems mit besonderer Hinsicht auf die Erregungstheorie, Kopenhagen 1804.

133 Philipp Karl Hartmann beabsichtigt mit seinem umfangreichen zweibändigen Werk *Analyse der neuern Heilkunde* (2 Bde. Wien 1802) eine *Analyse des brownischen Systems* (Untertitel des 1. Bandes). Vgl. zu ihm Peter PAUS, Philipp Karl Hartmann. Mensch, Arzt und Philosoph. Sein Leben, sein Werk. Ein Beitrag zur Medizingeschichte der Romantik (Diss. med.), Bonn 1971.

134 GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (wie Anm. 11), S. 361f.

135 Vgl. Röschlaubs Brief vom 24. August 1805 an Schelling und Schellings Replik vom September 1805, in: SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 235–237, 260f.

136 Vgl. dazu auch Nelly TSOUYOPOULOS, Der Streit zwischen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und Andreas Röschlaub über die Grundlagen der Medizin, in: *Medizinhistorisches Journal* 13 (1978), S. 229–246.

*habe durch Geduld und Freundschaftsbezeugung ihn zu erhalten gesucht; jetzt muß die Sache ihren Lauf haben und ich denke, es soll nicht unnütz für die Wissenschaft sein, wenn auch zwischen ihm und mir der Scheidungsproceß vorgeht.*¹³⁷

Und Marcus schreibt am 11. September 1805 aus Bamberg an Schelling: *Roeschlaub war noch Einmahl hier. Er hat von nichts anderst gesprochen, als von der Ruthe, die Er jetzt eingeweiht habe, womit Er Sie, mich u. ich weiß nicht wen Alles mehr, tüchtig aushauen wolle. Er könne nicht länger schweigen, Er habe noch warten wollen, aber es ließe sich nicht mehr thun. [...] Er ist ein Gemüthskranker von einer türkischen Art.*¹³⁸

In der Auseinandersetzung zwischen Röschlaub und Schelling stellte sich Windischmann auf die Seite des Letzteren und kritisierte Röschlaubs Ausgabe von Browns Werk *Anfangsgründe der Medizin*.¹³⁹ Es war insbesondere die von Röschlaub verfasste Vorrede, die Windischmann in seinem Brief vom 15. März 1806 an Schelling aufs heftigste kritisierte:

*Heute erhalte ich auf Röschlaub's Veranstaltung von der Verlagshandlung dessen Ausgabe von Brown's Werken zugesandt. [...] Es giebt wohl schwerlich einen sprechenderen Beweis von der Niedrigkeit dieses Menschen, als die Vorrede. Ich habe ihm sonst immer einen Funken höheren Sinns zugetraut, wenn ich gleich auf seine Erkenntnis als wissenschaftlich und vollständig nie etwas gehalten. Was er nun gethan, dient zur weiteren Bewährung, wie Mangel an Selbständigkeit alle Tugend und Wissenschaft ausschließt. [...] Indessen halte ich für das Unwürdigste, seiner ferner noch zu gedenken, oder gar bei der Herausbildung der Medicin als Wissenschaft auf sein Thun Rücksicht zu nehmen. [...] Was er zu Brown hinzugethan ist warlich nicht verbessernd.*¹⁴⁰

Röschlaub hatte im fraglichen Vorwort geschrieben, es sei nun der Punkt gekommen, Browns Schriften herauszugeben, *zu einer Zeit, zu welcher sich eine ganz neue Zahl von Gegnern eben dieser Lehre[,] selbst in Punkten derselben, welche von eben diesen ehehin mehr oder weniger angepriesen wurden, anzukündigen scheinet.* Röschlaub kritisierte ferner die Philosophie dieser Gegner, mit welcher sie die Erregungslehre bekämpften

137 SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 238. Gegenüber Windischmann äußert Röschlaub tatsächlich *einigen Ärger wegen der Jahrbücher*. Ebd., Bd. 3, S. 239.

138 Ebd., Bd. 3, S. 258f.

139 John Brown's *Anfangsgründe der Medizin*, hrsg. von Andreas RÖSCHLAUB, Bd. 1 (John Brown's sämtliche Werke 1), Frankfurt a. M. 1806.

140 SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 319.

wollten – eine Philosophie, die jedoch auf Grund ihrer Untauglichkeit bald untergehen werde.¹⁴¹

Neben dieser philosophisch-wissenschaftlichen Auseinandersetzung gab es noch eine weitere: Schelling befürchtete, Röschlaub könnte auf Grund seines Einflusses wie auch seiner Intrigen¹⁴² verhindern, dass er an die Münchner Akademie der Wissenschaften berufen werde. Schelling schreibt im März 1806 an Windischmann:

Stellen Sie sich vor, wie der Mensch sonst noch gegen mich handelt. Er hört, daß Würzburg von Bayern abzutreten ist; daß ich nicht hier bleiben will; daß man daran denkt, mir einen Platz in der Akademie zu geben. Er reist nach München, geht zu allen Ministern, wo er nur kann, mich als einen gefährlichen Menschen, Feind der Bayerschen Grundsätze und Aufklärung darzustellen. Zu gutem Glück ist er allgemein für einen Narren gehalten, und sein Wüthen gegen mich hat mir vielleicht den besten Nutzen gebracht.¹⁴³

Damit war das Tischtuch zwischen Röschlaub und Schelling zerschnitten. Auch in ihrer wesentlich späteren gemeinsamen Münchner Zeit (ab 1827) gab es kaum noch eine produktive Verbindung zwischen ihnen.

141 RÖSCHLAUB (Hg.), John Brown's Anfangsgründe (wie Anm 139), S. IV, VI.

142 Vermutlich – so schreibt jedenfalls Caroline am 4. Mai 1806 (vgl. SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 332.) – ist Röschlaub am Zustandekommen einer Rezension beteiligt gewesen, die Schelling in einem äußerst negativen Licht erscheinen ließ. Es handelte sich um eine Besprechung der *Jahrbücher* in der *Oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung* vom 29. April 1806, Nr. 51, die in den folgenden Heften (Nr. 52, 1. Mai 1806; Nr. 53, 3. Mai 1806) fortgesetzt wurde. Der Rezensent behauptete, dass die Naturphilosophie darauf abziele, auch die Medizin zu okkupieren; Schellings naturphilosophisches System intendiere somit eine *Alleinherrschaft* im Reich der Wissenschaften. In der *Oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung* heißt es: *Allein wir sind verpflichtet, gegen den Mann, der sich [...] als Diktator hinstellt, und mit Verachtung auf den größten Theil der ausgezeichnetsten Köpfe hinzublicken wagt, mit Ernst und Strenge zu sprechen, ihn in der Blöße seiner Anmaßungen und spielenden Einfälle darzustellen, und [...] dadurch etwas zur Sicherung wahren Wissens beyzutragen.* SCHELLING, Briefe (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 332. .

143 Ebd., Bd. 3, S. 321; vgl. GERABEK, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (wie Anm. 11), S. 370–372.

ANDREAS SCHENKER

Das Ende einer Fehde

Eine Edition der Briefe Andreas Röschlaubs an Christoph Wilhelm Hufeland 1809–1812

Die Ausdrücke [...] verderbliche Lehre, Rohheit, Einseitigkeit und viele andere sind nichts weniger als schonend gegen mich (Brief 6) – so beklagte sich Andreas Röschlaub über einen Artikel des Mediziners Christoph Wilhelm Hufeland (1762–1836), in welchem dieser sich mit Röschlaubs theoretischem Ansatz auseinandersetzte.¹ Dabei wusste Röschlaub gegen eben diesen Kollegen selbst auszuteilen, dem er etwa *ein[e] sehr übel gewählt[e] Benennung* vorgeworfen² oder einen ganzen Buchabschnitt zu *blosse[m] Gallimathias* (Unsinn) erklärt hatte.³ Hintergrund dieser mitunter polemisch geführten Auseinandersetzung waren die unterschiedlichen Schulen, in welche die medizinische Wissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts zerfallen war und die sich vor allem hinsichtlich ihres unterschiedlichen Verhältnisses zu Praxis und Theorie unterschieden. Mit den im vorliegenden Aufsatz erstmals edierten Briefen, die Röschlaub zwischen 1809 und 1812 an Hufeland verfasste, wird die persönliche Korrespondenz der Protagonisten zweier dieser Richtungen der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt.

Christoph Wilhelm Hufeland, der von 1793 bis 1801 an der Universität Jena lehrte, bevor er zum Leibarzt der königlichen Familie in Berlin ernannt wurde, gilt als „Leitgestalt“ der um 1800 dominanten eklektisch-traditionalistischen Schule. Die sich selbst als empirisch-rational verstehenden Mediziner bezogen ihre Kenntnisse primär aus der ärztlichen Praxis, da medizinische Theorien aus ihrer Sicht nur an

1 Christoph Wilhelm HUFELAND, Rechenschaft an das Publikum über mein Verhältnis zum Brownianismus, in: *Journal der practischen Heilkunde* 32/2 (1811), S. 3–29.

2 Andreas RÖSCHLAUB, Untersuchungen über Pathogenie oder Einleitung in die medizinische Theorie. Bd. 1, Frankfurt a. M. 1798, S. 124f.

3 Ebd., Bd. 2, S. 635.

konkreten Fällen überprüft und bewiesen werden könnten.⁴ Sein Antagonist Andreas Röschlaub hingegen fungierte als Hauptvertreter der theoretisch-pragmatischen Strömung, die Theorie und Praxis gleichwertig nebeneinanderstellte. Sie arbeitete sowohl mit einer aus der ärztlichen Praxis abgeleiteten Lehre vom Heilen als auch mit einer philosophisch-theoretischen Lehre von Mensch, Gesundheit und Krankheit.⁵ Als Theoretiker orientierte sich Röschlaub am Brownianismus, einer von dem schottischen Arzt John Brown 1780 erstmals veröffentlichten Theorie, die den Gesundheitszustand eines Lebewesens als Reaktion auf dessen Umwelt auffasste, wobei der Grad der dabei erzeugten Erregung zu Krankheit bzw. Gesundheit führe. Maßgeblich durch Röschlaub fand der Brownianismus seit Ende des 18. Jahrhunderts auch im deutschsprachigen Raum Verbreitung; darüber hinaus versuchte der damals in Bamberg lebende Mediziner Browns System zu einer sogenannten Erregungstheorie weiterzuentwickeln.⁶ Auf ihren Annahmen gründete Röschlaub seine 1796 erstmals veröffentlichte Kritik an der eklektisch-traditionalistischen Medizin, die Hufeland zu einer heftigen Replik mit einer deutlichen Ablehnung des Brownianismus veranlasste, was den Beginn einer mehrjährigen publizistischen Fehde zwischen den beiden Ärzten markierte.⁷

Zu Hufelands Überraschung⁸ wandte sich Röschlaub jedoch 1809 mit dem ersten der hier edierten Briefe an seinen Kontrahenten, um den Streit beizulegen (Brief 1). Als Beweggrund gab er an, dass seine seit 1805 durchgeführten Untersuchungen ergeben hätten, dass er dem Berliner Arzt in mehreren Punkten Recht geben müsse, wengleich Röschlaub auf dem grundsätzlichen Wert des Brownianismus beharrte (Brief 5). Tatsächlich ging Hufeland auf das Versöhnungsangebot ein und veröffent-

4 Karl Eduard ROTHSCHUH, *Deutsche Medizin im Zeitalter der Romantik. Vielheit statt Einheit*, in: Schelling. Seine Bedeutung für eine Philosophie der Natur und der Geschichte, hrsg. v. Ludwig HASLER (Problemata 91), Stuttgart-Bad Cannstatt 1981, S. 145f. Zu Hufeland siehe Klaus PFEIFER, *Medizin der Goethezeit. Christoph Wilhelm Hufeland und die Heilkunst des 18. Jahrhunderts*, Köln 2000.

5 ROTHSCHUH, *Deutsche Medizin* (wie Anm. 4), S. 146–148.

6 Nelly TSOUYOPOULOS, *Andreas Röschlaub und die Romantische Medizin. Die philosophischen Grundlagen der modernen Medizin (Medizin in Geschichte und Kultur 14)*, Stuttgart 1982, S. 105–134.

7 PFEIFER, *Medizin der Goethezeit* (wie Anm. 4), S. 101, 172f.; TSOUYOPOULOS, *Röschlaub* (wie Anm. 6), S. 156. Vgl. Andreas RÖSCHLAUB, *Von der Diät in Krankheiten*, in: *Magazin der Verbesserten theoretischen und praktischen Arzneikunst* 1/4 (1796), S. 105–162.

8 So Hufeland selbst in Christoph Wilhelm HUFELAND, *Nachschrift des Herausgebers*, in: *Journal der practischen Arzneykunde und Wundarzneykunst* 32/1 (1811), S. 22.

lichte einen der Briefe Röschlaubs samt einem eigenen Kommentar sowie einer finalen Stellungnahme zum Brownianismus in seinem *Journal der practischen Arzneykunde und Wundarzneykunst*.⁹ Wenngleich Hufeland seine inhaltliche und persönliche Distanz zu Röschlaub nicht gänzlich aufgab, galt die Fehde damit als beigelegt.¹⁰

Im Folgenden sind jene acht Briefe ediert, die Röschlaub zwischen Dezember 1809 und Januar 1812 an Hufeland übersandte und die heute im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar aufbewahrt werden.¹¹ Als Editionsrichtlinien dienten diejenigen der Edition der Korrespondenz der Augsburger Patrizierfamilie Endorfer: Die Orthographie der Quellen wurde übernommen und Ergänzungen durch den Herausgeber in eckigen Klammern gekennzeichnet, jedoch die Interpunktion dem aktuellen Standard angepasst und Wörter, die im heutigen Sprachgebrauch klein geschrieben werden, auch in der Edition klein geschrieben.¹² Die Adressen auf der Rückseite einiger Blätter wurden ebenso ausgelassen wie durchgestrichene Passagen. Die Edition wirft ein Schlaglicht auf die skizzierte fachliche Auseinandersetzung und bietet damit einen Mosaikstein für die Biographien Röschlaubs und Hufelands; darüber hinaus beleuchtet sie die damals wie heute enge Verflechtung von Wissenschaft und personalen Beziehungen.

Brief 1

[GSA 6/4774, Produkt 43]

Landshut in Baiern den 16^{ten} Decemb[er] 1809

Hochwohlgebohrner verehrtester Herr Geheimer Rath,

was mir viele treffliche Männer, welche persönlich mit Ihnen bekannt sind, von Ihrem Charakter aussagen, das bürget mir dafür, daß Sie diese meine Zeilen nicht

9 Andreas RÖSCHLAUB, Dr. Andr. Röschlaub an Herm Dr. C. W. Hufeland, in: *Journal der practischen Arzneykunde und Wundarzneykunst* 32/1 (1811), S. 9–21; HUFELAND, Nachschrift des Herausgebers (wie Anm. 8), S. 22f.; ders., Rechenschaft (wie Anm. 1), S. 3–29.

10 PFEIFER, *Medizin der Goethezeit* (wie Anm. 4), S. 223f.

11 Goethe- und Schiller-Archiv Weimar (GSA), Bestand Bertuch, 6/4774, Prod. 43–50.

12 Mark HÄBERLEIN/Hans-Jörg KÜNST/Imgard SCHWANKE (Hrsg.), *Die Korrespondenz der Augsburger Patrizierfamilie Endorfer 1620–1627. Briefe aus Italien und Frankreich im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges* (Documenta Augustana 21), Augsburg 2010, S. 63f.

ungerne lesen. Mancherlei, was zu weitläufig zur schriftlichen Erzählung wäre, entzweite uns literarisch. Und doch halte ich dafür, daß wir einerlei Absicht hatten: Das Wahre zu finden und zu vertheidigen. Trüget mich nicht alles, so schienen wir in den Meinungen über *causa morbi continens materialis*, so genannte *coctio*, *crisis* u[nd] s[o] f[ort] am meißen entzweiet. Obschon ich noch nicht allem dem, was ich in Ihren Schriften hierüber finde, beipflichten kann, so finde ich doch, daß Sie in diesen Punkten mehr wahres als ich ehehin angedeutet haben. Daß ich diese auf richtige Erklärung nicht noch öffentlich ablegte, daß sie auch nicht in der so eben die Presse verlassenden dritten Abtheilung meines speciell-therapeutischen Lehrbuches¹³ mit deutlichen Worten geschieht, ist nur der Grund, weil ich besorgte, hierin auch von redlichen Männern miskannt zu werden. Doch glaube ich in der diesem Werke (in der ersten Abtheil[un]g des ersten Bandes des Lehrbuches der besonderen Nosologie, Jatreusiologie und Jaterie¹⁴) voraus geschickten Einleitung, so wie in der Abhandlung besonderer Krankheiten, gezeiget zu haben, wie wenig ich gewisse meiner ehemaligen Vorstellungen vest halte, wie wichtig hingegen mir jene Punkte seyn. Ich hoffte daher, daß Sie mit dem, was ich insbesondere (In der dritten Abtheilung jenes Werkes)¹⁵ über den Schlagfluß, so wie über mehrere Krankheiten sage, ungleich mehr, als mit meinen früheren Angaben, einstimmen werden. Überhaupt habe ich seit fünf Jahren einen ganz anderen Gang der Untersuchungen eingeschlagen. Meine Lossagung von dem Schellingischen Eklektizismus sollten meine – meistens mißverstandenen – physiologischen Fragmente andeuten.¹⁶ Was sich nicht am Krankenbette und in der Beobachtung überhaupt nachweisen läßt oder vielmehr aus dieser hervor geht, finde ich schwankend. Dafür mußte ich auch von jener Schule Verunglimpfung erfahren, die mich aber mehr ergötzte, als die Urheber selbst. Was ich auf solchem Wege, mit genauer Erwägung alles dessen, was solide Aerzte aller Zeiten aussagen, als wahres erreiche, das soll von mir in neu zu bearbeitenden Institutionen der Medicin dereinst dargelegt und in einem Commentare erläutert werden.

13 Andreas RÖSCHLAUB, Lehrbuch der besonderen Nosologie, Jatreusiologie und Jaterie. 3 Bde. Frankfurt a. M. 1807–1810.

14 Ebd., Bd. 1.

15 Ebd., Bd. 3.

16 Andreas RÖSCHLAUB, Physiologische Fragmente. Teil 1, in: *Magazin für Physiologie und Medizin* 8 (1805), S. 421–484; ders., Physiologische Fragmente. Teil 2, in: *Magazin für Physiologie und Medizin* 10 (1807), S. 5–52. Zu Röschlaubs Zerwürfnis mit Schelling vgl. Nelly Τσουροπουλος, Der Streit zwischen F. W. J. Schelling und Andreas Röschlaub über die Grundlagen der Medizin, in: *Medizinhistorisches Journal* 13 (1978), S. 229–246.

Dieser Arbeit (wovon ein nicht unbeträchtlicher Theil schon geschehen ist) und der Bearbeitung der Diaetetik und medicin[ischen] Polizei (zweier Lieblingsgegenstände von mir) sollen nun meine, mir etwa noch zukommenden, Jahre gewidmet werden. Daher finde ich weder Anreizung noch Zeit mehr zu literarischen Streitigkeiten. *Ars longa, vita brevis.*

Dieses wollte ich Ihnen, verehrtester Herr Geheimer Rath, in diesen Zeilen sagen, obgleich ich lieber mündlich noch ungleich mehreres sagte. Doch dazu sind wir uns körperlich zu entfernt. Bei dieser Erklärung habe ich eigentlich keine Absicht, als diese Erklärung selbst. Seit mehreren Jahren stieg meine Hochachtung gegen Sie und darum halte ich es für unrecht, solche Erklärung nicht zu thun. Ich setze derselben nur noch das hinzu: Daß es mir Leid thue, nicht früher ganz dieses erkannt zu haben, was mich von mancher unnützen Fehde abgehalten haben würde. Mögen Sie die Aufrichtigkeit, mit der alles gegenwärtige geschrieben ist, beachten, und mich dessen werth halten, was mir vor so vielen Jahren zu Bamberg persönlich mir zugesichert,¹⁷ so reines Vergnügen gewährte. Mögen Sie sich überzeugt sich halten von der ungeheuchelten Hochachtung, mit der ich mich nenne.

Eu[e]r Hochwohlg[eboren] gehorsamen Diener

D[okto]r A[ndreas] Röschlaub

Brief 2

[GSA 6/4774, Produkt 44]¹⁸

Landshut in Baiern den 17^{ten} Febr[uar] 1810

Hochwohlgebohrner verehrtester Herr Geheimer Rath,

17 Hufeland war 1797 und 1800 nach Bamberg gereist, um sich selbst ein Bild von der medizinischen Praxis am dortigen Krankenhaus zu machen. Zum Zeitpunkt seines zweiten Aufenthalts im Herbst 1800 war Röschlaub dort stellvertretender Direktor. Vgl. Mark HÄBERLEIN, Johann Wolfgang von Goethe, Adalbert Friedrich Marcus und die Bamberger Medizin, in: Jahrbuch Literatur und Medizin 9 (2017), S. 13–44, hier S. 31, 33f. (mit weiteren Literaturangaben).

18 Dieser Brief wurde von Hufeland publiziert in seinem Journal der practischen Arzneykunde und Wundarzneykunst 32/1 (1811), S. 9–21.

nun, da ich auf ein an Sie abgesendetes Schreiben Ihre, mit dem 9^{ten} [letzten] M[onats] zugekommene edle Antwort erhielt, segne ich die Stunde, in der ich an Sie schrieb. Mögen Sie in derselben edeln Gemüthesstimmung folgendes von mir vernehmen.

Heilig kann ich Sie versichern, daß es mir stets nur um die Gründung und Vertheidigung des Wahren und um die vestere Begründung unserer Kunst zu tun war. Bei aller Übertriebenheit meines Eiferns dafür kann mir keine böse Absicht zu Schulden geleet werden. Die Art, mit welcher meine H[e]r[re]n Gegner gegen mich auftraten, reizte mich dazu. Schmerzlich aber war es mir, daß Sie, Verehrtester, nachdem ich das Glück hatte, Ihnen (zu Bamberg vor 9 Jahren) mündlich eine, ganz aus meinem Innersten gegangene, Erklärung zu tun, die Fehde abermal auf eine, wie es mir schien, ähnliche Art fortsetzten. Mich schmerzte es tief, von Ihnen mich verkannt zu sehen. Und bei dieser Empfindung gelang es Männern – welche Sie sehr wohl kennen –, mich desto heftiger gegen Sie wieder aufzureizen. Doch nicht weiter davon!

Nachdem nun Jahre verflossen waren (welche auch für mich vieles Bittere brachten), sah ich, durch eigene Forschungen geleitet, immer mehr ein, wie wenig wir Ursache haben, in Hauptpunkten, besonders der Pathologie und dessen, was ich Jatreusiologie heisse, auseinander und gegen einander zu seyn. Ich beklage es, daß ich nicht früher zu solcher Einsicht gelangte].

So wie ich bisher offen vor dem Publicum manche meiner früheren Aussagen zurück nahm und mein Geirrethaben bekannte, eben so, ja noch offener und gerader, soll nun von mir vor dem Publicum erklärt werden, „daß ich nun Hauptsätze für unsere Kunst, welche ich über ein Jahrzehent hindurch bestritt und welche Sie vertheidigten, als wahr und äusserst wichtig anerkenne“. Dieses werde ich umständlich erklären.

Ich war gesonnen, dieses nächstes Frühjahr bei Eröffnung einer neuen Zeitschrift für Medicin zu thun. Allein die Arbeiten, welche ich nun treibe, erlaubten mir nicht, zu solchem Zwecke hinreichend bis dahin zu arbeiten. Und dennoch möchte ich solche Erklärung nicht länger aufschieben. Ich bitte Sie daher, verehrtester Herr Geheimer Rath, mir zu erlauben, daß ich einen dahin gehenden Aufsatz an Sie für Ihr Journal sende und etwa auch einige andere damit in Verbindung stehende nachfolgen lasse.

Zum voraus bin ich überzeugt, daß, wenn Sie auch in einzelnen Sätzen nicht mi[t] mir ganz übereinstimmen können, Sie doch mit dem Ganzen nicht unzufrieden seyn werden. Ich folge den Winken der Erfahrung, welche mir jährlich theurer wird. Mei-

ne darnach eingerichtete Praxis sehe ich so glücklich, als ich es nur zu wünschen mir getraue. Erfahrung ist auch Ihnen theuer. Sollten diese Aufsätze von Ihnen gut aufgenommen werden und sollten Sie etwa noch Ihnen mehr Grund geben, mich der Freundschaft eines Denkers und Biedermanns ganz werth zu halten, so wird es mich desto inniger erfreuen.

Mit inniger Hochachtung und den besten Wünschen für Ihr Wohl,
Eu[e]r Hochwohlg[e]boren]

gehorsamster D[okto]r Röschlaub

Brief 3

[GSA 6/4774, Produkt 45]

Landshut in Baiern den 5^{ten} Aug[ust] 1810

Euer Hochwohlgebohrn,

habe ich vor etlichen Wochen einen Brief zugesendet, wie ich fast einsiedlerisch meinen Studien und Lehramte allein obliegend, in der Welt wie ausserhalb ihrer lebe, so wußte ich gar nicht, daß jener Brief Sie nicht in Berlin treffe. Daher bitte ich auch den vortrefflichen Herrn vorn Savigny, dessen Abgehen von hier ich gar schmerzlich fühle,¹⁹ dieses Schreiben an Sie zu bestellen. Dieser Mann von herrlichem Geiste und Gemüthe kennt mich, wie wenige mich kennen. Ich erzählte ihm, welches Ungefähr, welche Nachlässigkeit von meiner Seite (ich weiß nicht, wie ich es am richtigsten nenne) mich zu der unnützen Fehde wieder verleitete. Meine Gesinnung kann und wird er Ihnen ohne Zweifel ganz ächt zu schildern die Güte haben. Ich wünsche aufrichtig, gut zu machen, was zwischen [uns] vorfiel. Für den, wie ich glauben muß, verloren

19 Der bedeutende Jurist Friedrich Carl von Savigny (1779–1861), Begründer der Historischen Rechtsschule, erhielt 1808 eine Professur für römisches Zivilrecht an der Universität Landshut und wurde dadurch Röschlaubs Kollege; bereits 1810 folgte allerdings einem Ruf nach Berlin. Vgl. Dieter Nörr, [Art.] Savigny, Carl von, in: NDB 22 (2005), S. 470–473.

gegangenen Aufsatz habe ich seit meinem letzten Briefe einen neuen gefertigt. So wie ich weiß, daß wirklich jener Aufsatz verloren ist, soll dieser Ihnen zuwandern.

Ich erlaube mir, einen Vorschlag zu thun. Seit einiger Zeit geben Sie mit Prof[essor] Himly²⁰ Ihr Journal heraus.²¹ Wenn mich nicht alles trügt, so sind wir uns in theoretischen Ansichten jetzt so nahe, als selbstdenkende Aerzte es seyn können. Zwar hatte ich den Entschluß gefaßt, ein neues Magazin für die gesammte Medicin für praktische Aerzte herauszugeben.

Sollten weder Sie, noch Herr Prof[essor] Himly nicht Gründe zum Gegentheile finden, so sollte es mich freuen, mit Ihnen vereint (in der Herausgabe Ihres Journales) zu arbeiten. In solchem Falle würde ich gerne verbinden, Ihnen so viele, vorzüglich für praktische Aerzte interessante, Aufsätze zuzusenden, daß fast in jedem Stücke des Journales ein Aufsatz von mir erscheinen könnte. Wirklich habe ich schon mehrere entworfen und Materialien zu noch mehreren nieder geschrieben, welche alle ich bis höchstens December absenden kann. Ich kann Sie versichern, hiebei die beste Absicht zu haben, so wie ich mit der aufrichtigsten Hochachtung bin.

Eu[e]r Hochwohlgebohrn

ergebenster Do[kto]r Röschlaub

Brief 4

[GSA 6/4774, Produkt 46]

München den 26^{ten} Sept[ember] 1810

Euer Hochwohlgebohrn,

sende ich von hier aus, wo ich mich seit einigen Tagen befinde, beiliegenden Aufsatz, weil ich solchen so schleunig, als nur möglich, Ihnen zugesendet wissen möchte. Be-

20 Der Mediziner Karl Himly (1772–1837), seit 1803 Professor für Theoretische und Praktische Chirurgie an der Universität Göttingen; vgl. Georg B. GRUBER, [Art.] Himly, Karl, in: NDB 9 (1972), S. 169f.

21 Journal der praktischen Arzneikunde und Wundarzneikunst (seit 1795).

rufsgeschäfte erlaubten mir nicht, früher denselben zu verfassen und die Reise hier war dringend nothwendig. Den Ihnen nicht zugekommenen Aufsatz und Brief möchte ich kaum wieder auffinden können. Mir wurden damals gegen sechs Briefe unterschlagen. H[er]r v[on] Savigny, an welchen ich beiliegenden Brief zu übersenden bitte, kann Ihnen die schöne Veranlassung dazu erzählen.

Übrigens habe ich mit Vergnügen gerade diese Erklärung aufgesetzt.²² Sie geht so ganz rein aus meiner Überzeugung hervor und ich hoffe, daß Sie damit im Ganzen zufrieden seyn werden. Geflissentlich vermied ich jeden Ausdruck, welcher einem Complimente ähnlich sehen könnte, und ich zweifle nicht, daß auch dieses Ihnen nicht mißfallen werde. Aufrichtige Hochachtung Ihrer Verdienste wird jeder verständige Leser in dem Aufsätze ausgedrückt finden. Dieses wollte ich.

Es soll mich freuen, wenn Sie insbesondere darin das finden, was Sie bewegen könne, frühere Unannehmlichkeiten zu vergessen, und etwa gar in die literarische Verbindung, welche ich in meinem letzten Schreiben Ihnen vorschlug, mit mir zu treten. Ich habe dabei gar kein Interesse, als das Interesse der Kunst, die uns beiden theuer ist, und keine Absicht, als für diese leisten, was in meinen Kräften steht. Gar gerne möchte ich meine Untersuchungen über Pathogenie²³ ganz neu umarbeiten und zwar mit erweitertem Plane, nämlich nicht blos, wie ehehin, über die Entstehung der Krankheit, sondern auch über die der Heilung mich verbreiten. Der Titel könnte dann heißen: Untersuchungen über Pathogenie und Jatreusiogenie. Allein bis jetzt gebrach es mir allzusehr an der dazu erforderlichen Muse. Und doch würde gerade dieses Werk, als Vorläufer meines Systemes der gesammten Medicin (das ich in lateinischer Sprache ziemlich vollständig schon entworfen habe) mit am besten Gelegenheit geben, die meißten Mißverständnisse zu heben, die ich gar gerne gehoben sähe. Auch würde ich dabei so manches andere erzielen. Vielleicht ist mir die künftige Zeit dazu günstiger. Mögen Sie vergnügt leben.

Mit aufrichtiger Hochachtung

D[okto]r Röschlaub

22 Vgl. unten Brief 5.

23 Andreas RÖSCHLAUB, Untersuchungen über Pathogenie oder Einleitung in die Heilkunde. 3 Bde. Frankfurt a. M. 1798–1800.

Brief 5

[GSA 6/4774, Produkt 47]

D[okto]r Andr[eas] Röschlaub, kön[iglich] baier[ischer] Hofrath, ord[entlicher] Professor der medicinischen Klinik

an D[okto]r Ch[ristoph] W[ilhelm] Hufeland, kön[iglich] preuß[ischer] Staatsrath, Leib-
arzt

Beinahe anderthalb Jahrzehnte sind nun verflossen, seitdem ich gegen Sie als Gegner auftrat. Fast ein Jahrzehnt dauerte der von uns geführte Kampf. Jedem von uns war es so ganz um die Verfechtung des Wahren und um die Bekämpfung des Irrigen zu thun. Bei den grellesten Gegensätzen glaubte jeder von uns, die bessere Sache mit besseren Gründen vertheidiget zu haben.

Seit einem halben Jahrzehnte nun schweigt derselbe Streit. Obgleich ich seitdem etliche Bände meines Magazines²⁴ und drei Abtheilungen eines Werkes über besondere Nosologie und Therapie herausgab,²⁵ so enthalte ich mich doch darin alles Kampfes gegen Sie. Warum ich seitdem mich dessen enthalte? Wohl könnte sich dieses der einsichtige Leser, wenn er den Inhalt meiner früheren und neuesten Schriften mit einander vergleicht und reif erwäget, von selbst erklären. Allein meine Liebe zur Wahrheit und der Geradesinn, mit welchem ich für diese allein zu kämpfen strebte, sagt mir, daß ich es uns beiden, so wie meinen und Ihren Lesern schuldig sey, darüber eine deutliche und rücksichtslose Erklärung abzugeben. Offen und der Wahrheit getreu erkläre ich demnach folgendes.

Nähere und ernsthaftere Untersuchungen, welche ich seit dem Jahre 1805 über die wichtigsten Gegenstände der ärztlichen Doctrin anstellte, zeigten mir einleuchtend, daß in Hinsicht mehrerer dieser Hauptgegenstände gerade dasjenige der Wahrheit zunächst liege, wenn nicht durchaus wahr sey, was Sie gegen mich ehemals behaupteten, ich gegen Sie antritt. Dieselben überzeugten mich daher völlig, daß ich in mehreren Hauptgegenständen unseres Streites Ihnen den Preis des Kampfes, nämlich das Wahre verfochten zu haben, zuerkennen müsse, daß ich folglich eben

24 Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde (seit 1799).

25 RÖSCHLAUB, Lehrbuch (wie Anm. 13).

darin Ihrer Meinung, gegen welche ich so lange kämpfte, wenigstens der Hauptsache nach beitreten müsse.

Freilich muß ich eben so offen und der Wahrheit getreu zugleich erklären, daß ich darum dasjenige, was mich vorzüglich bewog, den Kampf aufzunehmen, keineswegs auf gleiche Weise für irrig anerkenne, daß ich vielmehr das meiste davon noch vester begründet und völlig bestätigt, manches aber auch berichtigt und verbessert finde.

Wie es um alles das stehe, wird dereinst am deutlichsten aus meinem Systeme der Medicin und ihrer Propädeutik erhellen, welches ich bereits in allen seinen Grundzügen entworfen habe und zu dessen vollständiger Ausarbeitung ich bald zu schreiten gedenke.

Zugleich kann ich aber auch nicht bergen, daß ich die innige Übereinstimmung oder vielmehr die wesentliche Einheit der in meinem Systeme, von den ersten Grundzügen der Physiologie an bis zu der Technik am Krankenbette, durchgeführten Ansicht eben sowohl mit solchen Behauptungen, welche ich fast ein Jahrzehent hindurch gegen Sie bestritt, als mit denjenigen, welche ich jetzt wie vormals wahr finde, so wie mit den wichtigsten Lehren der großen Aerzte aller Zeiten, vorzüglich eines Hippokrates und J[ohn] Brown, als einen ganz besonderen Vorzug meines neuen Systemes ansehe.

Um vorläufig wenigstens einige der Hauptpunkte, über welche ich ehehin gegen Sie kämpfte, nun aber Ihnen den Preis [des] Kampfes zuerkenne, näher zu bezeichnen, bemerke ich folgendes.

Unter diese Hauptpunkte gehören ohne Zweifel die folgenden Fragen:

1.) Findet in Krankheiten des Menschen eine *causa continens materialis*, als in eigentlichem Sinne so zu nennende materia morbifica statt?

2.) Sind die von den Alten unter den Namen Rohheit, Kochung, Reinigung, Entscheidung u[nd] s[o] f[ort] angedeuteten Vorgänge in den Kranken wirklich in der von den Alten angenommenen Beziehung zu dem Prozesse der Heilung?

Standhaft stritten Sie immer für die Bejahung beider Fragen, ich behauptete das Gegentheil von beiden bis zu dem Jahre 1805. Allein, die nachher von mir angestellten Untersuchungen zeigten mir, daß ich wahre Thatsachen in der Natur antritt und daß ich hiemit gerade dasjenige verwarf, das, richtig angeschaut, dasselbe sey, was mich über Punkte befriedigen könne, worüber ich nie mich völlig befriediget sah. Ich erkläre mich darüber näher.

Nachdem ich etwa sieben Jahre hindurch nach H[erman] Boerhaave, Gaubius, M[aximilian] Stoll, Mellin, Selle u[nd] a[ndere] m[ehr] medicinische Vorlesungen ge-

höret, in den Wercken eines Sydenham, Morgagni, van Swieten, M[aximilian] Stoll, Grant u[nd] v[ielen] a[nderen] mich zu belehren gesucht und während der Hälfte dieser Zeit eifrig am Krankenbette beobachtet und in der Praxis mich geübt hatte, fiel es mir ungemein auf, daß die wirkliche Erfahrung am Krankenbette mit den therapeutischen Lehrsätzen, die ich bis dahin hatte kennen gelernt, sich so gar oft im Widerspruche sich zeige. Daher, je mehr ich beobachtete, desto zweifelhafter kamen mir viele solche Lehrsätze vor. Da ich nun dafür hielt, solche therapeutische Lehrsätze gehen nothwendig aus der so genannten Humoralpathologie oder einer ihr verwandten Theorie hervor, so wurden mir die Lehren einer solchen Pathologie eben so zweifelhaft. Ich mußte mich sehnen nach einer Lehre, welche mir darüber Beruhigung gebe und forschte daher nach allem, woher diese mir werden könne. In den Schriften mehrerer Nervenpathologen fand ich wohl viele Belehrung, nicht aber jene Beruhigung. Endlich schienen mir J[ohn] Browns Elementa²⁶ das, was ich verlangte, zu gewähren. Und wirklich, da ich ein Jahr später, durch M[elchior] A[dam] Weikard²⁷ ermuntert, es unternahm, nach Browns therapeutischen Lehren zu verfahren, zeigte sich mir immer mehr und mehr Einstimmung zwischen diesen und der Erfahrung und ich sah bei sehr vielen Fällen ungleich besseren Erfolg, als je vorher, da ich nach anderen therapeutischen Lehren kuriren sah oder selbst kurirte.

Jede Erweiterung meiner eigenen ärztlichen Erfahrung, die sich mir seitdem binnen sechzehn Jahren darbot, sagt mir, daß ich damals zwar nicht hell genug, aber doch nicht falsch sah. Mögen daher auch noch so viele das Gegentheile gültig zu machen streben, immer werde ich mit aller Beruhigung J[ohn] Browns großes Verdienst um die Medicin anerkennen.

So zeigte mir denn allerdings die Erfahrung das Irrige vieler therapeutischer Lehrsätze und zwar solcher, von denen ich mir vorstellte, daß sie in nothwendigem innerem Zusammenhange mit der Humoralpathologie oder jeder Theorie stehen, welche eine *causa morbifica*, Crudität, Coction u[nd] s[o] f[ort] statueire.

26 Die 1780 in Edinburgh publizierten *Elementa medicinae* waren das Hauptwerk des schottischen Arztes John Brown (1735–1788) und das Grundlagenwerk der medizinischen Schule des Brownianismus.

27 Der in Brückenau, Fulda, St. Petersburg, Mainz, Mannheim und Heilbronn tätige Arzt Melchior Adam Weikard (1742–1803) spielte durch seine Übersetzung *Johann Browns Grundsätze der Arzneylehre* (1795) eine Schlüsselrolle bei der Rezeption von Browns medizinischem System in Deutschland. Vgl. Markwart MICHLER, Melchior Adam Weikard (1742–1803) und sein Weg in den Brownianismus: Medizin zwischen Aufklärung und Romantik. Eine medizinhistorische Biographie, Leipzig 1995.

In der vesten Meinung, daß aus solchen Lehren dem Menschengeschlechte von jeher gar viel Unheil entstanden sey und ferner entstehen müsse, mußte ich nach jenen Beobachtungen Browns Lehren um so höher schätzen und um so leichter ließ ich mich bewegen, diese gegen alle ihre Gegner zu vertheidigen. Als den vorzüglichsten Gegner Browns aber sah ich Sie an. Und so waren gerade Sie es, gegen dessen Ideen über Pathogenie²⁸ mein erstes grösseres Werk, Untersuchungen über Pathogenie,²⁹ bei jedem Berührungspunkte gerichtet war.

Hatte ich einmal das Vorhandenseyn einer materia morbifica geläugnet, so konnte ich von der cruditas, coctio u[nd] a[nderem] derselben nicht besser denken, als wie ich es an vielen Stellen meiner Schriften angab.

Ob ein wirklicher, nothwendiger und wesentlicher Zusammenhang jener therapeutischer Lehren und solcher nosologischer und jatreusiologischer Vorstellungen statt finde? Gerade diese Frage hätte ich, wie ich nun einsehe, vor allem zum Gegenstande ernsthafter Untersuchungen wählen sollen. Da ich aber gerade daran nicht dachte, vielmehr das Gegentheil von dem oft erwähnten zu denken für inconsequent hielt, so begieng ich gewissermassen denselben Fehler, welchen soviele aus den hippokratischen, galenischen und anderen Schulen von jeher begiengen und noch begehen, einen Fehler nämlich, welchem eben jene irrigen therapeutischen Lehrsätze ihre erste Entstehung und Vesthaltung verdanken. Nur sah ich viele jener therapeutischer Lehrsätze falsch und nachtheilig. So lange ich nun an das trügliche der scheinbaren Consequenz gar nicht dachte, mußte ich auch jene Vorstellungen für irrig und nachtheilig in ihren Folgen ansehen.

Doch allerdings nicht für immer.

Daß die Befriedigung, welche mir Browns Elementa gaben, keineswegs allgemein und vollständig war, werden Sie aus meinen früheren, wie aus meinen späteren Schriften ersehen haben. Am wenigsten fand ich solche durch dieselben in Rücksicht auf das Wesentliche und eigentlich Geschichtliche der Krankheit und der Heilung. Sie haben gesehen, welche Wege ich einschlug, auch diese Befriedigung zu erringen und welche ich wieder verließ, da ich einsah, daß sie darauf nicht zu erringen sey. Da mir hiezu die Erfahrung nicht zu genügen schien, war ich geneigt, die tiefsten Aufschlüsse von dem zu erwarten, was mit der Erfahrung in keiner wesentlichen Einheit oder Übereinstimmung zu stehen pflegt. Doch konnte ich mich nie so weit

28 Christoph Wilhelm HUFELAND, Ideen über Pathogenie und Einfluß der Lebenskraft auf Entstehung und Form der Krankheiten als Einleitung zu pathologischen Vorlesungen, Jena 1795.

29 RÖSCHLAUB, Untersuchungen (wie Anm. 22).

verirren, daß ich dasjenige, das in wirklichem Widerspruche mit der Erfahrung steht, für wahr anerkannte. Den eben darum über mich ergangenen Tadel einer gewissen Schule, welche sich eine philosophische zu seyn einbildete,³⁰ rechne ich mir gar sehr zu Ehre. Meine physiologischen und anthropologischen Fragmente sagten ihr, wie wenig es mir um ihren Beifall zu thun sey. Doch danke ich ihr, daß ich früher mein selbst wurde.

Denn erst seitdem erhielten meine Untersuchungen die Richtung, welche sie erhalten mußten, um mir endlich volle Befriedigung über die erwähnten Gegenstände zu gewähren. Indem mir aller wesentliche Unterschied zwischen Theorie und Erfahrung verschwand und indem sich mir auf diesem Wege eine vorher nie von mir recht erkannte Ansicht in klarestem Lichte eröffnete, fand ich in den Lehren der Alten über Krankheitsmaterie, Rohheit, Kochung, Ausscheidung u[nd] s[o] f[ort] derselben einen tiefen und ehrwürdigen Sinn und sah – eben diese Lehren in der vollkommensten, obgleich von wenigen oder gar von niemanden ausgesprochenen Einheit mit denselben therapeutischen Lehrsätzen, die mir vorher in grellestem Widerspruche mit ihnen zu stehen schienen.

Leicht werden Sie nun von selbst erachten, wie werth mir seitdem das Studium der Hippokratischen Schriften wurde und Sie werden sich nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß ich seit Jahren alle, mir von dringenden Geschäften übrige Zeit diesem Studium widme und da ich zur Beförderung desselben sowohl als zu eigener Belehrung bereits den größten Theil derselben neu übersetzt und dabei alles mir zu Gebote stehenden Übersetzungen und Texte mit einander verglichen habe.

Nach allem nun erwähntem brauche ich nichts mehr, am wenigsten Ihnen zu erwähnen, warum ich seit so vielen Jahren nicht mehr die ehemalige Fehde fortsetze. Aber auch, da dieselbe Einsicht, welche mir dieses verbietet, es ist, welche mir die so lange verlangte Befriedigung gewährte, so trauen Sie mir gewiß zu, daß ich sehr freudig zu dieser ganzen Erklärung schreite.

Die genauesten und deutlichsten Belege zu dieser Erklärung werden die Werke enthalten, welche ich in späteren Jahren, wann Gesundheit und freie Muse es mir erlauben, heraus zu geben gedenke. Eine deutlichere Erklärung, als welche meine letzten Schriften schon enthalten, wollte ich früher darum nicht ablegen, weil, ehe

30 Gemeint ist die auf Friedrich Wilhelm Joseph Schelling zurückgehende naturphilosophische Richtung der Medizin.

solches geschehe, Jahre lang fortgesetzte Forschungen mich zu voller Überzeugung bringen sollten.

Mögen Sie nun die offene und gerade Mittheilung dieser Erklärung als einen Beweis meiner aufrichtigen Hochachtung und Anerkennung Ihrer Verdienste um die Medicin anerkennen.

Röschlaub

Landshut in Baiern den 25^{ten} Sept[ember] 1810

Brief 6

[GSA 6/4774, Produkt 48]

Landshut in Baiern den 24. Aug[ust] 1811

Eu[e]r Hochwohlgebohrn,

muß ich nun, da ich Ihre Rechenschaft gelesen und überdacht habe,³¹ noch einen Beweis von meiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe geben. Ihnen, denen ich einst viel Verdruß machte, wollte ich eine herzliche Freude verursachen und mich hätte es sehr gefreut, wenn wir, ehemem bittere Gegner, nun vereint eine Zeitschrift für Medicin herausgäben und wenn Sie mir eben so viele Gerechtigkeit wie ich Ihnen widerfahren ließen. In beidem letztem finde ich mich getäuscht. Zwar luden Sie mich ein, Ihnen Aufsätze zu Ihrem Journale zu senden. Allein meine Ehre vor dem Publicum erlaubt nicht, solches zu thun, ohne daß ich Mitherausgeber bin. Ich werde daher nächstes Jahr eine neue Zeitschrift selbst herausgeben. Dann finde ich sowohl Ihre Nachschrift zu meinem Sendschreiben als Ihre Rechenschaft allzu vornehm klug und zugleich etwas beleidigend für mich abgefaßt. So sprechen Sie gleich im Eingange der letzten von Schmähschriften auf Sie. Im Motto ist, was ich gegen Sie behauptete, zu Menschenwahn gerechnet. Die Ausdrücke Invectiven, Stadium inflammatorium, roh und heftig vertheidigte Brownische Sätze, verderbliche Lehre, Rohheit, Einseitigkeit und viele andere sind nichts weniger als schonend gegen mich, da Sie ja doch die meisten Leser auf mich deuten müssen. Und was mir die Hauptsache ist, so sehe

31 HUFELAND, Rechenschaft (wie Anm. 1).

ich, daß Sie um gar keinen Schritt von Ihren früheren Behauptungen weichen wollen, obgleich ich nicht wenige durchaus irrig finde. Ich sehe also, daß sie nicht nur schlechthin litterarischer Gegner von mir bleiben wollen, sondern sogar mich nicht werth finden, mit glimpflichen Ausdrücken Ihren Gegensatz gegen mich vor dem Publicum zu bezeichnen, daß ich folglich denn doch in dem Recht habe, worin Sie mir in Ihren früheren werthen Schreiben widersprachen, nämlich, daß Sie ehehin selbst das Signal zu neuen Feindseligkeiten gaben. Denn gerade solche Ausdrücke kann ich nur für ein dergleichen Signal ansehen. Fürchten Sie darum nicht, daß ich mit gleichem Tone gegen Sie auftreten werde, wie ehehin. Meine Empfindlichkeit werde ich zu mäßigen wissen. Nur bitte ich, wenigstens für die Zukunft gelindere Ausdrücke zu wählen, damit nicht Freunde von mir (die fast dieselbe Ansicht wählen, in welcher meine Werke, die von Zeit zu Zeit nun erscheinen sollen, verfaßt seyn werden und die durch jene Ausdrücke sehr indignirt wurden) zu sehr gereizt werden. Ich für mich suche kein Interesse und habe auch nicht Ursache, zu schmeicheln. Was seit einiger Zeit zwischen uns verhandelt wurde, das sollte von mir aus bloß Ihrem Vergnügen und der Vereinung zum Wahren gelten. Ob ich übrigens ein Verdienst um unsere Theorie und Kunst habe, das mag die Nachwelt entscheiden. Diese mag kalt über den Werth der Werke urtheilen, die ich bereits entworfen habe und die, wenn mir Gesundheit günstig bleibt, von Jahr zu Jahr an's Licht treten sollen (und zwar mein eigentliches System in lateinischer Sprache). Der Prodrromus (in teutscher Sprache) erscheint nächstes Jahr. Ihr Stillschweigen auf mein letztes Schreiben sagt mir, daß ich die Dedication desselben an Sie unterlassen soll, was wohl auch nach Ihren Aeusserungen in der Rechenschaft am besten seyn mag. Verzeihen Sie mir meine Offenheit: Verstellung gegen ehrliche Männer oder auch nur Zurückhaltung gegen solche mag ich nicht leiden.

Ich werde stets Ihre Verdienste hochachten,

Ihr ergebenster Do[kto]r Röschlaub

Beiliegendes bitte ich, gefälligst zu übersenden.

Brief 7

[GSA 6/4774, Produkt 49]

Rothenkirchen bei Kronach im Bambergischen, den 29. Oct[ober] 1811

Eu[e]r Hochwohlgebohrn

Schreiben vom 29. August letzten Jahres erhielt ich erst vor etlichen Tagen. Es wanderte nach Landshut und von dort hieher und zwar in langsamer Reise. Mir thut das sehr Leid, weil es mir die Möglichkeit, früher zu antworten, raubte. Mögen Sie mich entschuldigt halten, daß ich die Reise hieher Ihnen zu schreiben vergaß und dadurch unvorsichtiger Weise dazu Veranlassung gab.

Vor allem muß ich Sie aufrichtig versichern, daß mehreren Gelehrten, die keineswegs mit mir theoretisch einig sind, die Weise Ihrer Erklärungen auffallend vorkam, als ich noch unentschlüssig war, wie ich solche nehmen sollte. Ich las sie öfters und zu verschiedenen Zeiten und leider, so sehr ich mir selbst Mühe gab, die einzelnen Aeusserungen in dem Sinne zu nehmen, in welchem Sie meiner gerechten Erwartung entsprechen mochten, so wenig konnte ich Beruhigung finden. Erst nach Wochen hielt ich es für gut und für nothwendig, mit aller Offenheit Ihnen zu schreiben, was ich wirklich schrieb. Zu meinem Vergnügen finde ich nun in Ihrem Schreiben, daß ich dennoch in meinem Urtheile mich übereilte, denn mein aufrichtigster Wille war und ist, gegen Sie derjenige zu seyn, als den Sie mich nach unseren früheren Briefen anerkannten. Doch möge Sie mir zu gutem halten, wenn ich, auch nach allem, was Ihr Schreiben beruhigendes für mich enthält, noch immer annehme, daß zum wenigsten in der Weise ihrer öffentlichen Erklärungen die Veranlassung liegt, daß nicht nur im Publicum manches mir unangenehme Urtheil herrscht, sondern auch in mir mancher beunruhigende Gedanke, ja selbst die Bereuung meiner Weise, gegen Sie zu handeln, rege werden mußte. Denn wie konnte der Leser, wie ich insbesondere, errathen, daß das, was so eben auf meine Erklärung an Sie, als Ihre Rechenschaft vor dem Publicum erscheint, meine Erklärung gar nichts angehe, vielmehr

drei Jahre vorher schon entworfen sey? Juxta se profita magis elucescunt,³² heißt es gemeinlich. Auch bitte ich, mir nicht zu verargen, wenn ich die Widerlegung dessen, was ich in meinem letzten Schreiben andeutete, nicht durchaus überzeugend für mich finde, wenn ich vielmehr Sie bitte, alles, Ihre und meine Erklärungen u[nd] a[nderes] nochmal ganz ruhig und unpartheiisch zu prüfen und insbesondere zu beachten, ob nicht wirklich in zu sehr herabsetzenden Ausdrücken über dasjenige von Ihnen in einzelnen Stellen gesprochen wurde, was ich nothwendig auch auf mich beziehen muß. Darum verlange oder wünsche ich keineswegs, daß Sie (oder irgend jemand) Ihre Überzeugung aufgeben sollen. Ich wünschte bloß von jeher, so behandelt zu werden, wie jeder achtbare literarische Gegner es von mir zu fordern das Recht hat. Man kann sich literarisch noch so sehr Gegner seyn, ohne daß deshalb Achtung und Freundschaft der Personen gegeneinander in nothwendiges Gedränge komme. Ich für meine Person versichere Sie auf das heiligste, nie geflissentlich Ihnen zu einer Klage gegen mich in solcher Hinsicht Veranlassung zu geben, noch weniger, da ich nun Ihre neuere Erklärung vor mir habe, durch irgend eine Aeussereung eine Empfindlichkeit, die uns weiter entzweien könne, zu nähren oder aufkommen zu lassen. Meine Gemüthlichkeit läßt mich an keine Genugthuung, die Sie anbieten, denken. Doch kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, Sie möchten auf irgendeine Weise, wodurch Ihre und meine Ehre am mindesten compromittirt werde, das Publicum merken lassen, daß die Ausdrücke in Ihrer Rechenschaft, welche andere, wie mich selbst, zu besonderen Urtheilen verleiteten, nicht in dem Sinne u[nd] s[o] f[ort] nieder geschrieben seyn. Da der vortreffliche v[on] Savigny Notiz von der Sache hat, so wünsche ich, daß etwa dieser seinen Rath gebe, auf welche Weise so etwas am besten erklärt werde, so daß es dem Leser gar nicht auffalle. Derselbe wird Ihnen ohne Zweifel auch am besten sagen können, wie sehr Sie auf ein Wort von mir trauen können. Wenn es Gesundheit und Muse gestatten, so sollen es bis Ostern meine Worte vor dem Publicum selbst sagen, denn bis dahin hoffe ich mein Werk (über Medicin überh[aupt] über Krankheit, Heilung, Heilmittel und Heilplan) vollendet und wenigstens die erste Hälfte in's Publicum befördert zu haben. Darin werden Sie aber auch finden, daß, wenn wir auch in noch so vielen Puncten verschieden denken sollten, wir doch darin uns nahe sind, daß bloßes speculiren dem Arzte unnütz sey und nur das Praktische denselben als Arzt interessiren soll. Manches, das bloß spe-

32 Eigentlich: *opposita iuxta se profita magis elucescunt* – Gegensätze, die nebeneinander gestellt werden, treten umso deutlicher hervor.

culativ zu seyn schien, mußte ich in späterer Zeit noch gewisser meiner H[e]r[re]n Gegner wegen und respective diesen entgegen aufstellen. Etwas früher hingegen war ich wirklich dafür mehr, als ich jetzt billige, eingenommen. Doch auch darüber mögen Sie in meinem Werke das Nähere finden. Seit 25 Jahren lebe ich vorzugsweise unserer Kunst. Mit der Welt, mit Ruhm und Ehre oder anderen Weltvortheilen hatte ich wenig zu thun, noch je daran Vergnügen finden können. Um unserer Kunst desto mehr leben zu können, leistete ich Verzicht auf die Vortheile einer Privatpraxis, bei welcher selten gründliche Beobachtung dem Arzte möglich ist, behandelte bloß Kranke in Krankenhäusern und Freunde, bei denen ich Offenheit voraus setzte, um den Vortheil vollständiger und richtiger Beobachtung, sey es auch in wenigeren Fällen, zu erreichen, und setzte mich in genauern Umgang mit redlichen Aerzten, um von diesen zu erfahren, was sie beobachteten. Diese und andere Studien so wie gemüthlicher Umgang sind es, die ich suchte und möglichst unterhielt. Davon ließ ich mich nicht durch Tadel, noch durch Feinde, selbst nicht durch Verfolgungen abwendig machen, auch sah ich mich nie, um dergleichen abzuwenden oder entkräften zu können, mich um Anhänger oder Parthei für mich um. Deus bene vertat.³³ Recte faciendo neminem timeas³⁴ u[nd] d[er]gl[eichen] dachte ich und fand alles das nicht nöthig. Sehen Sie nun selbst, ob Sie in mir den finden, der Ihrer Freundschaft und Achtung werth sey. In jeder Hinsicht mögen Sie überzeugt seyn, daß ich für mich und meine Freunde, so weit ich solche bestimmen kann, auf alles bedacht seyn werde, was Sie von persönlicher Freundschaft fordern mögen, gesetzt auch, daß wir in noch so vielen literarischen Puncten verschiedene Wege betreten sollten. Ja mögen Sie sogar mein letztes Schreiben an Sie für einen Beweis meiner Offenheit und Zutrauens ansehen.

Leben Sie vergnügt.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebenster Do[kto]r Röschlaub

Ich bitte, mich der vortrefflichen Familien v[on] Savigny beßtens zu empfehlen. Nächstes Monat kehre ich wieder nach Landshut zurück.

33 Eigentlich: quod deus bene vertat – was Gott zum Guten wenden möge.

34 Tue recht und scheue niemand.

Brief 8

[GSA 6/4774, Produkt 50]

Landshut in Baiern den 31^{ten} Jan[uar] 1812

Eu[e]r Hochwohlgebohrn

verehrlichstes Schreiben vom 19^{ten} [letzten] M[onats] mit dem beigeschlossenen Nachtrag erhielt ich gestern. Ich kann versichern, daß ich selbst in Hinsicht der bewußten Punkte ganz beruhiget bin und daß ich eben davon, sobald ich nur Zeit und Ruhe genug werde genießen, in dem Werke, an dessen Ausarbeitung ich jede dazu gegönnte Stunde verwende, den entscheidendsten Beweiß liefern werde. Für mich selbst also kann ich wohl jede öffentliche Erklärung von Ihnen unnöthig finden. Allein noch immer sehe ich, daß der widrige Eindruck, welchen einzelne Ausdrücke, die man mißverstehen mußte, bei wirklich verehrungswürdigen Gelehrten machten, noch nicht erloschen sey. Darum kann ich es mehr Ihrer selbst als meiner wegen noch immer wünschen, daß Sie eine kleine Erklärung, die das Mißverständnis heben mag, machen möchten. Ich glaube nun allerdings, daß der Nachtrag eine dazu geeignete Erklärung enthalte, jedoch mit Ausnahme des Einganges und eines Ausdrucks gegen das Ende. Im Eingange nämlich scheinen mir die Ausdrücke, „daß man auch da Persönlichkeiten wittert und den Saamen der Zwietracht von Neuem auszustreuen versucht“, etwas zu hart zu seyn und ich möchte rathen, solche hinweg zu streichen und etwa auf solche Weise den Nachtrag beginnen zu lassen: „Da meine Absicht bei der von mir abgegebenen Erklärung ganz rein war und dennoch Spuren sich zeigten, daß in Hinsicht einiger Ausdrücke darin Mißverständnisse sich ergaben, so halte ich es, zur Hebung derselben, für nöthig, noch folgenden“. Gegen das Ende heißt es: „da sein Geist mehr speculative, der meinige mehr praktische Richtung hat“. In dieser Bemerkung finde ich zwar etwas wahres, doch nicht sie selbst durchaus wahr. Denn wenn es auch wahr ist, daß ich mich mehr mit Speculation (*rerum naturae contemplatio* wie es Celsus³⁵ in der Praefatio Libr[i] I. nennt) beschäftigte als Sie, so beschäftige ich mich doch durchaus in medicinischpraktischer Richtung damit, so

35 Der römische Enzyklopädist und medizinische Autor Aulus Cornelius Celsus (um 25 v. Chr.–um 50 n. Chr.).

daß ich keinen Satz aufstelle, der nicht seine Anwendung am Krankenbette erhalte. Meine Zuhörer können dieses am besten bezeugen. Ich halte also dafür, daß es nicht die Richtung, sondern die Individualität sey, warum unsere Ansichten immer etwas verschieden seyn werden. Es scheint mir unmöglich, daß zwei Gelehrte, besonders in Entfernthet von einander, durchaus gleiche Ansichten haben. Sollte es nicht darum besser so heissen: „da jeder von uns seinem ihm eigenthümlichen Gange und Richtung des Denkens folgt“? Daß ich diese Bemerkungen mir erlaube, dazu bin ich durch die deutlichen Beweise Ihrer Freundschaft und Zutrauens aufgemuntert. Eben darum erlaube ich mir noch folgendes beizusetzen. Sollten Sie irgend einen Grund finden, aus welchem Sie die Abdruckung jenes Nachtrages gerne unterlassen sähen, so versichere ich, daß ich gegen die Unterlassung für mich keine Einwendung zu machen habe, daß ich somit alles übrigen Ihrem und unseres vortrefflichen Freundes v[on] Savigny Ermessen überlasse.

Herzlich wünsche ich Ihnen alles Wohl und mir die stete Fortdauer Ihrer Gewogenheit.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr gehorsamer D[iene]r u[nd] Fr[eu]nd

D[oktor] Röschlaub

Vernetzte Biographien. Die Medizinische Fakultät im Bamberger Professorinnen- und Professorenkatalog

1. Rohdaten für die Universitätsgeschichte

Die Otto-Friedrich-Universität Bamberg blickt auf eine lange und institutionell wechselvolle Geschichte zurück. 1648 wurde sie als *Academia Bambergensis* mit den Fakultäten Theologie und Philosophie eröffnet; im 18. Jahrhundert erwarb sie mit der Einrichtung der Juristischen und der Medizinischen Fakultät den Rang einer klassischen frühneuzeitlichen Vierfakultätenuniversität. Nachdem die Universität 1803 aufgelöst worden war, sorgten verschiedene Einrichtungen für die kontinuierliche Weiterführung der akademischen Ausbildung in Bamberg, allerdings nicht in allen Disziplinen gleichermaßen. Als direkter Nachfolger der Universität gilt gemeinhin das Lyzeum, in dem das Studium in den Fakultäten Theologie und Philosophie möglich war. Das Lyzeum wurde 1923 in Philosophisch-Theologische Hochschule umbenannt und bestand bis 1972. Weniger bekannt ist hingegen, dass auch das Studium der Medizin nach 1803 in der Medizinisch-Chirurgischen Schule Bamberg fortgeführt werden konnte, wenn auch unter veränderten Vorzeichen und nur kurzfristig.¹ Als weitere akademische Einrichtung wurde 1958 die Pädagogische Hochschule in Bamberg als Außenstelle der Universität Würzburg eröffnet. Beide, die Pädagogische Hochschule und die Philosophisch-Theologische Hochschule, wurden 1972 zur Gesamthochschule vereint, aus der schließlich 1979 die Universität Bamberg erneut hervorging.²

Zur Geschichte der Medizinischen Fakultät liegen signifikante Wissenslücken vor, die auf eine dünne diesbezügliche Quellenlage zurückzuführen sind. Selbst ein ex-

1 Bernhard SPÖRLEIN, *Die ältere Universität Bamberg (1648–1803). Studien zur Institutionen- und Sozialgeschichte*, 2 Bde. (Spektrum Kulturwissenschaften 7) (Diss.), Berlin 2004, S. 795f.

2 Zur Geschichte der Universität seit 1648 vgl. die Beiträge in Franz MACHILEK (Hrsg.), *Haus der Weisheit. Von der Academia Ottoniana zur Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Katalog der Ausstellungen aus Anlaß der 350-Jahrfeier*, Bamberg 1998.

aktes Datum der Aufnahme des Lehrbetriebs ist nicht überliefert. Vielmehr muss von einem langwierigen und konflikthaften Prozess des Aufbaus der Fakultät ausgegangen werden, den Bernhard Spörlein in seiner umfassenden Dissertation zur Geschichte der älteren Universität Bamberg nachzeichnet. Ein reguläres Universitätsstudium der Medizin ist in Bamberg demnach vermutlich von etwa 1769 bis 1803 möglich gewesen.³

Aus dieser kurzen Phase des Medizinstudiums sind im Besitz der Universität kaum Quellen erhalten geblieben. So finden sich im Universitätsarchiv heute lediglich Spuren in den frühen Matrikelbüchern, in denen viele der Studierenden und der Lehrenden sowie weitere Universitätsangehörige verzeichnet waren.⁴ Dezidierte Fakultätsakten, wie sie beispielsweise aus der Theologischen und der Philosophischen Fakultät erhalten geblieben sind, sucht man zur Medizinischen Fakultät vergeblich. Insgesamt liegt aus der Zeit der älteren Universität nur ein geringer Teil der Quellen im Universitätsarchiv vor.⁵ Nach der Auflösung der Universität wurden zwar einige Aktenbestände vom Lyzeum übernommen; große Teile wurden allerdings auf andere Archive und Bibliotheken verteilt. Darüber hinaus kam es im Lauf der Zeit auch zu erheblichen Aktenverlusten.⁶ Heute sind vor allem die Bestände des Staatsarchivs

3 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), S. 773–851; vgl. auch den Beitrag von Bernhard Spörlein in diesem Band. Weitere Darstellungen zur Medizinischen Fakultät sind in dem Werk Heinrich Webers zur Geschichte der Universität Bamberg enthalten: Heinrich WEBER, Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg von 1007–1803, in: BHVB 42 (1880), S. I–X, 1–312; 43 (1881), S. 313–582; 44 (1882), S. 583–782. Aus medizinhistorischer Perspektive haben sich Carlos Lehmann-Struve und Katharina Brauner mit der Rolle der Medizin in Bamberg befasst: Carlos D. LEHMANN-STRUVE, Über die Medizin an der Academia Ottoniana und Universitas Ottoniano-Fridericiana Bambergensis 1735–1803 (Diss. med.), Erlangen-Nürnberg 1967; Katharina BRAUNER, Bamberg als Zentrum der romantischen Medizin: eine Studie zur Bamberger Heilkunde im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert (Diss. med.), Würzburg 2006. Die umfassende Biographie zu Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816), die kürzlich von Mark Häberlein und Michaela Schmölz-Häberlein vorgelegt worden ist, enthält ebenfalls neue Einblicke in die Medizinische Fakultät: Mark HÄBERLEIN/Michaela SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816). Ein Bamberger Arzt zwischen aufgeklärten Reformen und romantischer Medizin (Stadt und Region in der Vormoderne 5), Würzburg 2016.

4 AUB, Signatur I 7 (Matrikelbuch). Vgl. Bernhard SPÖRLEIN, Die Matrikel der Akademie und Universität Bamberg 1648–1803, Würzburg 2015.

5 Zur Übersicht der online verfügbaren Findbücher URL: <https://www.uni-bamberg.de/arch/bestaende-und-findmittel/> [27.03.2018].

6 John MOORE, Das Archiv der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, in: Haus der Weisheit. Von der Academia Ottoniana zur Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Katalog der Ausstellungen aus Anlaß der 350-Jahrfeier, hrsg. v. Franz MACHILEK, Bamberg 1998, S. 455f.

Bamberg für Forschungen zur Geschichte der älteren Universität und speziell zur Medizinischen Fakultät unabdingbar.⁷

Archive werden gern als das „Gedächtnis“ ihrer Institution bezeichnet. Neben der Aufgabe, Quellen zu bewahren, gehört es auch zu den Aufgaben des Universitätsarchivs, die Geschichte der Universität zu dokumentieren. Zu diesem Zweck werden im Rahmen der Digitalisierungsstrategie des Universitätsarchivs Bamberg seit 2012 neue Zugangsmöglichkeiten zu den Archivbeständen entwickelt. Damit soll auch veränderten Erwartungen der Archivnutzerinnen und -nutzer entsprochen werden, die der Verfügbarkeit archivalischer Quellen im Internet eine hohe Priorität zuschreiben. Ein Baustein der digitalen Informationsangebote ist der Bamberger Professorinnen- und Professorenkatalog, der die Gesamtheit des Lehrpersonals und weiterer wichtiger Persönlichkeiten seit der Universitätsgründung 1648 dokumentiert. Das Universitätsarchiv leistet damit einen Beitrag zur Grundlagenforschung und bietet als Serviceleistung den Professorenkatalog zur freien Nutzung an.

Im vorliegenden Beitrag werden nach einem allgemeinen Überblick zu Struktur und Funktion des Bamberger Katalogs insbesondere die Daten und Zugriffsmöglichkeiten zur Medizinischen Fakultät vorgestellt. Abschließend wird der Frage nachgegangen, inwieweit Professorenkataloge bzw. Gelehrtenverzeichnisse einen Beitrag zur Unterstützung fachwissenschaftlicher Forschung leisten können.

2. Professorenkataloge als Sonderform biographischer Verzeichnisse

Biographische Darstellungen wie Gelehrtenverzeichnisse oder Professorinnen- und Professorenkataloge gehören an vielen Universitäten zu den Standardwerken der Identitätsstiftung. Sie vermitteln über die Biographien des akademischen Personals bedeutende Aspekte der Geschichte einer Universität und erlauben Rückschlüsse auf die Entwicklung der Fächer, Fakultäten und Institutionen. Es wäre jedoch zu kurz gegriffen, sie auf diesen Aspekt der Selbstvergewisserung zu reduzieren. Denn auch für die Erforschung des (sozial-)historischen Umfelds der Universität dient die Bereitstellung derartiger Daten als wichtige Quelle, da die Universität seit jeher in ei-

7 Darüber hinaus befinden sich signifikante Quellen zur Universitätsgeschichte von 1648 bis 1803 in den Beständen des Archivs des Erzbistums Bamberg, des Stadtarchivs sowie der Staatsbibliothek Bamberg.

nem spannungsreichen Verhältnis sowohl zum fürstbischöflichen Hof als auch zur Stadt stand.⁸ Professorenkataloge dienen damit nicht nur der Erforschung der Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, sondern liefern auch für die Regional- und Stadtgeschichte signifikante Daten.

Die klassische Form des gedruckten Professorenkatalogs⁹ wird seit den 2000er Jahren zunehmend abgelöst durch webbasierte Informationssysteme, die ohne Zugangsbeschränkung erreichbar sind.¹⁰ Die Vielzahl der kürzlich lancierten Professorenkataloge erweckt den Eindruck, dass die Möglichkeiten datenbankgestützter Informationsangebote im Internet geradezu eine Renaissance der Textart Professorenkatalog ausgelöst haben.¹¹ Während die gedruckten Werke einem weitgehend einheitlichen Schema in der Art der Darstellung folgen – sie enthalten in der Regel Fließtexte einzelner Biographien, Porträtabbildungen sowie erläuternde Texte zu fach- und epochenspezifischen Besonderheiten – ist bei den online verfügbaren Professorenkatalogen eine größere Varianz hinsichtlich Art, Inhalt und Darstellungsform der erhobenen Daten anzutreffen. Sammlungen von Fließtexten sind selten; meist werden die Informationen als strukturierte Daten angeboten, die über verschiedene Abfragemöglichkeiten durchsuchbar sind. Einige Professorenkataloge nehmen auch das Lehrpersonal der Gegenwart auf, andere hingegen beschränken sich auf historische Phasen der jeweiligen Universität. Selten handelt es sich bei den Verzeichnissen um

8 Vgl. Stefan GERBER, *Wie schreibt man „zeitgemäße“ Universitätsgeschichte?*, in: N.T.M. 22 (2014), S. 277–286, hier S. 282. Zum Vorwurf des rein Affirmativen der Universitätsgeschichtsschreibung vgl. ebd., S. 278.

9 Beispielsweise seien hier genannt: Dagmar DRÜLL, *Heidelberger Gelehrtenlexikon 1386–1986*, 4 Bde., Berlin/Heidelberg 1986–2009; Horst GERKEN, *Catalogus Professorum 1831–2006* (Festschrift zum 175-jährigen Bestehen der Universität Hannover 2), Hildesheim 2006.

10 Zu den frühen online verfügbaren Katalogen deutscher Universitäten gehören beispielsweise Leipzig, URL: <https://research.uni-leipzig.de/catalogus-professorum-lipsiensium/> [27.03.2018], Rostock, URL: <http://cpr.uni-rostock.de/> [27.03.2018] und Kiel, URL: <http://gelehrtenverzeichnis.de/> [27.03.2018].

11 Vgl. die Tagung „Die Universität Kiel und ihre Professorinnen und Professoren oder: Wozu den Kieler Professorenkatalog?“ (20./21. April 2012), die sich speziell dem Zweck online bereitgestellter Professorenkataloge widmete; Oliver AUGE/Swantje PIOTROWSKI, Editorial, in: *Professorenkataloge 2.0. Ansätze und Perspektiven webbasierter Forschung in der gegenwärtigen Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Ergebnisse eines Kieler Kolloquiums vom 20./21. April 2012*, hrsg. v. dens. (Jahrbuch für Universitätsgeschichte 16/2013), S. 143–151. Ein von der Universität Mainz ausgerichteter Experten-Workshop „Professorenkataloge“ (11./12. Juli 2015) brachte weitere Akteure zusammen, vgl. URL: <https://www.ub.uni-mainz.de/projekte-tagungen/experten-workshop-professorenkataloge/> [27.03.2018].

eine retrospektive Digitalisierung analoger (gedruckter) Professorenkataloge,¹² sondern meist um genuin auf Basis einer Datenbank erstellte Inhalte. Dies trifft auch auf den Bamberger Professorinnen- und Professorenkatalog zu.

3. Zur Genese des Bamberger Professorinnen- und Professorenkatalogs

Da eine Gesamtdarstellung des Bamberger Lehrkörpers bisher nicht vorlag, wurde 2013 mit der Konzeption des Professorinnen- und Professorenkatalogs begonnen. Den konkreten Anlass lieferte eine Auswertung der Anfragen an das Universitätsarchiv seit 2011, die zeigte, dass ein großer Teil der externen und internen Anfragen die mit der Universität verbundenen Personen (Lehrkörper, Studierende) betraf, gefolgt von den institutionellen Einrichtungen (Fakultäten, Institute, Fächer, Studiengänge) und den Studieninhalten (Lehrveranstaltungen, Prüfungen und Abschlüsse). Vor allem Forschungen aus dem Bereich der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte setzen häufig an den mit der Institution verbundenen Personen an. Es kann von einer dauerhaft hohen wissenschaftlichen Nachfrage nach personen- und institutionenbezogenen Inhalten ausgegangen werden, für die mit dem Professorenkatalog ein entsprechendes Rechercheinstrument zur Verfügung gestellt werden soll.

Eine Umfeldanalyse zeigte, dass bereits unterschiedliche technische Systeme für die Präsentation von Professorenkatalogen im Web vorhanden waren. Anstatt ein weiteres System hinzuzufügen, sollten vielmehr durch die Adaption einer bereits etablierten Software Synergien geschaffen und die Kooperation mit vergleichbaren Projekten anderer Universitäten gesucht werden. Der Bamberger Katalog wurde daher mit der *open source* Software OntoWiki und der Wissensbasis Professorenkatalog¹³ aufgesetzt, die an der Universität Leipzig entwickelt worden waren und deren Anwendung für ein deutschlandweites Vernetzungsprojekt von Professorenkatalogen zur

12 Beispiele sind der Marburger Professorenkatalog, der auf der gedruckten Ausgabe von 1927 beruht: URL: <https://www.uni-marburg.de/uniarchiv/pkat> [27.03.2018]; sowie der Katalog der aufgelösten Universität Helmstedt (1576–1810), der durch die Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel in eine Datenbank überführt wurde: URL: <http://uni-helmstedt.hab.de/> [27.03.2018].

13 Vgl. URL: <http://ontowiki.net/> [27.03.2018] sowie URL: <http://aksw.org/Projects/CatalogusProfessorum.html> [27.03.2018]; Ulf MORGENSTERN/Thomas RIECHERT (Hrsg.), *Catalogus Professorum Lipsiensis. Konzeption, technische Umsetzung und Anwendungen für Professorenkataloge im Semantic Web* (Leipziger Beiträge zur Informatik XXI), Leipzig 2010.

Debatte stand.¹⁴ Das Bamberger Projekt wurde daher von Beginn an im Hinblick auf eine mögliche spätere Vernetzung mit anderen Katalogen konzipiert.

3.1 Ziele

Mit einem vollständigen Katalog, der das Lehrpersonal und weitere Universitätsangehörige der Universität Bamberg und ihrer Vorläufer-Einrichtungen seit 1648 beschreibt, wird ein Rechercheinstrument für die internationale Universitätsgeschichte sowie die Elitenforschung bereitgestellt. Die Auswahl der zu erhebenden Daten soll möglichst offen erfolgen, um den Katalog dauerhaft für multiperspektivische Fragestellungen aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen nutzbar zu halten. Langfristig sollen Möglichkeiten zur Rückbindung von Forschungsergebnissen an den Katalog eröffnet werden. Hohe Priorität hat der Aufbau eines verlässlichen und nachhaltigen Systems, das die kontinuierliche Fortschreibung des Datenbestands auf eine möglichst ressourcenschonende Weise erlaubt.

Im Kontext der weitergefassten Digitalisierungsstrategie des Universitätsarchivs wird der Professorenkatalog frei im Netz verfügbar sein und mit weiteren Datenbeständen des Universitätsarchivs vernetzt werden. Durch die Verknüpfung mit externen Ressourcen, beispielsweise anderen Professorenkatalogen und biographischen Verzeichnissen, soll ein Mehrwert für Forschungsvorhaben geschaffen werden.

3.2 Konzeption und Umsetzung

Im Folgenden werden vorrangig die organisatorischen Aspekte bei der Planung und dem Aufbau des Katalogs behandelt und nur in Ansätzen informationstechnische Fragestellungen. Die grundlegende Entscheidung für den Aufbau eines datenbankgestützten Informationssystems und gegen eine Druckversion fiel vor dem Hintergrund der Vorteile eines online verfügbaren Katalogs. So ist ein Katalog auf Basis

¹⁴ Die Betreiber der Professorenkataloge der Universitäten Leipzig, Rostock und Kiel hatten die Initiative zum Aufbau eines „Deutschen Professorenkatalogs“ ergriffen, zu dem die Universität Bamberg 2013 dazu stieß. Vgl. URL: <http://www.deutscher-professorenkatalog.uni-kiel.de/> [28.03.2018].

einer Datenbank beispielsweise jederzeit aktualisierbar, er ist online gut erreichbar und bietet automatisierte Auswertungsmöglichkeiten.¹⁵

3.2.1 Maßnahmen zur Sicherung der Nachhaltigkeit

Hohe Priorität wurde bereits zu Projektbeginn der Realisierung eines nachhaltigen Systems beigemessen. Dies sollte durch Maßnahmen in drei grundlegenden Bereichen erreicht werden. Zunächst wurden mit der Art der institutionellen Verankerung an der Universität die Weichen für einen dauerhaften Betrieb gestellt. Der Aufbau des Bamberger Katalogs wurde von der Universitätsleitung beauftragt und in der Zielvereinbarung 2014–2018 zwischen der Otto-Friedrich-Universität und dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst¹⁶ als Teilprojekt im Bereich „Verstärkung der Wissenschaftskommunikation“ definiert. Die Federführung des Projekts liegt beim Universitätsarchiv, das als stetige Einrichtung der Universität für die dauerhafte Pflege und regelmäßige Aktualisierung der Daten sorgt.¹⁷ Der Professorinnen- und Professorenkatalog ist damit nicht an projektbezogene Ressourcen gebunden, die etwa im Kontext eines Universitätsjubiläums vorübergehend verfügbar wären.¹⁸ Als Quellengrundlage dienen die Archivalien des Universitätsarchivs, wodurch ein hoher Grad an Verlässlichkeit der Daten garantiert wird. Der technische Betrieb und die Sicherung des Systems erfolgen durch das Rechenzentrum der Universität. Fachwissenschaftliche Unterstützung bei der inhaltlichen Konzeption wird durch die Professur für Historische Grundwissenschaften gewährleistet, informatonstechnische Unterstützung liefert der Lehrstuhl für Angewandte Informatik in den Kultur-, Geschichts- und Geowissenschaften.

15 Nähere Ausführungen, insbesondere auch zur Nutzung von Linked Open Data, vgl. Norbert LUTTENBERGER/Jesper ZEDLITZ, Was die Linked Open Data-Technologie für die wissenschaftliche Prosopographie leisten kann, in: Professorenkataloge 2.0. (wie Anm. 11), S. 169–179.

16 Vgl. URL: [https://www.uni-bamberg.de/zielvereinbarung/zv2014/\[27.03.2018\]](https://www.uni-bamberg.de/zielvereinbarung/zv2014/[27.03.2018]); URL: https://www.uni-bamberg.de/fileadmin/uni/verwaltung/planung/dateien/ZV2014_Bamberg.pdf [27.03.2018].

17 Vgl. URL: <https://www.uni-bamberg.de/arch/projekte/professorinnen-und-professorenkatalog/> [23.03.2018].

18 Universitätsgeschichte genießt vor dem Hintergrund eines größeren Universitätsjubiläums meist hohes Ansehen, doch nur noch selten werden daraus dauerhaft angelegte Fördermaßnahmen, wovon auch etliche Professorenkataloge betroffen sind. Vgl. Marian FÜSSEL, Universitätsgeschichte, in: N.T.M. 22 (2014), S. 287–293, hier S. 287.

Der zweite wichtige Aspekt beim Aufbau eines nachhaltigen Systems liegt in der Nutzung von Standards und Normdaten. Von zentraler Bedeutung ist die Anwendung der Gemeinsamen Normdatei (GND),¹⁹ die von der Deutschen Nationalbibliothek verwaltet wird und sowohl im Bibliotheks- als auch im Archivwesen weit verbreitet ist. Die GND ermöglicht die eindeutige, dauerhafte Identifikation von Personen und Einrichtungen durch die Bereitstellung entsprechender Normdatensätze mit permanenten Identifikatoren. Darüber hinaus kann die GND über die Verwendung der permanenten ID zur Vernetzung von Daten zwischen verschiedenen Systemen sowie zum automatisierten Datenaustausch genutzt werden, beispielsweise mit dem Portal „Deutsche Biographie“.²⁰ Sofern die Personen noch nicht in der GND verzeichnet sind, wird ausgehend vom Bamberger Katalog ein Neueintrag veranlasst und mit dem Datensatz im Professorenkatalog verlinkt. In der internationalen wissenschaftlichen Community sind VIAF (Virtual International Authorization File)²¹ und ORCID²² weit verbreitete Identifikationssysteme. Mittelfristig ist ebenfalls die Verknüpfung mit diesen Systemen geplant. Die im Professorenkatalog beschriebenen Ortsnamen sollen mit einem Ortsdatenregister bzw. einem Georeferenzsystem verlinkt und auf Karten visualisiert werden können.²³ Dadurch können Orte auch in historischer Perspektive, etwa nach veränderten Namensgebungen oder neuen geopolitischen Zugehörigkeiten, effizient identifiziert werden.²⁴ Für die Erfassung der allgemeinen biographischen Daten der Personen hat sich bei den bisher verfügbaren

19 Vgl. URL: http://www.dnb.de/DE/Standardisierung/GND/gnd_node.html [27.03.2018].

20 Vgl. URL: <https://www.deutsche-biographie.de/> [28.03.2018]. Vgl. Bernhard EBNETH, Auf dem Weg zu einem Historisch-Biographischen Informationssystem. Datenintegration und Einsatz von Normdaten am Beispiel der Deutschen Biographie und des Biographie-Portals, in: Professorenkataloge 2.0. (wie Anm.11), S. 261–290; Barbara PFEIFER, Über Zweck und Nutzen der Gemeinsamen Normdatei (GND), in: ebd., S. 251–259; Jesper ZEDLITZ, Biographische Normdaten. Ein Überblick, in: Archivar 70/1 (2017), S. 22–25. Der Mainzer Professorenkatalog bietet beispielsweise über das Tool Beaconizer eine Liste an weiterführenden Links zu beschriebenen Personen an; vgl. Karin ECKERT/Christian GEORGE/Frank HÜTHER, Gutenberg Biographics: Eine biographische Online-Datenbank zur Mainzer Universitätsgeschichte, in: ABI Technik 37/3 (2017), S. 171–178, hier S. 175f. [Online-Version], DOI: <https://doi.org/10.1515/abitech-2017-0041> [17.04.2018].

21 Vgl. URL: <https://viaf.org/> [28.03.2018].

22 Vgl. URL: <https://orcid.org/> [28.03.2018].

23 Vgl. die Visualisierung von Ortsdaten im Kieler Gelehrtenverzeichnis: URL: <http://gelehrtenverzeichnis.de/persons?button=true> [17.04.2018].

24 Welches Georeferenzsystem angewandt werden wird, ist derzeit noch offen. Denkbar ist die Anwendung der Geographica der GND, Openstreetmap oder Google Maps.

Gelehrtenverzeichnissen die Anwendung eines bekannten oder die Etablierung eines neuen Standards noch nicht durchgesetzt.

Der dritte Aspekt betrifft schließlich den Aufbau eines Systems zur dauerhaften Fortschreibung des Katalogs. Ziel ist es, eine weitgehend automatisierte Form der Aktualisierung von Personendaten zu entwickeln. Da davon auszugehen ist, dass ein großer Teil der relevanten personenbezogenen Daten etwa seit den 1980er Jahren bereits in anderen IT-Systemen der Universität erfasst worden ist, soll ein System für eine datenschutzkonforme automatisierte Übernahme eingerichtet werden. Eine manuelle Dateneingabe, die im Fall der Vorläufereinrichtungen erfolgen musste, soll für die spätere Aktualisierung vermieden werden. Das ebenfalls an der Universität Bamberg im Aufbau befindliche Forschungsinformationssystem (FIS)²⁵ erschien als ideales Ausgangssystem für eine kontinuierliche Aktualisierung des Professorenkatalogs. Im FIS wird das aktuelle akademische Personal der Universität Bamberg in Lehre und Forschung mit biographischen und forschungsbezogenen Daten geführt, so dass ein automatisierter Export definierter Daten aus dem FIS in den Professorenkatalog erfolgen kann. Durch einen frühzeitigen Abgleich der Datenmodelle beider Systeme wird der Datentransfer vorbereitet; eine spätere Anreicherung der Daten mit Informationen aus anderen Quellen wird dennoch möglich sein.

3.2.2 Inhaltliche Konzeption

Von den grundlegenden inhaltlichen Entscheidungen, die zu Projektbeginn notwendig waren, werden hier einige übergeordnete Aspekte vorgestellt. Letztlich galt es, ein Erfassungskonzept zu definieren, mit dem die Dokumentation des historischen Bestands in einer begrenzten Projektphase realisiert werden konnte.

Aufzunehmender Personenkreis

Der Begriff „Professorinnen- und Professorenkatalog“ suggeriert nur auf den ersten Blick einen klar definierten Personenkreis für das Projekt. Tatsächlich umspannt der Katalog einerseits ein größeres Spektrum an Personen, andererseits ist der Professorentitel rückblickend längst nicht so klar definiert wie es scheint. Vielmehr durchlief der Titel verschiedene Bedeutungswandlungen, so dass er nicht für jede Epoche

25 Vgl. URL: <https://www.uni-bamberg.de/forschung/forschungsfoerderung/> [28.03.2018].

und jeden gesellschaftlichen Kontext als eindeutiges Kriterium zur Aufnahme in den Katalog dienen kann.²⁶ Die hauptamtlich Lehrenden bilden den Schwerpunkt des Katalogs. Auch Lehrpersonal, das nicht über einen Professorentitel verfügt, soll in bestimmten Fällen in den Katalog aufgenommen werden. Dies können beispielsweise Personen sein, die erst später an einer anderen Universität ernannt worden sind, oder aber wichtige Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Es wird daher kein enges, für alle Epochen und Vorläufereinrichtungen der Universität einheitliches Auswahl-schema angelegt; vielmehr soll die Möglichkeit gegeben bleiben, in der Auswahl der aufzunehmenden Personen situationsbezogen auf Spezifika einer Epoche bzw. einer Lehranstalt reagieren zu können. Zusätzlich zum Lehrpersonal werden weitere wichtige Persönlichkeiten erfasst, die die Geschicke der Universität maßgeblich steuerten. In erster Linie sind dies die Kanzler und Kanzlerinnen sowie die Rektoren und Rektorinnen bzw. Präsidenten und Präsidentinnen, die historisch nicht in jedem Fall auch zum Lehrkörper gehörten.

Aufzunehmende Daten

Die Auswahl und Struktur der zu erfassenden biographischen Daten wird durch das Datenmodell der Leipziger Wissensbasis „Professorenkatalog“ vorgegeben. Es unterteilt die Hauptklassen Person, Verwandtschaftsbeziehungen, Lebensabschnitt, Veröffentlichung und Körperschaft, die jeweils über verschiedene Unterklassen und Attribute verfügen.²⁷ Um eine einheitliche Datenerfassung zu gewährleisten, wurde im Universitätsarchiv Bamberg eine Erschließungsrichtlinie erstellt, die Erläuterungen zu einzelnen Erfassungsfeldern enthält. Abgesehen von den zentralen biographischen Kerndaten werden detaillierte Informationen schwerpunktmäßig für den Wirkungszeitraum an der Universität Bamberg erfasst, da nur für diese Phase eine zuverlässige Quellensituation vorherrscht. Bei Personen, die zwischen Universitäten

26 Die Universitätsgeschichtsschreibung bedürfe generell einer radikalen Historisierung, die u. a. durch eine kulturwissenschaftliche Perspektive gewonnen werden könne, betont FÜSSEL, Wie schreibt man Universitätsgeschichte (wie Anm. 18), S. 291.

27 Zum Datenmodell vgl. Christian AUGUSTIN/Ulf MORGENSTERN/Thomas RIECHERT, Der Leipziger Professorenkatalog. Ein Anwendungsbeispiel für kollaboratives Strukturieren von Daten und zeitnahe Publizieren von Ergebnissen basierend auf Technologien des Semantic Web und einer agilen Methode des Wissensmanagements, in: Digitale Wissenschaft. Stand und Entwicklung digital vernetzter Forschung in Deutschland (Tagungsband), hrsg. v. Silke SCHOMBURG/Claus LEGGEWIE/Henning LOBIN/Cornelius PUSCHMANN, Köln 2011, S. 41–44, hier S. 43.

wechseln, werden mindestens der unmittelbar vorangegangene und der direkt an die Universität Bamberg anschließende akademische Karriereschritt dokumentiert. Neben den universitären Aufgaben und Funktionen werden auch außeruniversitäre Ämter und gesellschaftliche Tätigkeiten mit aufgenommen, da sie in einer Wechselwirkung mit der Tätigkeit an der Universität stehen und die Netzwerke der Professorinnen und Professoren erfahrbar machen. Parallel zur Recherche und zur konkreten Erfassung der biographischen Daten wurden zusätzliche Dokumentationen angelegt, beispielsweise systematische Übersichten zur Entwicklung und Abfolge der Fächer oder Lehrstühle. Ebenfalls wurden kurze Einführungen in die Geschichte der jeweiligen akademischen Einrichtung vorbereitet, die die Einordnung der Biographien erleichtern sollen.

Definition der Quellen

Durch die Ansiedlung des Projekts im Universitätsarchiv ist der direkte Zugriff auf Archivalien sowie auf bereits vorhandene Verzeichnungsdaten, beispielsweise aus Personal- und Berufungsunterlagen, gesichert. Grundsätzlich werden die Bestände des Universitätsarchivs als Hauptinformationsquellen des Professorenkatalogs genutzt, um möglichst zuverlässige Daten zu erhalten. Zu den auszuwertenden Archivalienarten gehören daher alle Personalunterlagen einschließlich Berufungsakten, Universitätsmatrikel und weitere Rektorats- und Verwaltungsdokumente. Weitere Archivalienarten sind beispielsweise Pfarrmatrikel sowie Personenstandsregister. Zusätzlich werden Publikationen wie Personal- und Vorlesungsverzeichnisse, Jahresberichte und teilweise auch Universitätszeitungen als wichtige Quellen für weitere Daten ausgewertet. Informationen zur Institutionengeschichte, beispielsweise die Entwicklung von Fakultäten und Instituten, werden auch aus weiteren Dokumenten wie Grundordnungen, Satzungen und Organisationsbescheiden entnommen. Ergänzend werden biographische Lexika und Sekundärliteratur hinzugezogen. Im Fall der älteren Universität werden die biographischen Daten aus der Dissertation von Spörlein als Grundlage genommen und durch Recherchen im Staatsarchiv Bamberg sowie anderen Archivbeständen ergänzt. Die Daten zu Personen der nachfolgenden Einrichtungen hingegen müssen aus diversen archivalischen Quellen und weiterem Schriftgut erst ermittelt werden. Nachlässe werden ebenfalls in die Recherche einbezogen.

3.2.3. Zugriffsmöglichkeiten

Mit den Recherchefunktionen Volltextsuche, strukturierte Suche (einfach und erweitert) und Browsen bietet der Katalog standardisierte Zugriffsmöglichkeiten. Für die Ergebnisse der Volltextsuche soll perspektivisch eine nachfolgende, tiefere Strukturierungsmöglichkeit angeboten werden. In einer einfachen strukturierten Suchmaske werden die am häufigsten verwendeten Felder (Personen, Körperschaften inklusive Fakultäten, Orte, Zeiträume) angeboten, die durch automatische Ergänzungen bei Eingabe und parallel angezeigte alphabetische Indexlisten den Zugriff erleichtern. In der erweiterten Recherchemaske werden zusätzliche Recherchfelder und Kombinationsmöglichkeiten von Feldern angeboten. Zum Browsen werden hierarchisch aufgebaute Listen angezeigt, die einen schnellen Überblick über bestimmte Themen ermöglichen, beispielsweise in den Kategorien akademische Einrichtungen, Rektoren/Präsidenten oder Fakultäten. Langfristig soll eine normierte Liste von Fächerbezeichnungen aufgebaut werden, die zusätzlich zu den zeitgenössisch verwendeten Bezeichnungen abrufbar ist und die historische Entwicklung der Disziplinen darstellbar macht.

4. Die Medizinische Fakultät im Bamberger Katalog

Zur älteren Universität sind 319 Professoren vollständig mit ausführlichen biographischen Angaben im Professorenkatalog verzeichnet. Zusätzlich wurden über 300 weitere Personen erfasst, bei denen es sich um die Familienmitglieder der Professoren und bedeutende Persönlichkeiten der Universitätsgeschichte handelt. Zum Zeitpunkt der Auflösung der Universität wies die Medizinische Fakultät zwar die größte Anzahl an Professoren auf;²⁸ insgesamt umfasste sie aber aufgrund der nur kurzen Existenz des Medizinstudiums in Bamberg lediglich 15 Personen:

- Prof. Dr. phil. Dr. med. Ignaz Christoph DÖLLINGER (1770–1841)
- Prof. Dr. med. Georg Anton DORN (1760–1830)
- Prof. Dr. phil. Dr. med. Johann Baptist Dominikus FINK (1730–1799)
- Prof. Adalbert Philipp GOTTHARD (1739–1816)
- Prof. Dr. med. vet. Dr. med. et chir. Joseph Friedrich GOTTHARD (1757–1834)

28 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), S. 795.

- Prof. Dr. med. Anton Xaver Jakob HERRMANN (1743–1771)
- Prof. Dr. med. Joseph Renatus Maria JOACHIM (1723–1793)
- Prof. Dr. med. Johann Baptist KRAPP (1768–1803)
- Prof. Dr. phil. Dr. med. Christian Ignaz (von) PFEUFER (1780–1852)
- Prof. Dr. med. Dr. phil. Joseph REUBEL (1779–1852)
- Prof. Ignaz Franz RÖSCH (1757–1822)
- Prof. Dr. phil. Dr. med. Andreas RÖSCHLAUB (1768–1835)
- Prof. Ernst Friedrich Felix RUMPF (1764–1849)
- Prof. Dr. med. Dr. phil. Christian Wilhelm SCHWARZ (1713–1768)
- Prof. Dr. phil. Dr. med. Bernhard SIPPEL (1760–1826)

Neben den Professoren der Medizinischen Fakultät sei hier besonders auf den Personeneintrag zu Dr. Adalbert Friedrich Marcus verwiesen, den Begründer des Allgemeinen Krankenhauses in Bamberg.²⁹ Er war zwar nicht Professor der Universität, spielte aber in der Geschichte der Bamberger Medizin eine wichtige Rolle und hielt seit 1793 auch Lehrveranstaltungen für die Medizinstudenten ab, sodass es aus einer Nutzungsperspektive sinnvoll erschien, ihn auch in den Katalog aufzunehmen. Zwischen dem Allgemeinen Krankenhaus und der Medizinischen Fakultät bestanden enge personelle Verbindungen, und die Ausbildung der Studenten fand an beiden Einrichtungen statt.

4.1 Biographische Daten der Professoren

Das Anliegen des datenbankgestützten Professorenkatalogs ist es, einen strukturierten Überblick über wichtige Lebensstationen der mit der Universität verbundenen Personen zu bieten. Durch die Art der Präsentation soll ein intuitiver Zugang und eine schnelle Orientierung ermöglicht werden. Damit verfolgt der Professorenkatalog eine andere Zielsetzung als ausführliche, fachwissenschaftlich orientierte und interpretierende Biographien. Beide Informationsangebote ergänzen sich daher und können durch gegenseitige Verweise auch forschungsunterstützend wirken. Im Professorenkatalog erfolgt die standardisierte Ausgabe der biographischen Daten in den folgenden Bereichen.

29 Vgl. HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 3).

Personennamen und Titel, Lebensdaten

Die Personenansetzung liefert Namen und Titel sowie Grade der Personen und enthält nach Möglichkeit auch ein Bildnis. Zusätzlich können alternative Namensformen berücksichtigt werden. Dies können unterschiedliche Schreibweisen der Personennamen sein, die insbesondere für die noch nicht normierte Schreibweise der Frühen Neuzeit relevant sind. Aber auch Namensänderungen werden hier dokumentiert, wie beispielsweise bei Prof. Adalbert Philipp Gotthard der frühere jüdische Name Herz, den er bis zu seiner Konversion geführt hatte. Die Religionszugehörigkeit ist bei allen Medizinprofessoren römisch-katholisch. Von vielen Professoren der älteren Universität sind keine Geburtsdaten überliefert, sondern nur die Taufdaten, wie etwa bei Andreas Röschlaub. Da im Datenmodell kein eigenes Feld für das Taufdatum vorgesehen ist, wird es im Feld Geburtsdatum erfasst und in einem Kommentar erläutert, dass es sich um das Taufdatum handelt.

Familiäre Beziehungen

Die Dokumentation der Familienmitglieder, der Eltern, Geschwister, Ehepartner und Kinder, ist für die Erforschung der sozialen Beziehungen der Professorenschaft der Frühen Neuzeit ein wichtiger Ansatzpunkt, denn die Bildung persönlicher und wissenschaftlicher Netzwerke war eng miteinander verwoben. Beispielhaft lässt sich dies an der Entstehung regelrechter Professorendynastien seit dem Spätmittelalter erkennen, wie etwa im Fall von Ignaz Christoph Döllinger. Die Professoren bekleideten häufig wichtige Ämter in den Städten und Gemeinwesen und übten so erheblichen Einfluss auf ihr Umfeld aus; daher werden auch wichtige Ämter aufgenommen, die erst nach ihrer Lehrtätigkeit an der Universität ausgeübt wurden. Beispielsweise wurden einige Professoren zu Medizinalräten bzw. Obermedizinalräten und etliche zu Hofräten ernannt. Bernhard Sippel war von 1819 bis 1821 Bürgermeister von Bad Brückenau. Durch die Bereitstellung der Daten wird die sozial- und geschichtswissenschaftliche Analyse dieser vielfältigen Netzwerke unterstützt.

Lebenslauf und Lebensabschnitte

Im Bereich Lebenslauf werden die für den Professorenkatalog zentralen Lebensabschnitte bzw. Ereignisse zu Studium, Qualifikation, universitärer und außeruniversitärer Karriere, Mitgliedschaften, Ämtern und Ehrungen dargestellt. Schon durch

die detaillierte Beschreibung des Studienverhaltens, das hier bereits mit der schulischen Ausbildung am Gymnasium einsetzt, können Einflüsse auf die spätere wissenschaftliche Karriere erkennbar werden. Erfasst werden die Studienzeiten, -fächer und -orte. Hier wird die Mobilität der späteren Medizinprofessoren bereits während des Studiums sichtbar, denn nur wenige haben ausschließlich an der Bamberger Alma mater studiert. Als zeitweilige Studienorte erscheinen häufig Würzburg und Wien (die beide eng mit dem Hochstift Bamberg verbunden waren), aber auch die Universitäten Straßburg, Jena, Gießen, Halle (Saale), Erfurt, Berlin, Mainz, Pavia und Pont-à-Mousson sind teilweise mehrfach vertreten. Die akademischen Abschlüsse werden nach Datum, Qualifikationsart und Universität gesondert erschlossen, um die Möglichkeit zu einer eigenständigen Auswertung nach Studienabschlüssen und Qualifikationsschritten zu schaffen.

In der Kategorie Karriereschritt werden *per definitionem* die wissenschaftlichen Tätigkeiten bzw. die akademische Lehre erfasst, wohingegen außeruniversitäre Tätigkeiten in einer eigenen Rubrik zusammengefasst werden. Soweit bekannt, werden auch spezifische Lehrfächer aufgeführt, um so die Entwicklungen der Fächer nachvollziehbar zu machen. Für die ältere Universität werden nicht nur die Lehrtätigkeiten der Professoren an der Universität Bamberg erfasst, sondern auch alle weiteren bekannten Stationen. Die Übernahme universitärer Ämter wie Dekan und Beisitzer der Fakultät, Direktor von Instituten oder Universitäten, Rektor und Prorektor werden als wichtige Karriereschritte ebenfalls gesondert aufgeführt. Beispielsweise ist Röschlaubs Rektorat an der Universität Landshut genannt.

Von besonderem Interesse für die Netzwerkforschung dürften auch die Informationen zu den Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Akademien, Ausschüssen, Gesellschaften und Vereinigungen sein sowie die Ehrungen, die den Professoren zuteilwurden. Für die Untersuchung der Wechselbeziehungen zwischen den Professoren und ihrem sozialen Umfeld sind die Darstellungen der außeruniversitären Ämter, Funktionen und Mitgliedschaften besonders aufschlussreich. Vielfältiges Engagement von hauptamtlichen Tätigkeiten über nebenberufliche oder auch ehrenamtliche ist hier zu verzeichnen, gehörten die Professoren doch meist der gesellschaftlichen Elite an, die ihr Umfeld prägte. Neben dem akademischen Einfluss auf Staat und Gesellschaft können hierdurch zudem Rückschlüsse auf die Bedürfnisse gezogen werden, die von außen an die Universität herangetragen werden und die den Status der Universität im Gemeinwesen erkennen lassen.

Weitere Informationen

Für die Aufnahme weiterer wichtiger Daten zu den Personen steht eine Freitext-Kategorie zur Verfügung. Beispielsweise sind hier Hinweise auf biographische Details wie die Namen bedeutender Taufpaten, Reisetätigkeiten oder Rechtsstreitigkeiten mit Bezug zur Tätigkeit an der Universität enthalten – bei Röschlaub beispielsweise die Tatsache, dass er vorübergehend im Haus von Ignaz Christoph Döllinger wohnte.³⁰

Referenzen und Quellen, Weblinks

Die für die Einzelbiographien verwendeten archivalischen Quellen und Darstellungen werden in einem weiteren Bereich gesondert aufgeführt. Abschließend werden zu jedem Personeneintrag verschiedene Kategorien von Links zu externen Informationsangeboten erstellt. Allen voran ist hier der Link zur Gemeinsamen Normdatei (GND) der Deutschen Nationalbibliothek zu nennen. Weitere wichtige Ziele von Links sind die Einträge der Deutschen Biographie sowie anderer relevanter Verzeichnisse.

Die Erfassung wichtiger Publikationen ist beim derzeitigen Bearbeitungsstand noch nicht erfolgt. Mittelfristig wird eine Auswahl wichtiger Publikationen der Professoren der älteren Universität hinzugefügt werden. Für die späteren Einrichtungen wird die Recherche ausführlicher Bibliographien über den Link zur Deutschen Nationalbibliothek erfolgen.

4.2 Zugriffsmöglichkeiten über Körperschaften

Neben dem Datenbankzugriff über die Personen eröffnet der Zugriff über die Rubrik Körperschaften weitere wesentliche Recherchewege. Eine Gesamtliste der verzeichneten Körperschaften wird angeboten sowie die Volltextsuche in der Rubrik Körperschaften ermöglicht. Zum Suchbegriff „Medizin“ wird die folgende Ergebnisliste ausgegeben:

- Allgemeines Krankenhaus Bamberg
- Medizinalkomitee Bamberg
- Medizinalkomitee des Mainkreises

30 Vgl. SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), S. 1294.

- Medizinisch-Chirurgische Gesellschaft zu Berlin
- Medizinisch-Chirurgische Schule Bamberg
- Medizinische Fakultät Bamberg
- Medizinische Fakultät Pest
- Medizinischer Verein in Altenburg
- Medizinisch-Klinische Anstalt Landshut
- Obermedizinal-Ausschuß München
- Philosophisch-Medizinische Gesellschaft Würzburg
- Physikalisch-Medizinische Gesellschaft Erlangen
- Physikalisch-Medizinische Gesellschaft in Venedig
- Physikalisch-Medizinische Sozietät Erlangen
- Tierärztliche Schule Bamberg
- Vereinigte Spitäler Bamberg

In der detaillierten Anzeige der Ergebnisse werden zu jeder Körperschaft die jeweilige Laufzeit sowie die mit ihr in Verbindung stehenden Personen als Liste ausgegeben. Die Recherche zum Allgemeinen Krankenhaus Bamberg zeigt beispielsweise, dass sechs der Professoren hier tätig waren. Meist waren sie als praktische bzw. leitende Ärzte beschäftigt (Döllinger, Dorn, A. P. Gotthard, Pfeufer, Röschlaub); Sippel war für die Hausapotheke des Krankenhauses zuständig.

An der Medizinisch-Chirurgischen Schule Bamberg lehrten nach der Auflösung der Universität sechs Professoren (Dorn, A. P. Gotthard, J. F. Gotthard, Pfeufer, Rösch, Rumpf). Am Beispiel der Medizinisch-Chirurgischen Schule zeigt sich eine Herausforderung bei der Definition des Datenmodells in Bezug auf die Darstellung der Körperschaften in historischer Perspektive und in der Verknüpfung zu den Personen. Die Medizinisch-Chirurgische Schule durchlief einige institutionelle Veränderungen: Sie wurde 1809 zur Schule für Landärzte umstrukturiert, was erhebliche Veränderungen in den Lehrinhalten nach sich zog.³¹ Diese wurde 1823 wiederum zur Chirurgischen Schule umbenannt und 1836 schließlich zur Baderschule.³² Im Katalog sollen die Gültigkeitszeiträume der jeweiligen Einrichtungen exakt dargestellt werden und die Abfolge der Vorgänger- und Nachfolgeeinrichtungen erkennbar sein. Gleichzeitig sollen aber auch die Personen, die häufig über die Umbenennung der

31 HÄBERLEIN/SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Adalbert Friedrich Marcus (wie Anm. 3), S. 327–331.

32 SPÖRLEIN, Die ältere Universität Bamberg (wie Anm. 1), S. 795f.

Körperschaften hinweg mit diesen verbunden waren, eindeutig zugeordnet werden. Abhilfe schaffen könnte möglicherweise eine Erfassungsmöglichkeit für alternative Namensschreibweisen für Körperschaften, wie sie in der GND angewandt wird.

Zusammenfassend zeigt die Recherche nach weiteren medizinischen Einrichtungen, dass die Medizinische Fakultät über ein weit verzweigtes akademisches und außerakademisches Netzwerk verfügt und ihr Personal ein hohes außeruniversitäres Engagement zeigte. Dadurch lassen sich vielfältige Verknüpfungs- und Vernetzungsmöglichkeiten der Daten des Bamberger Professorinnen- und Professorenkatalogs mit weiteren externen Ressourcen erkennen.

5. Digitale Serviceangebote für die Wissenschaft

Mit dem Professorinnen- und Professorenkatalog stellt die Universität ein frei verfügbares Rechercheinstrument zu den Persönlichkeiten der Universitätsgeschichte bereit. Sie entspricht damit den Erwartungen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Archivrecherchen jederzeit online durchführen zu können. Dabei werden nicht mehr nur archivische Findmittel nachgefragt, sondern verstärkt wird das Bedürfnis nach Archivalien als Volltexten im Netz formuliert. Zusätzlich zu diesen beiden Angeboten wird mit dem Professorenkatalog ein weiteres Informationsmedium bereitgestellt: Der Katalog basiert auf einer fachgerechten Auswertung archivalischer Quellen und dokumentiert wichtige Aspekte der Universitätsgeschichte. Dadurch dass er weitgehend quellenbasiert erstellt wurde, kann ein hohes Maß an Vertrauenswürdigkeit der Daten erreicht werden. Weitere Charakteristika wie die Zitierfähigkeit durch Permalinks sorgen dafür, dass der Katalog als ein verlässliches Instrument für die wissenschaftliche Forschung wahrgenommen werden kann.

Durch die Präsentation biographischer, wissenschafts- und institutionengeschichtlicher Rohdaten soll der Katalog für wissenschaftliche Fragestellungen aus verschiedenen Disziplinen nutzbar sein. Eine möglichst offene Datenerhebung, die sich an den aktuellen Fragestellungen der prosopographischen Forschung orientiert, soll für eine langfristige Nutzbarkeit des Katalogs sorgen. Die Daten werden strukturiert angeboten und können als Linked Open Data³³ automatisiert ausgewertet und weiterverarbeitet werden. Damit wird die Möglichkeit geschaffen, die Da-

33 Vgl. LUTTENBERGER/ZEDLITZ, Linked Open Data-Technologie (wie Anm. 15).

ten in experimentelle Forschungsumgebungen, wie sie etwa im Bereich der Digital Humanities entwickelt werden, einzubinden. Neben Auswertungsmöglichkeiten zu einzelnen Personen werden auch Forschungsansätze zur Erstellung von Kollektivbiographien durch den Katalog unterstützt. Denkbare Ansätze wären etwa Fragen zu den räumlich-zeitlichen Bezügen wissenschaftlicher Karrieren: Woher stammen die Lehrenden? Welche räumlichen Entfernungen nahmen sie für das Studium und die wissenschaftliche Tätigkeit auf sich? Wo siedelten sie in den Universitätsorten? Wie war die Verweildauer an der jeweiligen Einrichtung? Welche Netzwerke lassen sich aufgrund räumlich-zeitlicher Fragestellungen rekonstruieren? Gleichzeitig können so auch Erkenntnisse zur Rolle der Universitäten in ihrem sozio-kulturellen Umfeld und zum Vergleich von Universitäten gewonnen werden. Welche unterschiedlichen Einzugsgebiete herrschten beispielsweise vor? Wie waren die Professorinnen und Professoren durch außerakademische Ämter und Funktionen ins gesellschaftliche und politische Leben integriert, inwieweit prägten sie es?

Eine enge Anbindung an die Forschung soll wiederum auch der Qualitätssicherung der Daten dienen. So ist einerseits geplant, eine Möglichkeit für die sukzessive Anreicherung der Daten aus bisher nicht erschlossenen Quellen einzurichten; andererseits sollen auch Forschungsergebnisse langfristig an den Katalog rückgekoppelt werden können. Der Katalog soll für Forscherinnen und Forscher aus diversen Disziplinen offen stehen und ermuntert sie, ihren fachspezifischen Bedarf an die Auswertungsmöglichkeiten zu formulieren.

Schließlich wird in der Vernetzung der historischen Daten zu Personen und Institutionen großes Potential für einen wissenschaftlichen Mehrwert des Katalogs gesehen. Universitätsintern werden insbesondere durch die Digitalisierungsmaßnahmen des Universitätsarchivs wechselseitige Verknüpfungen der Daten des Professorenkatalogs mit aussagekräftigen Archivalien ermöglicht. Beispielsweise können personenbezogene Unterlagen wie Lebensläufe oder Urkunden, einrichtungsbezogene Dokumente wie Vorlesungsverzeichnisse oder Satzungen und fachbezogene Unterlagen wie Fach- oder Institutschroniken über das digitale Angebot des Universitätsarchivs mit dem Professorenkatalog verknüpft werden. Extern wird durch die Vernetzung mit anderen Professorenkatalogen³⁴ und weiteren biographischen Verzeichnissen wie der „Deutschen Biographie“ ein Mehrwert für wissenschaftliche Anwendungen ge-

34 Vgl. den Mainzer Katalog, der über die GND und das Tool Beaconizer bereits die Verlinkung von weiteren Ressourcen zu den Professorinnen und Professoren realisiert, URL: <http://gutenberg-biographics.ub.uni-mainz.de/home.html> [28.03.2018].

schaffen. Aufgrund der hohen Mobilität des akademischen Personals werden sich die Daten verschiedener Gelehrtenverzeichnisse idealerweise ergänzen und in der Vernetzung ein Gesamtbild wissenschaftlicher Karrierewege und Netzwerke abbilden. Institutionenübergreifende Rechercheportale, deren Aufbau langfristig angedacht ist, werden den Zugriff auf Informationen zu den Gelehrten erleichtern.

6. Fazit und Perspektive

Der Professorinnen- und Professorenkatalog wurde hier als ein Beispiel digitaler archivischer Informationsangebote vorgestellt, die einen ortsunabhängigen Zugriff auf Wissen und Quellen zur Universitätsgeschichte ermöglichen. In dem Umstand, dass der Katalog als ein Baustein der umfassenderen Digitalisierungsstrategie des Universitätsarchivs angelegt ist, liegt das Potential für seine zukünftige Weiterentwicklung, beispielsweise die kontinuierliche Anreicherung und Verknüpfung mit digitalen archivalischen Quellen, aber auch für Anpassungen der Datenerhebung durch explizite Anforderungen aus den Wissenschaften. Der Katalog ist somit Ausdruck des Selbstverständnisses des Universitätsarchivs Bamberg, für die fachgerechte und zeitgemäße Bereitstellung archivalischer Quellen zu sorgen und durch neue mediale Angebote forschungsunterstützend zu wirken.

Die Struktur der Datenerfassung und -bereitstellung der Biographien wurde am Beispiel der Medizinischen Fakultät vorgestellt. Dabei konnte anhand eines überschaubaren Personenkreises und Zeitraums die regionale und überregionale Vernetzung des Lehrkörpers der älteren Universität Bamberg nachgezeichnet werden. Gleichzeitig werden aber auch die Grenzen eines derartigen Professorenkatalogs sichtbar. Der Katalog dient der strukturierten Bereitstellung gesicherter Rohdaten zum Leben und Wirken des akademischen Personals. Er stellt keine dezidierte Quellenedition dar und kann keine wissenschaftshistorische Einordnung oder Interpretation des Wirkens der Personen vornehmen, wie dies durch fachwissenschaftlich verortete Biographien geleistet wird.³⁵ Die Schaffung wechselseitiger Verweise zwi-

35 Vgl. etwa den Beitrag zu Andreas Röschlaub in der Neuen Deutschen Biographie: Werner E. GERABEK, [Art.] Röschlaub, Andreas, in: NDB 21 (2003), S. 38 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118602004.html#ndbcontent> [17.04.2018].

schen diesen unterschiedlichen, sich ergänzenden Werken wird allerdings durch die digitalen Serviceangebote erleichtert, worin ein Mehrwert für die Forschung liegt.

Zusätzlich zur wissenschaftlichen Nutzung adressiert der Katalog auch die interessierte Öffentlichkeit, denn das Wirken zahlreicher berühmter Persönlichkeiten in Bamberg und ihr Einfluss auf das akademische und außerakademische Leben sind häufig weithin unbekannt. Die Rolle der Universität im politischen, kulturellen und sozialen Leben der Stadt und der Region, aber auch darüber hinaus im akademischen Leben Deutschlands wird durch die Verbindung der Professorenbiographien mit der Institutionen- und Wissenschaftsgeschichte darstellbar.

Schließlich liegt in der Entwicklung eines Konzepts zur Nachhaltigkeit des Katalogs ein Mehrwert für die Fachgemeinschaft der Professorenkataloge und Gelehrtenverzeichnisse. Im spezifischen Bamberger Modell wird ein Beitrag zur Nachhaltigkeit durch den automatisierten Datenimport aus dem Forschungsinformationssystem der Universität gewährleistet. Damit konnte ein innovatives Konzept für die kontinuierliche, ressourcenschonende Aktualisierung der Professorenkataloge vorgestellt werden.

Von zentraler Bedeutung wird zukünftig die Entwicklung von Vernetzungsstrategien sein. Hier erscheinen drei Modelle realistisch, die durchaus parallel bestehen können: die gegenseitige Verlinkung einzelner Daten der bestehenden Kataloge, die Recherche über Linked Open Data oder die Entwicklung einer gemeinsamen Rechercheplattform, die die unabhängig voneinander agierenden Kataloge durch eine zentrale Abfragemöglichkeit vernetzt.

Abkürzungsverzeichnis

| | |
|----------|--|
| ADB | Allgemeine Deutsche Biographie |
| AUB | Archiv der Universität Bamberg |
| BayHStA | Bayerisches Hauptstaatsarchiv München |
| BHVB | Bericht des Historischen Vereins Bamberg |
| MIInn | Ministerium des Inneren |
| NDB | Neue Deutsche Biographie |
| NTM | Neuer Teutscher Merkur |
| SBB | Staatsbibliothek Bamberg |
| StABa | Staatsarchiv Bamberg |
| StadtA | Stadtarchiv |
| StadtABa | Stadtarchiv Bamberg |
| UAM | Universitätsarchiv München |

Personenregister

Ackermann, Johann Christian Gottlieb 85

Andres, Johann Baptist 88

Autenrieth, Johann Heinrich Ferdinand von 149

Beckenbauer, Alfons 70, 75f, 82, 98

Berg, Franz 203

Bertele, Georg Augustin 72–74, 79f, 88

Bieder, Hilarius (Senior) 155, 158

Blumenbach, Johann Friedrich 170

Boerhaave, Herman 225

Böhmer, Familie

– Auguste 70f, 200–204

– Caroline (siehe Schelling, Caroline)

– Wilhelm 200

Breyer, Karl Wilhelm Friedrich 198

Broman, Thomas H. 14, 134, 136

Brown, John 12–16, 36, 63, 67, 71, 77f, 106, 111–116, 118–122, 124, 127f, 131–135, 139, 141–148, 151f, 160, 165–171, 186f, 190, 202, 209, 211, 213, 216, 225–227

Buchner, Johann Andreas 100

Buseck, Christoph Franz von, Fürstbischof 33, 35, 51, 61f

Dinges, Martin 161

Döllinger, Familie

– Ignaz Christoph 153, 165, 172, 174, 187, 192, 197, 248, 250, 252f

– Johann Ignaz Joseph 25f, 28, 41f, 45, 64, 72, 106

Dorn, Georg Anton 30, 36, 49, 175, 248, 253

Ekl, Anton 97, 99

Ennemoser, Joseph 195

Erhard, Johann Benjamin 110, 116

Erthal, Franz Ludwig von, Fürstbischof 16, 29–33, 35, 46, 49, 51, 54, 58–61, 157

Eschenmayer, Carl August 196

Feiler, Joseph Johann Nepomuk Bartholomäus 84

Fichte, Johann Gottlieb 117, 147, 152, 171, 179, 189f

Fink, Johann Baptist Dominikus 27f, 36, 248

Franckenstein, Johann Philipp Anton von, Fürstbischof 25

Frank, Johann Peter 80, 128

Füssel, Marian 137

Gaub(ius), Hieronymus David 225

Gerhardinger, Xaver 73

Giel, Franz Joseph 72f

Girtanner, Christoph 114

Gmelin, Eberhard 195

Goethe, Johann Wolfgang von 9f, 20, 180, 188, 190, 201, 204, 217

Goldgar, Anne 136

Gönner, Nikolaus Thaddäus 66, 69f, 76, 89, 155f

- Gotthard, Familie
 – Adalbert Philipp 27, 33, 45, 248, 250
 – Joseph Friedrich 30, 33, 41, 52, 248
 Grant, William 226
 Haas, Familie
 – Caroline (siehe Röschlaub, Caroline)
 – Johann 38
 Hartenkeil, Johann Jacob 150
 Hartmann, Philipp Karl 212
 Hecker, August Friedrich 149, 169
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 188, 197
 Heinroth, Johann Christian August 195
 Herrmann, Anton Jakob Xaver 27, 249
 Hessert, Franz Ferdinand Ludwig 124f
 Himly, Karl Gustav 81, 95, 222
 Hippokrates von Kos 85, 119, 225
 Hirsch, August 182f
Hirschel, Bernhard 12, 137f
 Hoffmann, Karl Richard 84, 100
 Hoven, Friedrich Wilhelm von 206f
 Hufeland, Christoph Wilhelm 10–12, 20, 38, 77, 86, 107, 120, 122, 141f, 149, 159, 167, 187, 194, 208, 211, 215–235
 Humboldt, Alexander von 149
 Ideler, Karl Wilhelm 195
 Joachim, Joseph Renatus Maria 28, 34, 49, 249
 Kant, Immanuel 82, 147, 152, 198f
 Kastner, Karl Wilhelm Gottlob 197
 Kerner, Justinus 195
 Kieser, Dietrich Georg 189
 Kilian, Conrad Joseph 94, 139, 196
 Klein, Georg Michael 180, 193
 Köllner, Johann Gottlob Friedrich 114
 Köppen, Johann Friedrich 98
 Korzendorfer, Heinrich 155f
 Kotzebue, August von 149, 159, 208
 Krapp, Johann Baptist 249
 Krieger, Franz Josef 94, 99
 Krüll, Franz Xaver von 82, 89
 Lentin, Jakob Friedrich Ludwig 168f
 Leupoldt, Johann Michael 195
 Leveling, Familie von
 – Heinrich Maria 72, 75
 – Heinrich Palmatius 72f
 – Peter Franz Theodor 72, 83f
 Ludwig I., König von Bayern 39, 99
 Marc(us), Familie
 – Adalbert Friedrich 10, 12, 14, 17, 19f, 30, 32, 37, 39, 42f, 49, 63, 106, 117, 139, 142, 148, 153, 162–183, 186, 188, 190, 192, 249
 – Charles Chrétien Henri 166
 – Karl Moritz 163, 178
 Matthäi, Carl Christian 18, 76, 138, 142–150, 159f, 169
 Maximilian I. Joseph, König von Bayern 98

- Medicus, Ludwig Wallrad 89
 Mehmel, Gottlieb Ernst August 207
Meinel, Christoph 103
 Mellin, Christoph Jakob 225
 Metzger, Johann Daniel 85
 Meyer, Nikolaus 9–11, 180
 Michaelis, Johann David 200
 Mittermaier, Carl Joseph Anton 89
 Morgagni, Giovanni Battista 226
 Moscati, Pietro 165
Mulsow, Martin 136
 Münz, Martin 99
 Napoleon I., frz. Kaiser 66
 Nasse, Christian Friedrich 195
 Nees von Esenbeck, Christian Gottfried 195
 Niederhuber, Carl Joseph Ignaz 68, 72–74
 Oeggel, Georg 105, 129
 Oken, Lorenz 189, 192f, 211
 Osterhausen, Johann Karl 113, 116f
 Pfaff, Christoph Heinrich 166, 211
Pfeifer, Klaus 77f
 Pfeufer, Christian Ignaz von 53, 151, 153, 181, 249, 253
 Pilger, Friedrich 124
 Pop, Friedrich 115
 Popp, Anton 156–160
 Rainer, Johann Baptist 97, 99
 Reil, Johann Christian 81, 107, 114, 117f, 179, 187
 Reisinger, Franz 17, 95–98, 100
 Reubel, Joseph 153, 172, 204, 249
 Ringseis, Johann Nepomuk 64
Risse, Guenther B. 13
 Ritter, Johann Philipp 175
 Ritter, Johann Wilhelm 189
 Rösch, Ignaz Franz 249
 Röschlaub, Familie
 – Caroline 38
 – Michael Joseph 87
 Rumpf, Ernst Friedrich Felix 45, 249, 253
 Sailer, Johann Michael 66, 197f
 Salat, Jakob 200
 Savigny, Friedrich Carl von 82, 221, 223, 232f, 235
 Schelling, Familie
 – Caroline 71, 200f
 – Friedrich Wilhelm Joseph 10, 38, 70, 107, 117, 170, 174, 185–214
 – Karl Eberhard 195–197
 Schelver, Friedrich Joseph 196, 207f
 Schlegel, Familie (von)
 – August Wilhelm 201
 – Caroline (siehe Schelling, Caroline)
 Schleiermacher, Friedrich 202

- Schmidt, Adam 117
- Schmidtmüller, Johann Anton 68, 88
- Schönborn, Friedrich Karl von, Fürstbischof 23, 25, 51
- Schönlein, Johann Lukas 194f
- Schubert, Gotthilf Heinrich 189, 192, 195
- Schultes, Joseph August 84, 87, 97, 99
- Schwarz, Christian Wilhelm 25, 249
- Seinsheim, Adam Friedrich von, Fürstbischof 26f
- Selle, Christian Gottlieb 225
- Sippel, Bernhard 33, 45, 249f, 253
- Speyer, Friedrich 163, 165, 174, 178
- Spörlein, Bernhard* 238, 247
- Steffens, Heinrich 117f, 189, 192, 209
- Stieglitz, Johann 139, 141, 170
- Stoll, Maximilian 225f
- Swieten, Gerard van 226
- Sydenham, Thomas 226
- Thomann, Joseph Nikolaus 115, 117, 206
- Tiedemann, Friedrich 68f, 74f, 88
- Trenker, Augustin 139
- Troxler, Ignaz Paul Vital 192, 209, 211
- Tsouyopoulos, Nelly* 12f, 16, 77f, 134, 138, 166, 174, 185
- Veit, Dorothea 202
- Vieusseux, Caspar 177
- Virchow, Rudolf 86
- Virdung von Hartung, Otto Philipp 24f
- Voit von Salzburg, Melchior Otto, Fürstbischof 23
- Walther, Philipp Franz von 69, 80–82, 84, 87–89, 95, 108, 192
- Weber, Georg Michael 52, 199
- Weikard, Melchior Adam 80, 116, 166, 226
- Weiller, Kajetan von 200
- Weintz, Philipp Jakob 175f
- Widmer, Joseph 197, 199
- Wieland, Christoph Martin 110
- Wiesing, Urban* 13, 15, 138
- Wilmans, Friedrich 114f
- Windischmann, Karl Josef Hieronymus 192, 212–214
- Winter, Aloys von 72, 87
- Wrisberg, Heinrich August 149
- Zentner, Georg Friedrich von 68, 80–82, 206
- Zimmer, Patricius Benedict 199f



University
of Bamberg
Press

Der an den Universitäten Bamberg und Landshut wirkende Arzt Andreas Röschlaub (1768–1835) gehörte zu den einflussreichsten, aber auch umstrittensten deutschen Medizinern seiner Zeit. Als Medizinprofessor und stellvertretender Direktor des Allgemeinen Krankenhauses war er neben Adalbert Friedrich Marcus maßgeblich für den nationalen und internationalen Ruhm Bambergs als medizinisches Zentrum an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert verantwortlich. Wenn Zeitgenossen wie Goethe oder Schelling um 1800 von der fränkischen Bischofsstadt sprachen, dachten sie dabei stets auch, wenn nicht sogar vorrangig, an Marcus, Röschlaub und die Bamberger Medizin. Nachdem Andreas Röschlaub seither weitgehend aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden ist, verfolgt dieser in Kooperation zwischen dem Lehrstuhl für Neuere Geschichte unter Einbeziehung der Landesgeschichte und dem Universitätsarchiv Bamberg erarbeitete Band das Ziel, anlässlich seines 250. Geburtstags im Oktober 2018 an ihn zu erinnern. Die Beiträge beleuchten Röschlaubs akademische Karriere, sein publizistisches Wirken sowie seine Beziehungen und Konflikte mit prominenten Zeitgenossen.



ISBN 978-3-86309-590-1



9 783863 095901

www.uni-bamberg.de/ubp